

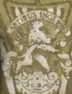
A. L. Hovel.

Zur

Psychologie des Bauerntums









Zur
Psychologie des Bauerntums.

Ein Beitrag.

Im Anschluß an synodale Verhandlungen,
sowie in Verbindung mit dem „Ausschuß für Wohlfahrtspflege
auf dem Lande“

zusammengestellt von

A. l' Houet
ev. Pfarrer.

Porée, Wilhelm



Tübingen
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
1905

C. A. Wagners Universitäts-Buchdruckerei in Freiburg i. B.

Meiner Frau.

Vorwort.

Der Verfasser muß sehr um Entschuldigung bitten, daß er in den folgenden Seiten auf einer ganzen Reihe von Gebieten sich bewegt hat, die nicht die seinen sind: Der Fachmann wird auch bei milder Beurteilung vielerlei an ihnen auszusetzen finden. Er hat sich zum Schluß darüber hinweggeholfen mit der Ueberlegung, daß einem solchen leicht wieder jenes fünfzehnjährige genaue Zusammenleben mit Deutschlands Bauerntum, teils zehn, teils zwanzig Kilometer ab von der Eisenbahn, fehlen dürfte, das dem Verfasser zur Seite steht. Und dieses letztere war doch für den vorliegenden Fall die Hauptsache! —

Man wird nicht zu viel sagen, wenn man behauptet, daß das Bauerntum für das übrige heutige Deutschland ebenso wichtig, wie trotz aller aufklärenden Arbeit noch unbekannt ist!

Neben anderem ist eine in die Augen springende Haupteigentümlichkeit aller starken Kultur, daß sie in ungeheurem Tempo Menschen verbraucht, leiblich, geistig und moralisch sie in Anspruch nimmt, sie abnutzt. Wie acht Wochen einmal glühende Sonne in ganz anderer Weise den gesamten Reifeprozeß und damit den Abschluß des Sommers wie der Pflanze beeilen und überstürzen, als normales Wetter, so brennt, wo solche Hochkultur eintritt, ob zur Zeit der Renaissance in Italien oder heute bei uns, dieselbe auf ein Volk herab. Und ihr gegenüber ist das von derselben abgelegene, unter naturgemäßeren Verhältnissen weiterlebende Bauerntum ein Fonds von normaler Gesundheit. Deutschlands Bauerntum ist mit Deutschlands Broterzeuger. Es ist aber wichtig in erster Linie als sein Vorrat an leiblicher, geistiger, moralischer und religiöser Gesundheit, als ein Reichskriegsschatz, der, wenigstens wenn ein Land noch auf eine Zukunft rechnet, intakt erhalten werden muß, als der Träger, wie die Aerzte sich ausdrücken, der nationalen Alexine. Das ist das eine.

Und dazu das zweite, unsere Entfernung von ihm! Alle frühere Kultur, selbst noch diejenige zur Zeit Schillers und Goethes, gar die der vorherigen Zeiten, hat ersichtlich ihr gesamtes Leben,

ihre ganzen Gedankengänge nach Prinzipien konstruiert, die von den im Bauerntum und in den folgenden Kapiteln vorliegenden nicht bedeutend verschieden sind. Die Kluft zwischen beiden, die fast zusehends vor sich gehende Verbreiterung dieser Kluft, eine Verbreiterung, die stellenweise bereits zur Unmöglichkeit einer Verständigung führt, das alles stammt erst aus den letzten fünfzig Jahren, aus der Zeit dessen, was wir im Unterschiede von Kultur Hochkultur nennen. Und dieser Tatsache der Entfremdung gegenüber haben wir einen zu geringen Prozentsatz von Schriftstellern, der mit der verschlossensten aller unserer Bevölkerungsschichten tatsächlich intim in Berührung kommt. Drei, vier Stände: Im übrigen ist man auch hier wieder auf die Arbeit der Hochkultur angewiesen. Und von der kann man es nun billigerweise einmal, wie die Dinge heute liegen, nicht verlangen, daß sie sich wirklich ernstlich für solche ungeschminkte Natur interessieren soll. Dazu müßte sie zu sehr umlernen, zu sehr von ihren eigenen gesamten Lebensüberzeugungen ablassen! Man sieht dieses letztere daran, wie vergeblich Männer wie Rosegger und Riehl und so manche andere im letzten Grunde geredet haben. Selten sind doch Leute von Bedeutung derartige Prediger in der Wüste gewesen. Man erfreut sich an ihrem novellistischen Gewande, weil sie auch Künstler sind, aber den schweren Ernst in ihren Büchern übersieht man. Man legt sich den Bauernstand immer wieder nach einem landläufigen Schema zurecht, meint ihm damit zu dienen, daß man ihm seine Absatzwege und seine Einnahmequellen vermehrt, und übersieht, daß Kenner, wie die obigen, von völlig anderen Dingen reden! Man hat den lebhaften Wunsch, daß den zurzeit erfreulicherweise in größerer Anzahl entstehenden Vereinen und Genossenschaften für alle Art ländliches Volkswohl besseres beschieden sein möchte! —

Für die vorliegenden Ausführungen gebührt dem Verfasser in erster Linie Dank an Herrn Professor D. Drews in Gießen, dessen wohlwollende Ermutigung hauptsächlich mit zu ihrer völligen Vollendung beigetragen hat. Auch sonstiger mannigfacher Anregung und Förderung von anderer Seite her möchte er in dieser Stunde gedenken.

Die Kapitel sind ursprünglich hervorgegangen aus einigen Aufsätzen in den ‚Preußischen Jahrbüchern' und in der früheren ‚Allg. Konservativen Monatsschrift'.

Inhalt.

D. Vergleiche.

Einleitung.

1. Bauerntum.

Wir müssen einige Worte vorausschicken über die Begrenzung unseres Gegenstandes. Was soll im folgenden unter Bauerntum verstanden werden?

Oft wird der Begriff als ‚ländlicher Mittelstand' mehr oder weniger ausschließlich nach der Größe des Besitzes bestimmt. Es werden drei Klassen von Grundbesitz unterschieden, etwa bis 30 Morgen, von 30 bis 600 Morgen und über 600 Morgen. Auf dem Kleingute, das bei fortschreitender Teilung zum Zwerggute ausartet, wird mehr und mehr der Pflug durch den Spaten, der Wagen durch die Karre, das Pferd durch Kuh und Ziege ersetzt. Infolge intensiver Bewirtschaftung bei der gewöhnlich günstigen Lage nährt es in guten Tagen die Seinigen noch. Sobald aber irgend eine Kalamität dazwischentritt, läßt es sie im Stich. Der Mensch pflegt den Boden, aber der Boden pflegt den Menschen nicht mehr hinreichend! Und auf dem Großgut, das, wenn es ein Einzelner überhaupt nicht mehr übersehen kann, zur Latifundie sich erweitert, tritt das Umgekehrte ein. Der Boden pflegt den Menschen, aber der Mensch pflegt den Boden nicht mehr genügend; er ist der Menge nicht mehr gewachsen, mit der Kraft schwindet die Lust und er behilft sich. Während auf dem Hofe und dem Kleingute jedes einzelne Familienglied genau die Behandlung der Scholle versteht, ist sie dort zuweilen ihnen allen ganz oder teilweise fremd. Während hier jeder Wille ohne Kraftverlust in die Tat umgesetzt wird, muß dort alles durch die Vermittelung von Angestellten, Aufsehern, Mietsarbeitern rc. gehen, was einen derartigen Reibungswiderstand im ganzen Betriebe erzeugt, daß derselbe dadurch unter Umständen zum Still-

stand kommt, oder wenigstens mit verhältnismäßig geringem Ertrage arbeitet! Zu Notstandsgebieten werden fast immer nur Gebiete des Klein- und des Großbesitzes. Dort verfällt man der Unlust und Unzufriedenheit, der Verzweiflung oder der Auswanderung. Während der Bauer auf seinem Hofe erfahrungsgemäß sich meist zu helfen weiß, den Ausweg hat und die Kraft zu diesem Auswege besitzt, sich krumm zu legen, und ganz genau zu wissen: „Up disse Tid kommt ne annere Tid!"

Es ist ohne Zweifel richtig, daß dem Bauer seine Eigenart verschafft zum großen Teil rein das eigentümliche Maß seines Besitzes. In keinem der zwei anderen genannten Fälle sind so Haus und Hof, der Mensch und der Acker aufeinander zugeschnitten, füreinander abgepaßt. Vor Jahrtausenden, als zum ersten Male jede Bauerschaft ihre Fluren in Gewanne zerlegte, für jede Feuerstelle so viel, wie ein Hauswesen bearbeiten konnte, wie ein Hauswesen zur Ernährung nötig hat, wurde dieses klassische Verhältnis in unseren alten Bauerngegenden begründet. Und seitdem hat man sich ineinander eingelebt, die Jahrhunderte haben das Verhältnis bewährt. Nirgends pflegt so, wie beim Bauerntum, um nochmal davon zu sprechen, der Hof das Haus, der Acker den Menschen. Er ernährt ihn, nicht zu viel und nicht zu wenig. Auch ein Not- und Ehrengroschen bleibt übrig, aber kein Luxusgroschen: Wir reden vom Durchschnitt der Höfe. Aber weiter, was ebenso wichtig ist, er beschäftigt ihn auch. Er beschäftigt jedes Mitglied des Hauses. Er übt eine erzieherische Wirksamkeit auf den Menschen aus! Und umgekehrt! Nirgends pflegt so, wie beim Bauerntum, der Mensch den Acker: Da, wo Jeder die Arbeit an und auf ihm kennt, wo die Frage des Gesindes durch seine Hinzunahme zum Hause wirklich gelöst wird, wo zum Schluß durch Mann und Weib, Sohn und Tochter, Knecht und Magd jeder Wille ohne Energieverlust voll und ganz sofort dem Acker als Tat zu teil wird. Man möchte das Verhältnis mit zwei Ehegatten vergleichen, die sich ineinander eingelebt haben, einander ergänzen. Man denkt an Christi Aussendung seiner Jünger zu zweit, auch, damit sie einander stützen und ergänzen sollten. Also wir haben in dem rein äußerlichen Verhältnis des Bauerntums zum Hofe in Deutschland jedenfalls das älteste und ein stets neu bewährtes Verhältnis zwischen Mensch und Land vor uns. Es ist sicher, daß das Bauerntum schon lediglich durch die uralte Art seines Hofes ein gut Teil seines Gepräges erhält.

Es wäre eine Unterlassung, daraufhin nicht eine Uebersicht zu geben, wie in dieser rein äußerlichen Beziehung es sich über Deutschland verteilt. Die folgende Tabelle gibt den Prozentsatz der Bodenfläche, die in Norddeutschland die 30—600 Morgen-Güter bedecken[1]).

Es betragen Prozent der Bodenfläche (die Dezimalen sind abgerundet):

Landesteile	Besitzungen		
	von x—30 Morgen	von 30—600 Morgen	von 600—x Morgen
Ost- und Westpreußen	4	52	44
Pommern	5	32	63
Posen	6	37	57
Brandenburg	6	44	50
Schlesien	14	35	51
Mecklenburg	16	5	79
Rheinprovinz	37	40	23
Sachsen	14	56	30
Westfalen	19	65	16
Schleswig-Holstein	19	71	10
Hannover	19	69	12
Braunschweig	19	69	12
Oldenburg	12	62	26
Königreich Sachsen	15	70	15

Die Hauptmasse des Bauerntums von Norddeutschland wohnt geschlossen in dessen Nordwesten: Oldenburg, Hannover, Braunschweig, Westfalen, den beiden Lippe und Waldeck. Schleswig-Holstein teilt sich. Die ganze Westküste besteht aus schweren Höfen, voran die Dithmarschen. Ebenso den ganzen Haiderücken in der Mitte der Halbinsel beherrscht der Hof, während die ganze anmutige Ostküste der zwei Herzogtümer ausschließlich dem Rittergute gehört. Im Durchschnitt besetzt das Bauerntum in jener ganzen genannten Gegend gut zwei Drittel des Bodens, in den Rest teilen sich Kleinbesitz und Großbesitz etwa zu gleicher Hälfte. In einzelnen Gegenden wird aus jenen zwei Dritteln noch mehr. Im Regierungsbezirk Stade werden aus den 69% der Provinz Hannover 73%, im Regierungsbezirk Lüneburg 80%[2]). Ab-

[1]) Vgl. das eingehende Werk A. v. Miaskowski, Das Erbrecht und die Eigentumsverteilung im Deutschen Reiche. 2 Bde. 1882—84. Bd. 1 S. 78 ff., 282 ff. [2]) v. Miaskowski a. a. O. Bd. 1 S. 295.

gesehen von dieser Masse von Bauerntum hat Norddeutschland davon noch kleinere Gruppen in einigen Teilen Thüringens, besonders dem Ostkreise des Herzogtums Altenburg, im Königreich Sachsen, in der Mark Brandenburg, vor allem den vier Kreisen der Altmark, auch in den östlichen Provinzen, dort besonders die kulmischen Bauern in der Weichselniederung. Am ärmsten an Bauerntum sind, wie der genannte östliche Teil Schleswig-Holsteins, Vorpommern und die beiden Mecklenburgs. „In diesen Gegenden hat der Adel seine Macht gegenüber den Landesherrn dazu benutzt, um namentlich seit dem Dreißigjährigen Kriege seinen Besitz auf Kosten des bäuerlichen zu erweitern. Wiggers (Die Reform der bäuerlichen Verhältnisse in Mecklenburg-Schwerin. 1869) berichtet, daß es im 17. Jahrhundert noch 12000 ritterschaftliche Bauern gegeben habe, daß sich im Jahre 1755 dagegen nur noch 5000 und in der neuesten Zeit sogar nur noch 1400 vorgefunden hätten. Diese Angaben sind nicht unbestritten geblieben[1])." Jedenfalls aber besteht in jenen Gegenden überhaupt kein Bauerntum im Sinne Norddeutschlands.

Süddeutschland besitzt eine geschlossene Bauerngegend im Südosten, in Altbayern und Oesterreich. Im Einzelnen sind es die Gebiete: Oberbayern ganz, vorzüglich das Gebirge mit der verbreiteten Einödwirtschaft; dann Niederbayern, besonders der südliche an Oberbayern angrenzende Teil, vor allem die Rottgegend; endlich noch Schwaben und die Oberpfalz. In den übrigen vier Regierungsbezirken Bayerns überwiegt der Kleinbesitz. Dazu aber nun Oesterreich: Tirol, die Erzherzogtümer und einzelne Teile von Steiermark und Kärnten. Das alles bildet wieder eine Masse. Zu der wieder hinzukommen auch einige kleinere süddeutsche Gebiete. In Baden besetzt der Hof den ganzen Schwarzwald, ausgenommen dessen nördlichen Teil. Alles übrige Land, alles Tiefland, besonders die ganze Rheinebene, auch der ganze Odenwald, sind Kleingüter[2]). Württemberg endlich teilt sich genau in eine östliche und eine westliche Landeshälfte. In der Osthälfte, auf dem rauhen und unfruchtbaren Plateau des Donau- und Jagstkreises finden sich, einer am andern, stattliche Bauernhöfe mit Ackerbau, Viehzucht, Wohlhabenheit und Unteilbarkeit. Besonders im südlichen Teile des Donaukreises, im württembergischen Schwaben, sind ganz ähnlich günstige Verhältnisse, wie im

[1]) v. Miaskowski a. a. O. Bd. 1 S. 285.

[2]) E. H. Meyer Badisches Volksleben. Straßburg 1900. S. 323 ff.

benachbarten bayrischen Algäu. Und zu allem im Gegensatz stehen die tiefer, wärmer und fruchtbarer gelegenen zwei westlichen Kreise, der Schwarzwald- und Neckarkreis, wo häufig genug allerlei Industrieverdienst das Elend der Zwerggüterei verdecken muß. Die Kultur der Handelsgewächse, Tabak, Hopfen, Cichorie, wie Wein und Obst, machen den Ackerbau abhängig von der Kultur und vom Geldmarkte, und die Sitte der Erbteilung zerspaltet jeden Besitz immer von neuem, bis man das Gras auf dem Zwergstücke nicht mehr mähen kann, ohne in den Nachbar hineinzugeraten, und die Tochter zur Ausstattung ein Paar Obstbäume und deren Ertrag erhält. Es zählten 1873 an Prozent der Bodenfläche

Stellen	westliche Landeshälfte	östliche Landeshälfte
Güter unter 10 ha	78	37
Güter über 10 ha	22	63

Der Unterschied ist auf so engem Boden ein ungeheurer[1]).

Das alles wäre in kürzestem Abriß Bauerntum, betrachtet in dem zuerst und am greifbarsten sich aufdrängenden Schema Mensch und Land. Mit nichten aber würde man mit solcher Betrachtungsweise diesem so alten Stande, dem ältesten all unserer Stände, gerecht werden. Es kommen hinzu, seine Eigenart vervollständigend, alle diejenigen Imponderabilien, die es regelmäßig so schwer machen, auf beliebigem Boden ihn künstlich neu zu erzeugen. Wir wollen an dieser Stelle als die wichtigsten die folgenden davon nennen.

Bauerntum muß vor allem auch als homogene Masse wohnen. Der Bauer, es ist oft darauf hingewiesen, führt ein Schwarmdasein: Viele zusammen und alle einander gleich. Nur so hat er sich entwickelt, hat er wesentlich die positiven Leistungen mit fertig gebracht, welche das verborgene solide Fundament der Nation sind. Ein Einzelner aus ihnen herausgenommen, anderswohin in fremde Umgebung verpflanzt, würde verkommen wie der einzelne Roggenhalm, den jemand sich in den Kopf gesetzt hätte im Garten zu kultivieren. Ein Einzelner aus ihnen herausgenommen, mit Andersartigen aus anderen Stämmen vermischt würde das Bild eines aus verschiedenen Vögeln gemengten Schwarmes geben. Dergleichen gibt es in diesen beiden Welten

[1]) Württemberg. Jahrbb. 1874 S. 121, 1881 S. 93, 94. Bei v. Miaskowski a. a. O. Bd. 1 S. 87.

nicht. Der entwurzelte Bauer würde nicht untergehen vielleicht als Mensch, aber seiner Eigenart nach.

Und weiter! Jene Masse muß, wie in sich zusammenhängend, so nach außen hin relativ abgeschlossen sein. Auch nur wieder mit dadurch hat er seine Besonderheit erzeugt, und nur, wo er jenes noch einigermaßen besitzt, hält er auch diese noch einigermaßen fest. Wo diese Abgeschlossenheit nach und nach etwa ganz durchbrochen ist, wo zurzeit bei einer Bauerschaft mehr oder weniger alles exportiert und importiert wird, wo zum Schluß in erster Linie überhaupt nicht mehr für den Hof gearbeitet wird, sondern für Fabrik, Industrie oder Exportbedürfnisse einer anderen Welt, da geht seine Eigenart um ein ganz bedeutendes Stück weiter verloren. Der Bauer wird zum ‚kleinen Großgrundbesitzer‘ mit dessen Eigenart. Die Landwirtschaft ist das einzige, das ihm vom Bauerntum geblieben ist.

Vor allem, es geht ihm verloren das vierte, was stets die Eigenart des Bauerntums vor sämtlichen anderen, besonders modernen Ständen war, die Tradition. Der Bauer ist stets der Träger aller soliden und bewährten Instinkte im Volke gewesen. Von Geschichte weiß er nichts, sie steckt ihm aber in Leib und Seele tief bis auf die Knochen. Langsam leben, langsam vorwärts schreiten, nie einen Schritt zu tun, ohne ihn hundertfach geprüft zu haben, wissen, daß es nie im Leben darauf ankommt, wonach ein Ding im Augenblick aussieht, sondern immer nur darauf, was es auf die Dauer wert ist, so aufs engste mit einer selbstgeschaffenen Vergangenheit zusammenhängen, das ist vor allen Dingen mit Bauernart. Bauerntum entwickelt sich eigentlich immer nur, wo es autochthon ist, es sei denn, daß es auf neuem Boden einmal seit Jahrhunderten auch sozusagen autochthon geworden wäre. Bauerntum muß gewachsener Boden sein. Als aufgeschütteter gedeiht es nicht!

Neben anderen dürften dieses die hauptsächlichsten Punkte sein, die jederzeit Bauerntum mit erzeugt und gepflegt haben; die 30—600 Morgen sind nur seine erste und äußerlichste Bestimmung. Nur Gegenden, in denen sie sich auch bis heute noch einigermaßen erhalten haben, in die unsere Hochkultur mit ihren verführerischen und verwüstenden Grundsätzen eines eingehenden, absterbenden Alters sich noch nicht hineingedrängt hat, sollen auch in den vorliegenden Seiten gemeint sein.

A. Natur.

2. Gesundheit.

Die Gesundheit an Leib und Seele, die Starknervigkeit des Bauern ist bekannt. Sie fängt mit der Jugend an und hört mit dem Alter noch nicht auf.

Die Kinder machen ihre seltenen kleinen Schlägereien schweigend ab, und wenn ein Teil dabei zu Falle oder zu Schaden kommt, gibt es ein ganz bemerkenswertes Teil weniger Geschrei, als bei den subtiler konstruierten Kindern der Großstadt. Der Sohn dient irgendwo seine zwei oder drei Jahre ,bi 't Pärvolk' ab. Früh um vier fängt's mit Stallwache an. Fragt man aber die Eltern daheim: Wie es ihm gehe? Ob er über den Dienst klage? so heißt es: „Nee, da weet he nix von!" Man vergleiche irgend zwei Kleinigkeiten miteinander. Als Halt geblasen wird, zeigt sich an der Wegeböschung, zu der alles hindrängt, eine Kreuzotter. Gewiß, auch der Einjährige wird sofort empfinden, wie er vor dem Tiere nicht die geringste Besorgnis haben, noch weniger sie zeigen dürfe, vielmehr zu jedermanns Wohl es beseitigen müsse. Und er zieht sein Seitengewehr und bringt es auch glücklich um. Aber: Die Sache sitzt ihm nachher in den Gliedern. Er trinkt des Abends ein Extraglas drauf, und die Erzählung über die Geschichte kommt mehr als einmal aus seinem Munde! Was alles unterbleibt, wenn irgend ein Junge vom Hofe etwa den Fall zu erledigen hat. Man merkt ihm deutlich an, daß er sich mehr oder weniger gar nichts bei der Sache denkt, nichts über das Tier und nichts über sich. Der Wurm wird abgetan und wird überhaupt nicht mehr erwähnt! Und ähnlich oder ebenso bei Strapazen oder überhaupt allen Anstrengungen. Der Einjährige bringt vielleicht mehr positive Leistungen fertig!

Er legt sich nicht so leicht am Straßenrand hin und weiß mit dem letzten Hauch von Roß und Mann besser umzugehen. Aber beachten wir, was für Mittel, was für einen Apparat muß er dazu in Bewegung setzen. Sein Pflichtbewußtsein, sein Ehrgefühl, seinen Stolz und was sonst noch! Dinge, die bei seinem Nachbar rechts und links auf immer in einem dunkeln latenten Reservefonds schlummern bleiben. Der eine ist mit seinem letzten Hauch, den er mit viel Pathos ausatmet, wirklich bei seinem Ende angekommen. Der andere, wenn davon die Rede ist, noch lange nicht! Ohne Zweifel kein geringer Unterschied in Bezug auf Gesundheit und Nervenstärke.

Wir sehen dieselbe in entsprechender Weise in des Bauern späterem Leben. Es ist nicht möglich, früher aufzustehen wie er, mehr an Heiß- und Kalt-, an Trocken- und Naßwerden auszuhalten wie er. Mit dergleichen ist ihm nicht zu imponieren. Er wird einen bewundern, wenn man nachts zwischen zwölf und zwei allein über die Haide oder durch den Wald geht, weil es immer noch nicht so recht feststeht, ob an den Geschichten von Hackelberg u. dgl. nicht doch vielleicht etwas ist. Also er wird einen bewundern, wenn man sich allein solchen Eventualitäten aussetzt. Er geht selbst, wo es sein muß, immer nur zu zweit nachts zum Doktor. Aber hat er einen solchen zweiten gefunden, dann soll ihn nicht leicht jemand an Leistungsfähigkeit überbieten! Wie ist seine Anspruchslosigkeit an Schlaf unter Umständen unglaublich. Es kann vorkommen, daß Leute im Hause, wo ein Kranker liegt, zwei, drei Wochen rein buchstäblich nicht zur Ruhe kommen, ohne doch darunter zu leiden. Ja, es kommt mehr wie einmal vor, daß einer, der den Hof vielleicht schlecht übernimmt und nun den heftigen Trieb hat, ihn in die Höhe zu bringen, sich rein vom Leben zum Tode hinarbeitet und hinwacht. Nacht für Nacht fährt er 20 Kilometer zur Stadt hinein, Dünger, Kompost und was dort derartiges umsonst zu haben ist, herauszuholen. Und Tag für Tag verarbeitet er den heimgebrachten Wagen ins Land! Gerade, weil er nie irgend ein Reizmittel gebraucht, kann er diese unglaubliche Lebensweise oft lange aushalten. Bis hier und da einer richtig daran zu Grunde geht. Die Leute in Nordwestdeutschland nennen das Quälen, ‚Quäleree'. „Wat harr de quälen konnt!" Es sind Nerven- und Muskelleistungen oft geradezu stupend.

Von denen auch das Alter noch Spuren an sich trägt. Wie geht's?! fragt man einen Siebzigjährigen. „Oh, jümmer fein

to wege! 'n möt jümmer wat äten, dann is'n ook jümmer sein stellt!" Man fragt einen andern Siebzigjährigen nach seinem Ergehen. „Oh, anns gau! En beten frosierig hew ek worn, so in de Hänne! Anns hew ek den ganzen Dag in'n Snee kleien konnt! Dat kann ek nu nich mer!" Ein dritter solcher Alter ist vergangenen Sommer dreimal vom Heuwagen gefallen, aber es hat ihm nichts geschadet. Und so geht es mehr oder weniger fort. Den Arzt haben sie alle drei ihr Lebtag noch nicht gebraucht! Es ist ja richtig, die Leute werden im ganzen durchschnittlich auf dem Lande kaum so alt wie in der Stadt, und auf den ersten Blick könnte daraus jemand gar auf eine größere Altersgesundheit dort schließen. Man hat ja auch gelegentlich herausgefunden, daß die mittelalterlichen Rüstungen den modernen Männern der Stadt zu klein wären. Das sind Aeußerlichkeiten. Man hat ebenso herausgefunden, daß in der Kultur, wie alle Männer immer größer, so alle Frauen immer kleiner geworden sind. Ein Hauptgrund aller städtischen Altersgesundheit jedenfalls ist der, daß sich das Alter in der Stadt nichts zumutet. Es gibt in der Stadt eine Menge von Altersgesundheit, von der man die Empfindung hat, es sitzt kein Mark in ihr. Eine einzige solche Anstrengung mit Heiß- und Kaltwerden, wie sie das Bauernalter noch oft genug muß über sich ergehen lassen, und die Leute würde massenhaft sterben. Ohne Hygiene, ja wie oft aller Hygiene zum Trotz gesund alt sein, das ist die Kunst, um die es sich handelt.

Bringen wir die bäuerliche Gesundheit etwas anders gruppiert in einigen Einzelheiten. Was kann der Bauer alles aushalten?!

Das Strohdachhaus. Das Wohnen im Strohdachhause!

Man muß es einmal mit erlebt haben, was das besagen will, nicht im alltäglichen Sommer, wo es so kühl, oder im Winter, wo es für Mensch und Tier so bemerkenswert warm hält, sondern beim Gewitter. Ueberhaupt schon das Gewitter auf dem Lande! Also bei Blitz oder Brand. Gar bei Nacht! Wenn buchstäblich vier oder fünf Minuten nach dem Schlag die Weiden, mit denen, um den Rost zu vermeiden, die Docken noch immer an den Holzlatten befestigt werden, durchgebrannt sind, und nun die zwei Breitseiten und die zwei mächtigen Giebeldreiecke herabschießen, auf allen vier Seiten einen undurchdringlichen und unüberschreitbaren Feuerwall bildend. Denn man muß bedenken, das Stroh liegt über das ganze Dach hin ca. einen Fuß dick. Man muß einmal solche vier oder fünf Minuten mit erlebt haben, muß mit

angesehen haben, was in sie hineingepackt wird, wie der Mensch das halb losgekettete Vieh im Stiche lassen muß, um das eigene Leben zu retten, und jenes fünf Schritte von sich, getrennt durch die entsetzliche Feuermauer, wild am Pfosten reißend, muß umkommen sehen! Man lese einen einzigen derartigen Zeitungsbericht. „Am Samstag nachmittag ist das Dörfchen Haiba bei Aibenbach (Oberbayern) bis auf zwei abseits liegende Bauernhäuser niedergebrannt. Einer Bäuerin wurde beim Küchelbacken das Schmalz brennend. Sie lief mit der brennenden Masse in den Hof und ließ die Pfanne auf den Düngerhaufen fallen. Innerhalb zehn Minuten standen sechs Gehöfte in Flammen. Die Gebäude waren durchweg mit Stroh gedeckt, das Feuer fand reiche Nahrung. Eine Großmutter vermißte ihre vier Enkel im Alter von 1 bis 5 Jahren. Sie stürzte in das bereits brennende Gehöft, wurde aber sofort betäubt und fand mit den vier Kindern den Tod. Auch 15 Pferde und etwa 50 Stück Rindvieh fanden den Tod in den Flammen[1].“ Dergleichen Dinge einmal kennen gelernt haben und dann doch weiter unter einem Strohdach wohnen, es immer von neuem wieder herrichten und ausbessern und damit bei jeder Feuersgefahr von neuem wieder auf alles und jedes gefaßt sein, das setzt Nervenstärke voraus! Denn das Strohdach, muß hinzugefügt werden, ist nicht einmal die alleinige Quelle der Gefahr, für die es häufig angesehen wird. Wenn die Jahreszeit darnach ist, sind in vieler Beziehung bei weitem noch gefahrbringender die gewaltigen Erntevorräte, vor denen gegebenenfalls dann auch kein Ziegeldach schützt.

Oder weiter! Was kann der Bauer alles aushalten! Den Tod, das Sterben!

Die Ruhe, die man dem Sterben gegenüber in guterhaltenen Bauernschlägen hat, ist bemerkenswert. Daß der Sterbende den Pastor empfängt: „Herr Pastor, ek will nu starwen, nun ji schellt mi dat heilige Abendmahl geben!“ das dürfte nicht bloß in dem Ort passieren, in dem die Worte gerade aufgelesen sind. Ein Siebzigjähriger bemerkt ebenso zum Pastor: „Herr Pastor, dat ward mit mi nich wedder bäter, bet dat Se mi in Verwahrung nehmt!“ Ein Sohn tröstet nicht etwa mit losem Lachen, sondern ganz in ernstem sachlichen Tone seine sterbende Mutter mit dem schönen Sarge, der ihr zu teil werden solle! Oder zwei

[1]) ‚Tittmoninger Anzeiger‘ vom 6. August 1904.

Alte sitzen nebeneinander in der Haide. Sie sind zu gleicher Zeit schon in den beiden Nachbarhäusern geboren, sind zur selben Zeit in die Schule und heraus gekommen. Sie haben keinen Grund gehabt, abgesehen von einigen Dienstjahren ihren Wohnort, ihr Wohnhaus zu wechseln und werden nun auch so nebeneinander sterben. Und man hat die Empfindung, die zwei Altenteiler tun, nachdem sie des Lebens Last und Mühe getragen haben, nun nichts weiter, als aufmerksam verfolgen, wer von ihnen jetzt zuerst sterben wird! Man hat jedesmal das Gefühl: Was für eine Ruhe, wenn das Wort nicht so unpassend hier wäre, was für eine klassische Ruhe dem Tode gegenüber!

Man hat vor allem das weitere Gefühl: Es ist eine Ruhe, die hier, wie in ähnlichen Fällen, nicht das ist, wofür man sie auf den ersten Blick halten möchte, das, wofür man sie unter entsprechenden Kulturverhältnissen halten würde, christlicher Glaube, Gottvertrauen. Es muß dem, wenn man die Verhältnisse etwas sorgsamer betrachtet, entgegengetreten werden. Dem Christentum des Bauern soll durchaus wohlberechtigt ein besonderes und ausgiebiges Kapitel gewidmet werden. Wir wollen es auch, um allem gerecht zu werden, hier nicht völlig ausschließen. Aber ein gut Teil derjenigen Arbeit, die in solchen Fällen bei der Kultur die Religion tun würde, tut beim Bauer bereits lediglich die größere Gesundheit, die größere Gesundheit seiner Weltauffassung, die er möglicherweise seiner reichlichen Berührung mit der Natur verdankt. Niemand ist so von der natürlichen Tatsache überzeugt, wie der Bauer, daß, wenn Alter und Krankheit kommen, auch der Tod kommt. So, wie an jeden Baum, wenn Alter und Krankheit nahen, der Tod herantritt. Und niemand ist mehr bereit, dieser Tatsache sich zu fügen: Wenn der Tod anklopft, Spaten und Pflug beiseite zu legen und die Hand von der Welt zu lassen. Daß oft mit solch einfachem, gesundem und naturgemäßem Empfinden mehr erreicht wird, wie auf der anderen Seite, wenn sie nicht entsprechend stark und kräftig ausgebildet sind, mit Religion und Gottvertrauen, und anderen ultimae rationes, ändert nichts an dem Zusammenhang. Dieselben bleiben hier wieder unangerührt in einem dunklen Reservefonds liegen. Man hat die Empfindung, daß, wenn und wo es gelingt, in derartigen unangekränkelten Naturen einmal die Religion wirklich als treibende Kraft freizumachen und zu entfesseln, da Außerordentliches entstehen muß: Die Begeisterung, die im Kleinen Harms in

der Lüneburger Haide entfachte oder im Großen Mohammed unter seinem Hirtenvolke, oder die die Buren gegen die Engländer entfalteten! Also es bleibt bestehen: Wo wir so oft schon zur Religion greifen müssen, reicht der Bauer in vielen Fällen mit seiner größeren Gesundheit aus.

Es gilt noch in Anderem! Fragen wir nochmal: Was kann der Bauer vertragen? Die Mitmenschen.

‚Urahne, Großmutter, Mutter und Kind' in einer Stube beisammen und sich miteinander vertragend: Man wird behaupten können, es ist ein ebenso häufiges Bauern-, wie seltenes Kulturbild. Hausmitglieder mit wer weiß was für Vergangenheit kommen oft durch die vielen zweiten oder dritten Ehen miteinander zusammen. Und alles hält Vertrag miteinander. Wo in unseren Kreisen breits Nahe- und Nächststehende ihre Lebensführung um des Friedens willen voneinander trennen, bleibt man hier zusammen, und selten wird der Hausfriede dadurch in Frage gestellt. Es geschieht, weil nirgends jene Nervosität vorhanden ist, die allzuoft die eigenen Kreise überschreitet und allzu selten nach dem Worte: Gebet Raum dem Zorn! dem Nächsten das gleiche erlaubt.

Man könnte noch viel weiter fragen: Was kann der Bauer alles vertragen? Seine ungesunden Häuser und die Luft darin. Es gibt eine bekannte Witzfrage: Warum ist die Luft auf dem Lande so gut? Antwort: Weil der Bauer die Fenster nie aufmacht! Oder was kann er alles vertragen? Seinen Schmutz an sich und um sich: Die Geschichte der Reinlichkeit ergibt sich bei genauem Hinsehen aufs deutlichste viel weniger als eine Geschichte menschlicher Tugend, wie eine solche zunehmenden menschlichen Schwächerwerdens![1]) Oder was kann er alles vertragen? Seine Kirchen ohne Oefen, ohne Vorhänge vor den blendenden Fenstern, mit den entsetzlichen Marterbänken, die einen krumm und lahm drücken, und dem vielleicht noch entsetzlicheren Gesange eines niedersächsischen oder ostfriesischen Kinderchors! Der Bauer verträgt die Launen des Wetters ohne Mißstimmung und die Mißgeschicke des Lebens ohne Selbstmord. Er hat die Redensart: „Da is nix bi to maken!" „Da möt'n tofree wesen!" Aber man hat den deutlichen Eindruck, daß er nicht sein Leben nach

[1]) G. Zappert, Ueber das Badewesen malt. und späterer Zeit. Archiv für Kunde österreich. Geschichtsquellen Bd. 21 S. 3—167.

diesen Maximen einrichtet, sondern daß diese Maximen erst aus seinem Leben nachträglich abstrahiert sind, daß ihm zu jenem seinem Seelenleben ganz andere, tiefverborgene Seelenkräfte zur Verfügung stehen, als die Anleitung durch solche Sprüche. Wir haben diejenige Widerstandsfähigkeit, wenn wir einmal so sagen wollen, diejenige Stoa vor uns, welche die Gesundheit erzeugt, im Gegensatz zu derjenigen, die man mit geringerem Erfolge zu allen Zeiten auf die Logik aufgebaut hat.

So geht's vom Großen bis zum Kleinen. Auf drei aneinandergestellten Stühlen finden wir den Vorsteher der Gemeinde, immerhin einen Fünfziger, seinen regelmäßigen Mittagsschlaf halten. Wenn ein Kind unruhig ist, hat manche Mutter die Gewohnheit, es auf den Arm zu nehmen und auf einem handfesten Stuhl vorwärts und rückwärts zu kippen, von den zwei Vorderbeinen immer auf die zwei Hinterbeine, und auf diesem improvisierten Schaukelstuhl es in Schlaf zu bringen; und wenn der Pastor zufällig wegen eines Todesfalles u. dgl. das Haus betritt, bietet sie ihm wohl die Zeit und die Hand, mit der sonderbaren Schaukelei hört sie aber ebensowenig auf, wie eine Deern etwa mit Weben oder eine Magd mit Buttern aufhört. Wer diese drei Beschäftigungen sich vergegenwärtigt, der kann sich vorstellen, was für einen Höllenlärm es in der Bauernstube gibt, aber die Betreffenden fahren ruhig damit fort; nicht aus Ungezogenheit gegen den Kommenden, sie sind weit davon entfernt, sondern weil sie ihrerseits gar nicht empfinden, daß das stört. „Ja, wedder den Tod, da is nix to bruken. Da möt'n Gottvertruen hebben!" sagt der Vater oder der Sohn, und schnenzt sich in ein zur Seite hängendes Handtuch! Wir möchten zurückprallen, wenn wir das erste Mal zu einem Schwerkranken ins Zimmer treten und treffen darin auch bei ganz Wohlhabenden außer dem Kranken ein halb Dutzend gesunde, schwatzende Erwachsene und lärmende Kinder, und daneben auf der Diele drei Knechte in aller Gemütsruhe dreschend. Oder wenn wir zum ersten Male uns zu einer Hochzeit laden lassen und uns mit zwanzig Menschen in eine niedrige Stube gepfercht sehen, in der von den zweihundert Gästen abteilungsweise der Kaffee getrunken wird, in der außerdem acht Bauern Karten spielen, eine Mutter ihr Kind an der Brust hat, und das Ganze liebend ein Tabakqualm einhüllt, wie man sagt, zum Schneiden! Man denkt in anderer Weise an die vielen Beispiele von Derbheit und Gesundheit, die aus Oberbayern sich all-

jährlich, wenn auch etwas übertrieben, in den ‚Fliegenden Blättern‘ sammeln: „Bauer, laß dir endlich von der letzten Kirchweih die Scherben aus dem Kopfe ziehen. Der ganze Kopfsack zerreißt!“

Es ist im Großen wie im Kleinen der Bauer, den seine Zähne noch nie zum Zahnarzt genötigt haben, sondern der den Schaden bisher noch immer mit Feile und Zange selbst wieder gut gemacht hat. Es sind die Leute, die für Nerven überhaupt kein Wort haben, die Nervenfieber ‚Narrenfieber‘ nennen, weil der Phantasierende dabei närrisches Zeug redet! Wie unendlich viel leichter verzweifelt alle Kultur im Selbstmord, wie alles Bauerntum! —

Eins ist ja klar, man wird sich aber nicht dadurch beirren lassen dürfen: Das ist klar, so sehr wir, wenn all solche Gesundheit uns persönlich weiter nichts angeht, bereit sein werden, dieselbe gelten zu lassen, so sehr wird sie sich, sobald sie zu uns und wir zu ihr in irgend ein Verhältnis zu treten haben, leicht unserer Empfindung als wesentlich etwas anderes darstellen, als Härte, Herzlosigkeit, Gefühllosigkeit, wenn nicht als Roheit und Indolenz. Robust und sensibel im Verkehr miteinander, gar das Sensible gelegentlich dem Robusten ausgeliefert, das gibt eine schlechte Harmonie: Das kommt leicht darauf hinaus, wie wenn die Bedürfnisse des Alters gelegentlich der Jugend ausgeliefert sind, daß die darüber zu befinden hat! Die Schlösser in der Pfarre sind schlecht, so daß jede Tür empfindlich zugig ist, und der Pastor bittet um eine allgemeine Besserung derselben. Das sei sehr einfach, meint einer der Kirchenvorsteher, nimmt einen Hammer zur Hand und schlägt die Eisen für die Kastenschlösser etwas fester, und damit ist die Sache erledigt. Solches Festschlagen hatte man natürlich selbst bereits hundertmal getan! Oder wann hält ein Kirchenvorstand für nötig, neu zu bauen? Es muß schon alles im Hause erst schimmeln, das Wasser muß von den Wänden laufen und die Brennesseln müssen in die Stube hineinwachsen, eher gewiß nicht. Man hört mehr wie einen Landgeistlichen erzählen, wie seine junge Frau die Tränen überkamen beim Einzug in ein solches ‚Haus‘, in dem ihre neuen Möbel dem Verderben preisgegeben werden sollten! Ein Geistlicher in solcher Gegend, ein bejahrter und verdienter Kirchenrat, hat vom Arzte die Weisung erhalten, die letzten Jahre seines Lebens möglichst viel in frischer Luft zuzubringen. Frische Luft ist bei Schwindsucht die einzige Hoffnung. Also er spricht gelegentlich in der Kirchenvorstandssitzung die Bitte aus, ihm an das Haus

eine Veranda anzubauen. Als er einen Augenblick das Zimmer verläßt, erörtert einer zum anderen seinen Zustand als hoffnungslos, und daß für den Todesfall ja zurzeit genug Pastoren vorhanden seien! Und als der Geistliche zurückkehrt, wird ihm ohne jedes böse Wort, ohne alle Verlegenheit in aller Ruhe die Veranda abgelehnt! Der am meisten auf die Ablehnung drang, hatte selbst zu Haus einen einzigen Sohn an demselben Leiden, sogar noch hoffnungsloser, darniederliegen. Aber das war der Unterschied: die fehlende Veranda wurde bei dem durch ganz andere Nerven ersetzt!

Es ist eine Gesundheit, die etwas Atemberaubendes, etwas Halszuschnürendes an sich hat, so daß es gelegentlich nicht unausgesprochen geblieben ist: „Lieber Steine klopfen, zur Not auch lieber Schweine hüten, wie in solcher Gegend Pastor sein!" Eine Härte und Herbigkeit, die bereits manchen Neuling, der noch nicht selbst in der Landluft starknervig und stiernackig geworden war, dazu gebracht hat, mit der letzten Kraft solche Insel einer harten Ehrlichkeit wieder zu verlassen und sich wieder unter Menschen zu retten! —

3. Beharrung und Nachhaltigkeit[1].

Einen Grundzug aller Kultur, alter wie neuer, südlicher wie nördlicher, hat, ohne es zu wollen, einmal der Apostel Paulus ausgesprochen, als er auf seinen Wanderungen die damaligen Athener dahin charakterisiert: „Sie waren gerichtet auf nichts anderes, denn etwas Neues zu sagen oder zu hören." Man verzeihe den Gewährsmann, dessen Gebiet ein anderes ist. Aber auch die Ethnographie, dünkt uns, würde an dieser zufälligen Definition nicht viel auszusetzen haben.

Es ist unverkennbar, wie gegenüber solch ausgesprochener Vorliebe für alles Neue der Bauer einer Welt angehört, die das Alte hochhält, die stets die alten Lebensthemata beibehält, am alten Faden weiterspinnt, die alten Blöcke weiterwälzt. Mit dem Nachteile, daß er ‚hinter der Zeit zurückbleibt', ‚nicht mit ihr

[1]) Vgl. zu den Kapp. ‚Beharrung' und ‚Unpersönlichkeit' den Abschnitt aus W. H. Riehls ‚Bürgerlicher Gesellschaft': „Der Bauer von guter Art", ebendas. 8. Aufl. 1885 S. 41–66.

fortschreitet'; mit dem großen Vorzug aber auch, daß seine gesamten Lebensleistungen infolge dieser Einseitigkeit sich vorteilhaft durch Zuverlässigkeit, Solidität, durch langjährige Bewährtheit auszeichnen.

Der Bauernhof ist eine Stätte schwerkonservativer Gesinnung. Sie ist eine Tatsache der Geschichte und ist, daraus entstanden, ein Stammesinstinkt.

Vergegenwärtigen wir uns eine Anzahl von Punkten, die sich leicht weit ausspinnen ließen,. und die im Schema der Beharrung die geschichtslose Geschichte des Bauernhofes charakterisieren: Erhaltung der alten Landesbesiedlung, Erhaltung des alten Hauses, Erhaltung der alten Hofnamen, Taufnamen und Trachten, Erhaltung des alten Dialektes, Erhaltung der alten Volkspoesie, Erhaltung des alten Räderwerkes der Seele, Erhaltung der alten Gesichter! In allem derselbe konservative Sinn: Beharrung als eine Art passive, Nachhaltigkeit als eine mehr aktive Seite desselben.

Die Erhaltung der alten Landesbesiedlung ist sehr charakteristisch!

Jeder Stand hat, wie bekannt, im Mittelalter im großen und ganzen seine besonderen Wohnsitze inne gehabt: Der Bürger die Städte, der Adel die Burgen, der Klerus die Klöster, der Bauer den Einzelhof, wenigstens zum großen Teil, von seinem Acker umgeben. Aber der Bauer allein hat, wo wohl gar Moore, Gebirge oder die Unsicherheit von Ueberschwemmungsgebieten ihn geschützt haben, bis heute seine uralte Wohnart beibehalten. Wenn wir die Bahnlinien des norddeutschen Tieflandes links der Elbe benutzen, dann sehen wir sie, den Neid aller Länder, rechts und links liegen, diese prächtigen, eichenumstandenen, uralten Höfe auf der weiten Ebene mit ihrem gesamten Lande rings umher, wo der hünenhafte Bauer, in der Einsamkeit groß geworden und mit der Einsamkeit verwachsen, wenn er den Nachbar noch mit der Stimme erreichen kann, dem Gaste klagt: „Wi wohnt too dichte! too dichte!" Es ist oft darauf hingewiesen, das sind dieselben Verhältnisse, wie sie schon Tacitus schildert: „Colunt discreti ad diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit . . . Suam quisque domum spatio circumdat, sive adversus casus ignis remedium sive inscitia aedificandi"[1]). Die Betrachtung läßt sich aber

[1]) Tacitus, Germania 16.

auch noch viel weiter ausdehnen. Kein Stand hat wahrscheinlich auch nur annähernd eine derartig lange Geschichte auf seiner Scholle hinter sich, wie der Stand des landsässigen Mittelbesitzes, denn von der Zeit des Pfahlbauers an saß er doch auf derselben Stelle. Wenn Kriege ihm neue Herren brachten, so blieb er selbst doch sitzen. Das brachte eine Beharrung mit sich, ein Verwachsen mit dem Wohnplatz, das erzeugte einen Begriff von Heimat, einen genius loci, wie ihn weder die Geschichte des Fürstentums, noch die des Städtewesens je erlebt hat[1]).

Oder weiter. Die Erhaltung des alten Hausplanes! Wir haben die rühmende Besprechung des niedersächsischen Hausplans von Justus Möser. Wir haben hundert Jahre früher mehrere Stiche von Wenzel Hollar aus seinen Bildern des Dreißigjährigen Krieges, die das niedersächsische Haus aufs trefflichste wiedergeben. Und wir haben dasselbe Haus z. B. in den zwei pommerschen Dörfern Jamund und Labus bei Köslin[2]), die in allem, in Sprache, Sitte und Hausbau, bis heute eine der holländisch-niederdeutschen Enklaven bilden, die unter Heinrich dem Löwen zur ersten Besiedlung und besonders zur ersten Austrocknung des Landes in diese damals neueroberten Gebiete gelegt wurden[3]): Dasselbe Haus mit dem großen Einfahrtstor, dem sog. Heck davor und der gewaltigen Diele dahinter, ganz wie bis heute im Niedersächsischen! Die hartgestampften Lehmdielen von einst, die der Erdbohrer knirschend an der Stätte längst untergegangener Ortschaften feststellt, sind dieselben wie heute,

[1]) R. Forrer, Ur- und Frühgeschichte Elsaß-Lothringens, 1901. „Zu Achenheim finden sich Wohngräber der Steinzeit, der Bronzezeit, der Römerzeit, Gräberreste aus der Völkerwanderung, und urkundlich wird der Ort früh erwähnt. Es ist ein von der Urzeit an bezeugtes Bauerndorf . . . Die Besitzer des Landes wechselten. Es kamen Kelten, Germanen, Römer, Hunnen, Armagnaken, Schweden, Spanier, Deutsche, Franzosen. Der Bauer war bald frei, bald Lehensnehmer, bald Leibeigener. Aber er blieb in seinem Geschlecht auf seiner Scholle.“ Forrer erinnert an 1870. Vorher ein Heer von französischen Beamten und Soldaten. Nachher ein Heer von deutschen Beamten und Soldaten. Auch die Stadtbevölkerung tauscht sich um. Der Bauer auf dem Lande aber bleibt, wie er war, ohne viel französisches, ohne viel deutsches Blut. Ders. ‚Straßb. Post‘ vom 22. Juni 1902. Vgl. R. Andrees Zustimmung dazu: „Der Bauer bleibt der eiserne Bestand eines Landes.“ Ebd.

[2]) Zeitschr. des Vereins f. Volkskunde 1891, S. 77 ff.

[3]) R. Schröder, Die niederländ. Kolonieen in Norddeutschland zur Zeit des Mittelalters, 1880.

und die alten offenen Herde hinten im Hintergrunde brennen noch heute.

Es ist eine Hochachtung vor Haus und Hof, die bei den Leuten selbst zum Ausdruck kommt in der eigentümlichen Erhaltung der alten Hofnamen. Eine Menge von hannoverschen und westfälischen Bauern haben im Kreise ihrer Nachbarschaft zwei Namen: „He heet Husmann, awerst he schrifft sek Meyer!“ Das heißt, er wird genannt und ist auch oft überhaupt bekannt nur bei seinem alten Hofnamen, der, wenn man in den Kirchenbüchern nachsieht, von dem vor vielleicht 100 oder 150 Jahren verstorbenen letzten Inhaber dieses Namens herrührt. Aber er unterschreibt sich, vor Gericht oder unter einem Kirchenvorstandsprotokoll, mit seinem wirklichen Familiennamen, den man sonst zuweilen, wie gesagt, kaum von ihm kennt! Es ist dieselbe Erscheinung, wie sie analog sich findet bei den meisten Herrschergeschlechtern, deren wahren Namen oft auch kaum alle wissen, die es angeht. Oder ob jeder Oesterreicher weiß, daß sein Herrscherhaus seit anderthalb Jahrhunderten nicht mehr Habsburg, sondern Lothringen-Toskana heißt, jeder Engländer, daß das Welfenhaus schon vor mehr als einem Jahrtausend seinen letzten männlichen Sproß begraben hat?! So lange erhalten sich Hofnamen im Großen und entsprechend beim Bauerntum im Kleinen! Wie kurzlebig ist dagegen eine Kaufmannsfirma, auch wenn sie es einmal auf hundert Jahre bringt!

Weiter, die Erhaltung des alten Dialektes! Das Plattdeutsch, das sich so gleich geblieben ist von der Zeit der Urkundenbücher her bis heute.

Oder die Erhaltung der alten Volkspoesie! Was hat alle Kultur immer aus ihr gemacht, wenn sie die herben Pointen nicht mehr verstand! Nur Bauernhand erhält alle Volkspoesie immer rein.

Oder die Erhaltung der alten Tracht! Ob es nun eine Tracht in völligster Einfachheit war, lediglich und ausschließlich bestimmt durch ihre praktische Brauchbarkeit, einfach Jacke und Hose, Jacke und Rock, die uns das niederländische sog. ‚Niedere Genre‘ der Teniers, Brouwers und Ostades bis heute im letzten Grunde so viel näher rückt, wie das ‚Höhere Genre‘, die Schützen- und Offiziersbilder der Hals und Helst, deren prächtige Gewänder uns ungeläufig geworden sind! Oder ob eine Kulturtracht in Bauernhand geriet und da versteinert wurde! Ueberall

der Grundzug der Beharrung! Sitte und Mode, die einander schroff gegenüberstehen.

Wir sind bezüglich der erwähnten niederländischen Genrebilder überhaupt in einer höchst glücklichen Lage. Bleiben wir für unser Kapitel einen Augenblick bei ihnen stehen! Wir haben geschichtlich in jenen Holländern gradlinige Vorläufer nicht nur der heutigen Holländer, sondern, was für uns besonders von Interesse ist, mehr oder weniger auch des heutigen Ostfrieslands, fast aller Nordseemarschen und auch des nördlichen Niedersachsens, in welch sämtliche Gebiete durch niederländische Kolonisten eine starke Beimischung holländischen Blutes gelangte [1]). Die gradlinige Fortsetzung jener Bilder ist mehr oder weniger die Gegenwart aller der genannten, insbesondere auch der unter ihnen befindlichen deutschen Länderstriche, so daß es sich lohnt, dieses ebenso klassische wie einzig reiche Material mit ihnen zu vergleichen. Keine andere Gegend Deutschlands ist in ähnlich glücklicher Lage.

Wieviel aber stellt sich da an historischen Einzelheiten heraus, die aus jenem ‚Niederen Genre' bis heute geblieben sind! Derselbe ganze Haustypus und dieselbe ganze innere Ausrüstung des Hauses. Dieselbe Kleidung der Leute und dieselben klassischen Holzschuhe. Derselbe offene Herd auf der Diele und, höchst bemerkenswert, ganz derselbe charakteristische Kesselhaken darüber. Dieselben gradlehnigen hohen Stühle in der Stube mit denselben Sitzkissen darauf und denselben Schlafbutzen daneben. Dieselben Kinderwiegen, wie ein Ei gestaltet, aus dem das eine Viertel herausgeschnitten ist, dieselben Brunnen mit den kolossalen Brunnenbäumen darüber, dieselben alten Räder noch als höchst praktische Lieg- und Stellgelegenheiten vor den Häusern! Alles damals schon in Holland wie noch heute in Niedersachsen. Beharrung!

Aber weiter! Die Geräte sind nicht das Wichtigste im Leben! Auch die ganze Sinnesweise heute noch wie dort auf den Bildern! Auch das Räderwerk der Seele ist dasselbe geblieben! Dieselbe stille Harmonie und abgestimmte Ruhe in der Seele, derselbe Friede in der Familie, dieselbe liebliche Feierabendstimmung und friedliche Sonntagsstimmung selbst auch bei heranwachsender Jugend, also wo der Mensch in der Gärung steht; man vergleiche die Wirtsstube von Sweerts in der alten Pinakothek. Alles damals wie heute! Damals wie

[1]) R. Schröder a. a. O.

heute nicht eine Folge angeborenen Phlegmas: Man betrachte das Bild von Jan Steen in der Brüsseler Galerie ‚Der erste Hering‘, ob das nicht dieselben Niederländer sind, die Philipp II. nicht bezwingen konnte! Auch nicht eine Folge etwa nur schwerer Tages- und Wochenarbeit, die den Menschen am Abend und am Sonntage an weiter nichts denken, nach weiter sich nichts sehnen ließe, wie nach innerer und äußerer Ruhe! Oder gut. Wir wollen beides mit gelten lassen. Aber der Hauptgrund solcher Eigenschaften, der wesentliche Boden, auf dem sie dort wuchsen, wie im heutigen Bauerntum, ist die leibliche und geistige Gesundheit des Volksschlages, der Mangel an leiblicher und geistiger Ueberreiztheit! Alle derartige Volksgesundheit hat etwas Phlegmatisches an sich!

Oder weiter, wir denken an das freie und doch maßvolle Auftreten, das allem solchen gesund entwickelten Bauerntum eigen ist: Kein Treten und kein Kriechen. Und wir vergleichen damit all die Bilder, auf denen der Maler irgend jemand Vornehmes in seine Bauernkirchweihen oder dergleichen hineingeraten läßt. Es ist dasselbe unbeschreibliche Benehmen, wie heute in solchem Fall. Keine Unterwürfigkeit und keine Dreistigkeit, sondern stets dieselbe natürliche Sicherheit ohne alle Verlegenheit, die dem gesunden Bauerntum bis heute eigen ist. Wieviel leichter schlug aller freie Städtegeist stets vom ruhigen Selbstgefühl in Ueberhebung um!

Oder des Bauern Starknervigkeit bereits damals. Gewiß, die Bilder zeigen uns Dinge, die uns Kulturmenschen oft nicht recht verständlich sind. Erntefeste mit einem Menschengedränge, mit einem Skandal, mit einem Pfeifen, Schreien, Kegelschieben, dem man allerdings feind sein möchte! Wohnungen, Ateliers, selbst nichts weiter wie Bauernhäuser, mit einer unglaublichen Primitivität der Ausstattung, einer Heringstonne als Tisch für den Farbenreiber und einem zerbrochenen Waschbottich als Sitzgelegenheit für den Maler; Adrian von Ostade hat sich mehrere Male so dargestellt! Krankenzimmer, man denke an Rembrandts ‚Tod der Maria‘, mit, außer der Sterbenden, neunzehn Personen im Zimmer, daß man vor allen Dingen die Geißel erheben und eine Tempelreinigung vornehmen möchte. Und was dergleichen mehr ist! Ein geradezu auserlesener Schmutz nicht bei den Holländern, aber bei den Vlämen! Zimmer, die acht Tage nicht gefegt und acht Wochen nicht gelüftet sind! Selbst bei Teniers, dem doch so hofmännischen, liegt in seinen Küchenbildern

die Hälfte der Speisen einfach auf der Erde, auf dem Fußboden. Die Menschen leben überhaupt halb auf der Erde! Und bei den verschiedenen Mahlzeiten die Manier, die Ueberreste, ausgegessene Muscheln und abgegessene Knochen einfach unter die Tische zu werfen, Hund und Katz zur Nachlese! Und gar, was wir meinen, schon mehr als roh bezeichnen zu dürfen, die vielen Gäste, männlich und weiblich, denen das Trinken und das eben erst aufgekommene Rauchen zu viel geworden ist, und die nun in nicht gerade schönen Situationen auf und unter den Bänken umherliegen! Wie gesagt, uns an anderes gewöhnte Kulturmenschen eines anderen Jahrhunderts kommen allerlei wenig sympathische Gedanken dabei. Aber doch nicht auch der eine immer wieder: Was haben diese Leute für gesunde Nerven gehabt! Wir würden uns unter ihnen ebenso ungemütlich gefühlt haben, wie im Immermannschen Oberhof auf der Hochzeit der Kammerherr aus der Residenz sich ungemütlich fühlte. Aber den Vorzug der Starknervigkeit müssen wir ihnen lassen!

Oder des Bauern Häuslichkeit, die Wertschätzung von Haus, Hof und Familie! Wieder wie heute in den gewaltigen Familienfesten, so schon damals auf den Bildern, wenn die Tische unter der Last der Speisen brachen und die Bänke unter der Last der Gäste, wenn in der Küche die Hühner, Enten und Gänse gleich in Reihen übereinander gebraten werden, und Kind und Kegel und das ganze Dorf dazu geladen sind! Oder in etwas anderer Beziehung bei Dürer, wenn er uns so manchmal seine fränkischen Bauernverhältnisse vorführt: In seinen verschiedenen prächtigen Bauernstichen, klassisch im ‚Verlorenen Sohne' und so manchmal im ‚Marienleben', wenn er in letzterem uns das Haus schildert, das er bei diesen seinen Vorbildern kennen lernte! Man vergleiche, um seine Eigenart recht klar vor Augen zu haben, sie einen Augenblick mit entsprechenden Gegenstücken in italienischer Kunst. In endloser Wiederholung hat die italienische Kunst ja gerade die Madonna dargestellt, aber, es ist beachtenswert, doch nur Mutter und Kind, nie eine Häuslichkeit derselben, auf die eben der Italiener nie das gehalten hat, wie der Deutsche. Es ist beachtenswert: Auf den etwa 50 Madonnen Raffaels findet sich Joseph entweder gar nicht, oder schleicht im Gefühle vollständiger Ueberflüssigkeit im Hintergrunde umher. Das meiste, was er tut, ist, daß er den Sohn bewundert oder anbetet, und das allermeiste, daß er ihm auf der Palmbaum-Madonna des

Lord Ellesmere eine Handvoll Datteln reicht. Das ist der Joseph des Südens, des Südens, der öffentlich lebt, der keinen Sinn hat für Haus und Häuslichkeit. Alles andere, aber kein Hausvater, keine Hauptperson in Haus und Hof! Und dem gegenüber der Joseph des Nordens! Auf der ‚Flucht nach Aegypten' und der ‚Rast in Aegypten' im ‚Marienleben'. Mit welcher Sorgsamkeit führt er Esel und Kuh und schreitet er selbst schwer bepackt voraus. Mit welcher Sorgfalt sucht er den schmalen Brückenpfad! Er ist nicht die Hauptfigur im Bilde, aber er ist der, auf den alles ankommt, auf dem im Augenblick alles ruht! Oder die ‚Rast in Aegypten', dieses Kleinod. Man kann gar nicht leugnen, die Gestalt des Joseph ist nicht glücklich gelungen. Es ist keine Stellung der Ruhe, in der er sich befindet, und es ist keine Stellung der Arbeit. Er selbst als Gestalt ist mißraten. Der Norden stand zeichnerisch noch weit hinter dem Süden zurück. Aber was erzählt das Bild sonst noch alles von ihm! Das Haus hat er wieder zum Wohnen, den Brunnen wieder zum Laufen und die Treppe wieder zum Gehen eingerichtet. Für das Kind eine Wiege und für den Boden im Hintergrunde eine Leiter sind fertig, und jetzt kommt für das Vieh ein Trog! Wahrlich, die Engel des Himmels haben recht, solchen Fleiß zu unterstützen, und Maria hat recht, sich nur um ihren Sohn zu kümmern; alles andere kann ja gar nicht in besseren Händen liegen. Das ist wieder Häuslichkeit; das heißt für Joseph Hausvater und in gewissem Sinne wieder Hauptperson auf dem Bilde sein, kurz, das ist der Joseph des Nordens! Und zwar auf diesen beiden Bildern ganz erkennbar auch nicht ein Joseph der Stadt, ein städtischer Zimmermann, der, wenn auch das aufs allerbeste, so doch nichts weiter, wie eben sein Handwerk versteht. Sondern ein Joseph von irgend einem fränkischen Bauernhof aus Nürnbergs Umgebung her, der sein Handwerk vielleicht nicht ganz so kunstvoll treibt, aber der sich dafür auch in der Natur auskennt, der da weiß, daß zum Hause vor allen Dingen auch das liebe Vieh mit gehört, und seinen Esel, seine Kuh und sein Huhn um sich herum hat! Es ist zweimal eine rechte Verklärung des Familienlebens. A. Springer zitiert in seinen Ausführungen über die Bilder sehr passend Luthers Wort: „Daß der Ehestand der fürnehmste Stand auf Erden sei!" Es bleibt aber bemerkenswert, daß Dürer Bauernverhältnisse gewählt hat, um das Wort und die Sache zu verkörpern, weil es Tatsache ist, daß das

Haus seine klassische Betonung und Darstellung nicht in der Kultur, sondern in ihnen gefunden hat, von damals her bis heute.

Oder, um noch einmal vom heutigen Bauer zu den Niederländern zurückzukehren: Die Beharrung in dem, was beiden fehlt! In dem Fehlen nämlich aller jener Uebertreibungen, die die Kultur stets so leicht bereit gewesen ist, als ‚Leidenschaften‘ zu rühmen, die womöglich allein alles Große in der Welt sollten geschaffen haben! Der Bauer treibt keine solchen Leidenschaften, keine unnütze Begeisterung, keinen unnützen Streit, keine unnütze Wollust. Er besitzt jenes merkwürdige Maßhalten, welches das Zeichen aller Natur ist. Und das heute wie damals schon. Ein moderner Mensch möchte zuweilen nicht recht an die Tiefe all jener Bilder glauben. An die ernsthafte Arbeit des Hauses, das so unglaublich friedlich im Familienkreise zusammensitzt, oder des Advokaten, der mit so unglaublicher Seelenruhe seinen Gänsekiel spitzt. An die Ernsthaftigkeit der Versuchung auf den Teniersschen Antoniusbildern durch eine Versucherin mit so wenig Weiblichkeit. An die Tiefe der Mutterliebe auf den Steenschen Bildern. Oder an alle sonstige Liebe damaliger Zeit, die so völlig unmodern nebensächlich behandelt wird! Der moderne Mensch möchte leicht der fehlenden Leidenschaftlichkeit wegen an alles das bei jenen Menschen nicht recht glauben, während es unendlich oft nur ein Fehlen von allerlei Ueberflüssigkeiten ist, von all jenen modernen Thematen, die sich später einstellten: Leichtsinn und Lebensmüdigkeit, Nervosität und Verzweiflung, Pruderie und Sittenlosigkeit. Wir sehen ein anspruchsloses, unbewußtes, andauernd gutes Einvernehmen zwischen Mann und Frau, zwischen Nachbar und Nachbar. Wir sehen ein freundliches, trauliches Spiel zwischen Kind und Tier, keine Tierquälerei, wie sie in aller Kultur sich immer so leicht einstellt, wenn auf so mancher italienischen Madonna selbst der Jesus- oder der Johannesknabe ein Lamm oder einen Vogel malträtiert, man denke nur an Raffaels Stieglitz-Madonna! Wir sehen eine Bescheidenheit und Zufriedenheit nicht bloß des Bauern, sondern, wer weiß, ob nicht von ihm beeinflußt, auch des Künstlers und Gelehrten in der Armut, wie sie uns heutzutage unbegreiflich ist. Wir sehen Scherz und Humor die Menge, daß jeder Beschauer davon angesteckt wird, aber nie Spott, Ironie und Satire. Frische Lebensfreude und Lebenslust in Menge, aber sie ist stets, wie Faust sagt, zufrieden. ‚Zufrieden jauchzet groß und klein!‘ Es ist, als hätte Goethe die

Szene zu einem dieser Niederländer geschrieben! Wir sehen eine zufriedene Lebensfreude, eine Lebensfreude, die aus innerer Zufriedenheit herauswächst, die nicht dazu dienen soll, innere Zerrissenheit etwa einen Augenblick zu verdecken und vergessen zu machen. Oder wir sehen, wenn der Himmel sich einmal bewölkt, daß der Inhalt einer Wirtshausstube sich prügelt, oder daß sie vom Bier (denn die Niederländer waren Biertrinker!) und Tabak bewältigt auf den Bänken umherliegen. Aber — das ist nun das Aeußerste. Darüber hinaus sehen wir nichts! Und vor allem, was so wichtig ist, deshalb, weil es darüber hinaus nichts gab, nicht etwa, weil es nur verschwiegen wäre. All die genannten anderen Themata, die ‚ergreifenden‘ Themata, welche die Kunst als besondere Funde später auf die Leinwand gebracht hat: Die fehlen! Fehlen dort in jener Bilderwelt und fehlen beim gesunden Bauerntum bis heute: Beharrung! Beharrung in einer schätzenswerten Einseitigkeit!

Es ist klar, um damit diese Betrachtung abzuschließen, daß, wo so die Beharrung zu einem derartigen Faktor im Seelenleben eines Menschenschlages sich ausbildet, zum Schluß auch seinem Aeußeren sich diese Eigenschaft aufprägen muß. Das Gesicht ist der Spiegel der Seele. Es ist klar, wo ein Seeleninhalt beharrend sich selber gleich die Zeiten überdauert, auch zum Schluß in den Gesichtern einer solchen Rasse sich das widerspiegeln muß, was denn auch in der auffälligsten Weise geschieht! Deshalb zum Schluß: Die Erhaltung der alten Gesichter! Es könnte eins eingewandt werden: Nämlich, was wir an Porträts haben aus der Zeit besonders des scheidenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit, das seien höchst selten oder fast nie Bauernbilder, vielmehr bei weitem zum größten Teile Porträts gerade aus den höchsten Gesellschaftskreisen, von Thronen und von den Stufen von Thronen her. Also was solle der Vergleich?! Indes der Einwand sieht gewichtiger aus, als er in Wahrheit ist. Deshalb, weil damals die Kluft zwischen dem Seelenleben von Fürst und Bauer, und damit die Kluft zwischen den beiderseitigen Physiognomien, die heute besteht, nicht bestand. Es liegt die merkwürdige Tatsache vor: Fürst und Bauer haben heute eine verschiedene Physiognomie und hatten sie damals nicht. Und damit fällt der Einwand. Damit dürfen wir vergleichen. Und dann machen wir die seltsame Beobachtung: Alle damaligen Porträts, so völlig ausgestorben sie in aller Kulturwelt sind, sie

haben sich fortgesetzt, haben sich erhalten, sie laufen leibhaftig umher in aller Bauernwelt der jeweiligen Gegend, aus der das betreffende Porträt stammt. Um eine Anzahl Beispiele zu bringen! Dürers Vater, ein Goldschmied, in der Pinakothek, seine Mutter, eine Goldschmiedtochter, auf der bekannten Handzeichnung im Kupferstichkabinett zu Berlin, Michael Wohlgemuth in der Pinakothek, das angebliche Porträt Imhofs, Dürers Bankiers, im Prado, Dürers schönstes Bildnis, die männlichen Bildnisse Dürers im Louvre, die berühmte Handzeichnung des Kaisers Maximilian in der Albertina. Oder weiter: Holbeins Bürgermeister Meyer in Basel, dessen Herzog von Norfolk in der Windsorgalerie, dessen beide Godsalves, Vater und Sohn, in der Dresdener Galerie, dessen John Chambers, eines Arztes, in der Wiener Galerie, dessen Herzogin von Suffolk in der Handzeichnungensammlung zu Windsor Castle! Oder weiter Cranachs Lutherbilder und seiner Frau Bilder, oder gar die Bilder von Luthers Eltern, dessen unbekanntes männliches Bildnis im Brüsseler Museum ꝛc. Die Zahl ließe sich bei Deutschen und ebenso bei den frühen Niederländern ins Ungemessene steigern! Es sind alles moderne Bauerngesichter, dieselben groblinigen, grobknochigen Züge dort auf den alten Porträts (übrigens ebenso auch bei allen gotischen Skulpturen, bei den Rolanden ꝛc.!) wie heute in Wirklichkeit. Jeder, der sie kennt, wird es bestätigen. Also die heutigen Bauerngesichter schon in den damaligen Porträts! Aber weiter, etwas anderes! Auch die merkwürdige Aehnlichkeit beim heutigen Bauerntum zwischen männlichem und weiblichem Gesicht findet sich schon damals. Es ist bekannt, Bauer und Bäuerin von heutzutage haben eine weit größere Aehnlichkeit in den Gesichtszügen miteinander wie Städter und Städterin. Die größere Aehnlichkeit der Beschäftigung mag auch hier die weitergehende Aehnlichkeit der Physiognomie zur Folge haben. Es gibt eine Menge Gesichter im Bauerntum, die Männern angehören, und ebenso Frauengesichter sein könnten, und umgekehrt. Und ebenso damals auch in der Kultur, die die Geschlechter noch bei weitem nicht so differenziert hatte, und deshalb auch in der Kunst. Eine Menge Männerköpfe auf den Bildern könnten damalige Frauenköpfe, eine Menge Frauenköpfe könnten Männerköpfe sein! Und endlich die dritte Merkwürdigkeit: Wie überall in der ganzen Welt die Frau der konservativere Teil ist, so hält auch sie auf den Bildern die uns interessierenden alten Gesichter länger fest,

wie der Mann! Als für beide Geschlechter passend haben wir unter den niederländischen Porträtisten ausdrücklich nur die Früheren genannt, es sind die weniger Bedeutenden, Massys, Peter Breughel der Aeltere, Mabuse. Bei ihnen sehen wir noch beides, die heutigen bäuerlichen Männer- und Frauengesichter. Bei den Späteren, den Großen unter den Porträtmalern, Rembrandt, Hals, Helst, Rubens, van Dyck, Miereveldt, Keyser 2c. finden wir zur Erklärung des männlichen Bauerngesichts nichts mehr. Die männlichen Gesichter sind bereits anders geworden. Es sind noch keine Gesichter des 19. und 20. Jahrhunderts. Sie lassen den Laien, dem sie noch zu fern liegen, meist noch ebenso kalt wie die Dürerschen, die Holbeinschen oder die sonstigen frühen. Aber den männlichen Typus eben dieser früheren Zeit, den uns das Bauerntum aufbewahrt hat, den haben sie auch nicht mehr, während sie den weiblichen aufs deutlichste noch besitzen. Van Dycks Regentenbilder bieten uns kein Material mehr zum Verständnis des heutigen Bauerngesichts. Aber seine Vorsteherinnen sind noch die heutigen Bäuerinnen! Also alles zusammengefaßt: Wir sehen an seinem Gesicht, an der Erhaltung dieser seiner Physiognomie nochmal am deutlichsten, am sinnenfälligsten das starke Moment konservativer Beharrung, das einen so mächtigen Einschlag in der gesamten bäuerlichen Art bildet.

Stellen wir uns den Gegensatz der beiden Welten einmal an einem allerdings etwas utopischen Beispiel dar. Denken wir den Fall, ein Bauer aus der Zeit Dürers oder Holbeins erschiene plötzlich unter seinesgleichen von heute wieder. Wie lange würde es dauern, daß er sich heimisch fühlte? Nun, um an dem phantastischen Beispiel einmal einen Augenblick festzuhalten: Lange kaum. Ein paar Tage! Denn unbegreiflich hätten sich die Dinge in seiner Bauernschaft nicht geändert? Die Sprache, die Kleidung, die Speise, die Art den Pflug zu führen, die Art, die Sagen als halb geglaubte Wirklichkeit zu erzählen, die Seelen und ihre Denkweise, das Haus und die Gesichter darin: Es wäre alles etwas, unbegreiflich viel aber nicht anders geworden! Und demgegenüber der andere Fall, wir dächten uns Luther oder Wallenstein einmal wiederkehrend in diese Welt der schwachen Nerven, des rauchlosen Pulvers und der höflichen Worte, in der Glaube und Religion nichts mehr gelten. Sie würden nach zwei Blicken die völlige Unmöglichkeit erkennen, beides, zu verstehen und verstanden zu werden, würden umkehren und vorziehen, tot zu bleiben mit

der Zeit, in der sie lebendig waren. Und was würden sie erst sagen, wüßten sie noch von all den anderen Formen und Gestalten, die ihr Land und der Geist ihres Volkes zwischen dem Damals und Jetzt noch angenommen! — —

Das Ergebnis der Geschichte ist der Instinkt. Wessen Vorväter und Urväter konservativ waren, der kann nicht mehr anders, der muß ebenso werden.

Nochmal die alte Landesbesiedlung. Es ist höchst charakteristisch! Am zweiten Ostertage des Jahres 1842 brach in einer Bauernschaft nicht weit von Hamburg, die von allerlei städtischen Ideen beeinflußt, nach und nach etwas zusammengeraten und sich Haus an Haus gebaut hatte, Feuer aus. Ein Strohdach teilte es dem anderen schnell mit, und als der Festtag vorüber war, lagen drei Viertel der Häuser in Asche. Und was geschah? Wie die Stimme eines aufgeweckten Gewissens wurde der alte Trieb zum tacitäischen Einzelwohnen, jeder inmitten seines Landes, wieder wach, und ehe noch irgend welche Gesetze über Verkoppelung und Flurregulierung mitgesprochen hatten, sah der neue Ort wieder aus, wie er vor Jahrhunderten vielleicht ähnlich schon ausgesehen hatte, versprengt und hingestreut über die ganze Flur der Bauernschaft. Der alte Hofbauer hatte sich wiedergefunden. Beharrung als Instinkt!

Oder nochmal der alte Hausplan! Wieder in dem Augenblicke, wo etwa der Blitz in das Dach fährt und die Flamme daraus hervorbricht, steht der Plan für das neue Haus fest: Es ist der alte, derselbe, den alle haben, den alle stets hatten! Alle Häuser eines Stammes sind gleich gebaut. Wer sich in einem zurechtfindet, der findet sich in allen zurecht. Wiederbauen heißt: Ebenso wiederbauen! Der Mensch der Kultur würde sicher dazu neigen, mit seinem Baumeister bei der Gelegenheit irgend etwas Neues, Modernes, auch einmal ganz etwas Apartes zu besprechen. Die Architektur des Kulturwohnhauses hat zu jeder Zeit fast so viel neue Grundrisse gezeitigt, wie es Baumeister und Baulustige gegeben hat. Nicht so der Bauer! Womöglich auf den übrig gebliebenen Fundamenten in denselben Abmessungen genau das alte Haus wiederbauen: Das ist Bauerntum.

Es ließe sich die Beharrung als Instinkt in dieser Weise durch sämtliche Gebiete bäuerlichen Lebens hindurch verfolgen! Wie zäh hält der heutige deutsche Bauer in den Vereinigten Staaten seinen Dialekt fest! Mit Plattdeutsch kann man durch ganz Nordamerika kommen, mit Hochdeutsch nicht.

Man kann sich denken, es ist ein Instinkt, der in seiner Blindheit oft genug bis zum Widersinn, bis zur Unvernunft sich versteigen wird. Die Beispiele dazu liegen auf der Straße. Irgend ein Jan hat ein schönes junges Pferd aufgezogen, ‚schier und glatt‘, wie weit und breit keins. Jeder rät ihm, es zu verkaufen, denn was sollte er mit dem hübschen Tiere tun? Aber er will nicht. Er kann sich von seinen Sachen nicht trennen. Aber was das schlimmste ist, er gibt dem Tiere auch seine rechte Pflege nicht, und kurz und gut, es endet beim Pferdeschlächter! Oder ein anderer hat zwei Kühe, die er seit Jahren verkaufen will. Jedes Jahr zieht er mit ihnen zu den zwei großen Viehmärkten in der Stadt: Und jedes Jahr bringt er sie zweimal abends langsam wieder zurück. Weil er sich von seinen Sachen nicht trennen kann! Fortan ohne das Pferd, ohne die zwei Kühe zu leben, das wäre ihnen eine zu große Neuerung! Ein dritter kann sich von seinem alten Hause, ein vierter von seinem Gelde nicht trennen. Also solche Jans gibt es eine Menge! Man möchte angesichts ihrer sich leicht dahin entscheiden: Derartige Beispiele von Unentschlossenheit erzeugt die Stadt nicht. Unentschlossenheit kennt sie auch, aber derartige Unentschlossenheit nicht! Das macht, es ist eben gar nicht unsere Unentschlossenheit. Es ist Beharrung. Eine Beharrung, die, was wir nennen, bis zur Unvernunft geht!

Es ist immer wieder der Gedanke: „Wi willt et man bi'n Olen laten!" der ebenso, wie sein Gegenteil, im breiten Strom sich durch die Sprichwörterwelt Niedersachsens und wahrscheinlich auch durch die anderer Bauerngegenden hindurchzieht! Verehrung alles Alten, alter Zeiten und alter Sitten, und Abneigung vor allem Neuen, das ist Bauernart. „As se noch Vaer un Moer säen, da konn se Karken buen, awerst as se Pa un Ma säen, da konn se se nich mehr unnerholen!" Der Vorsteher tritt in die Wirtsstube und der Wirt fragt ihn: „Wat giwt et Nees?!" „Nix giwt et Nees!" antwortet der Bauermeister, „dat Nee dögt ook nix!"

Alles in allem: Beharrung! Vinzentius von den schönen Lerinischen Inseln hat die bekannte Definition von der katholischen Kirche gegeben: Katholisch ist, quod semper et ubique et ab omnibus creditum est! Es ist ja schon oft gesagt: Auch die katholische Kirche ist eine schwerkonservative Macht. Aber eben deshalb paßt der Spruch, wie dafür gemacht, auch für alles Bauerntum! „Das immer und von allen Geglaubte und Getane!"

Das ist der rote Faden, an dem es sich durch die Jahrhunderte hindurchzieht!

Es ist derselbe Zug, der von seiner aktiven Seite aus sich uns als Nachhaltigkeit darstellt, für die das Bauerntum eine entsprechende ebenso große Schätzung hat: „Anholen deit't Kriegen!" „Anholen geit vor Kriegen!"

4. Tradition.

Der in der Ueberschrift unseres Kapitels genannte Begriff ist der Literaturgeschichte entnommen. Es wird darunter im Gegensatz zu aller Kunstdichtung diejenige Dichtung, Aufbewahrung und Weitergabe von poetischen Werken verstanden, die zu bestimmten Perioden das schreib- und leseunkundige Volk geübt hat, und der die einzelnen Nationen u. a. besonders alle ihre großen Epen verdanken. Die hauptsächlichen Eigentümlichkeiten der Tradition sind: Erstens die allgemeine Mitarbeit ganzer Stämme und Generationen im Gegensatz zu der in aller Kultur geübten Einzelarbeit; zweitens das bemerkenswert langsame oft über nicht weniger wie Jahrhunderte sich erstreckende Reifen solcher Dichterwerke im Gegensatz zu unserer ganz wesentlich schnelleren Arbeit; und drittens die ebenso bemerkenswerte Minderzahl der Stoffe im Vergleich mit aller Kulturdichtung, die stets unter dem Motto arbeitet: Nil humani a me alienum puto![1])

Derartige durchaus korrekte, durchaus rasseechte Tradition, so sehr sie aus allen Großstädten und aller Kultur geschwunden ist, existiert noch vollständig im Bauerntum: Ganz derselbe Betrieb, der einst jene obengenannten Epen schuf und dem wir im weiteren überhaupt alle sog. Volkspoesie verdanken. Betrachten wir sie einen Augenblick.

Erstens ihre Entstehung! Wir setzen zur Darstellung derselben in ausführlichem Wortlaut zwei Beispiele her: Ein Hochzeitsgedicht, mit dem in weiten Gegenden Norddeutschlands die Hochzeitsbitter umherzuziehen pflegen, und eine Sage von einem Meineidbauer.

[1]) Vgl. dazu H. Paul: Grundr. d. germ. Philologie. 1891 ff. 2, 1. S. 719 ff. S. 750 ff. Das Werk behandelt den Gegenstand noch nicht sehr ausführlich.

Rede des Hochzeitsbitters.

(Der Wortlaut des ersten Hofes.)

Guten Tag! Guten Tag! — Herein! —
Ihr sollt von einem guten Freunde gegrüßet sein.
: Ich tu euch vielmals grüßen,
: Das laßt euch nicht verdrießen.

(Variante des zweiten Hofes.)

Stürt[1]) den Hund
Un holt den Mund,
De Hochzeitbitter von't Kloster[2]) kummt!
: Nun möcht' ich euch fein bitten, daß ihr nicht mögt lachen,
: Wenn ich meine Rede mal tu recht nicht machen.

(Variante des dritten Hofes.)

Gestern abend wollt ich studieren
Da täten mich die jungen Mädchens verführen.
: Da ging ich mit der einen in die Kammer hinein.
: Da hab ich die ganze Nacht gesessen
: Und habe mein Studieren ganz vergessen.

(Fortsetzung des ersten Hofes.)

Ich will euch was sagen,
Das soll euch wohl behagen!
: Hier komm ich hergeschritten
: Und nicht geritten
: Und wollte euch wohl zur Hochzeit bitten.

(Variante des zweiten Hofes.)

Hier komm ich hergeschritten
Und nicht geritten:
Ich will euch freundlich grüßen und bitten.
: Wollt ihr meine Bitte nicht versagen,
: So will ich's euch freundlich vortragen.

(Fortsetzung des ersten Hofes.)

Es sollen nun gebeten werden Herr und Frau,
Söhne und Töchter, Knechte und Mägde,
: Jung und alt, groß und klein,
: So wie sie hier versammelt sein.

(Variante des dritten Hofes.)

Ich bin ausgesandt
Hülsebusch heißt das Land.
: In Hülsebusch liegt das Haus,
: Wo ich bin geschicket aus.

---

[1]) d. i. steuert, bringt zur Ruhe.
[2]) An dem Ort war bis zur Reformation ein Kloster.

Der Bräutigam Hermann Ahrels läßt bitten höflich und fein
Und die Jungfer Braut Meta Müller noch viel höflicher und
feiner!
: Nun mögt ihr meine Bitte recht verstehn
: Und am nächsten Dienstag fleißig mit zur Hochzeit gehn.
Nun werden gebittet Herr und Frau,
Sohn und Töchterlein, Knecht und Mägdelein:
Ich bitte sich nochmals groß und klein.

(Fortsetzung des erstes Hofes.)

Die Ochsen, die wir haben,
Die werden geschlachtet Paar bei Paar,
: Die Hämmel und die Kälber
: Die schlachtet die Köchin selber.
Die Hühner in Suppen gesotten.
Die Gänse, mit Pflaumen gebraten.
: Dazu lassen wir noch backen
: Kuchen und andere schöne Sachen.
Die Köchin, die wir haben,
Die weiß den Zucker zu schaben,
: Den Kanehl zu strehen (sic!)
: Den Braten fein hübsch zu drehen.
Das macht sie alles auf eine solche Art,
Daß es auch schmecket bis in den Bart!
: Dann liegen da noch zu eurem Pläsier
: Zehn Tonnen Bremer Bier,
Zwanzig Anker Branntewein,
Fünzig Anker Rhein'scher Wein.
: Voller Krug und volles Glas,
: Wie es euch so kommt zu paß.
Wie es euch beliebt zu trinken,
Werden wir immer euch tapfer einschenken!
: Nun werde ich mich rekommandieren
: An die feinen Jungfern und Junggesellen
: Sie mögen sich bei Zeiten einstellen.

(Variante des zweiten Hofes.)

Jetzt habe ich noch eine Bitte zu vermelden
An die Jungfern und Junggesellen,
Sie mögen sich am Dienstag bei Zeiten einstellen.

(Fortsetzung des ersten Hofes.)

Damit wir werden sehen,
Daß der Bräutigam und die Jungfer Braut
Oeffentlich werden getraut.
: Und wenn dann die Trauung ist geschehn,
: Dann werden die Tische p'rat stehn.
Da wird aufgedeckt
Von allem, was euch lüst und schmeckt.

(Zusatz des dritten Hofes.)

Und an so vielen und mehr Gerichten
Wird es euch gar fehlen nicht.
: Denn die Fischer auf hoher See
: Und die Jäger auf hohen Sandbergen[1]),
: Was diese nicht können schießen und fangen,
: Das lassen wir uns aus der großen Stadt Bremen
heraus lassen langen.
Guten Tabak und lange Pfeifen
Die könnt ihr von den Tischen greifen.

(Regelmäßiger Zusatz des Hochzeitsbitters.)

Wenn da man weke up sin!

(Fortsetzung des ersten Hofes.)

Und dann werden die Trompeten schallen und die Violinen klingen,
Daß ihr könnt lustig tanzen und springen.
: Nun hab ich noch eine Bitte an die feinen Junggesellen:
Zieht an ein weißes Hemd,
Die Haare brav gekämmt,
: Den Bart fein abgeputzt,
: Die Hände weiß und nicht beschmutzt.
Macht kein Hader und Streit,
Lebt in lauter Lust und Freud.
: Und ihr Jungfern groß und klein,
: Macht euch alle hübsch und fein,
: Doch nicht schöner, als die Jungfer Braut selber wird sein.

(Variante des zweiten Hofes.)

Jetzt muß ich mich rekommandieren fein,
An die Jungfern groß und klein.
: Setzt auf den Kranz mit Lust,
: Steckt die Blume vor die Brust,
Bind't die Schürze vor so bunt,
Hal't den Bauch fein hübsch und rund,
: Schnürt das Wämschen fest,
: Zieht euch an aufs best,
Macht euch alle hübsch und fein,
Aber nicht feiner, als der Bräutigam und die Braut mag sein.

(Fortsetzung des ersten Hofes.)

Nun meine Rede ist aus.
Ich habe gebetet das ganze Haus.
: Ich bitte euch nochmals groß und klein
: Stellet euch alle recht fleißig ein!
Hab ich es nun nicht gut gemacht,
So hab ich es doch zu Ende gebracht
Und wünsche euch allen einen fröhlichen Tag!

---

[1]) Alte Dünenhügel in der Nähe.

(Zusatz des zweiten Hofes.)

Aber eines habe ich noch vergessen:
Ihr mögt meinen Rock oder meinen Hut verbessern![1])

Der Meineidbauer.

(Gedankengang des ersten Hofes.)

Im Bruch zwischen Wohlde und Hülsenbusch hat der Mann, der vor Bobrink jetzt auf dessen Hofe wohnt, sich um einen Streifen des Bruchs verschworen, der ihm gehören sollte und nicht gehörte.

(Variante im zweiten Hofe.)

De Mann harr erst in Wohlde wäsen, und da harr he dat Bruch Wohlde tosworen. Unn dann harr he na Hülfenbusch henfriet[2]), unn da harr he' et wedder Wohlde aff- unn Hülsenbusch toswоren.

(Zusatz im dritten Hofe.)

Unn hei harr ook süs mit Smuggelee sin Wesen hat. Unn wenn de Fuhrlüe to em kamen, denn he harr ne Wirthschaft, dann harr he de Päre den Haber wedder ut der Krippe nohmen unn soke Sacken!

(Fortsetzung des ersten Hofes.)

Er stirbt! Aber sein Geist irrt wegen des Meineides umher und findet keine Ruhe. Da sagen endlich seine Nachkommen es dem Pater im benachbarten Kloster. Und der entscheidet, er solle die Haide bei Wohlde zählen und das Moor bei Hülsenbusch ausschöpfen. Und seitdem zählt und schöpft er.

(Variante im zweiten Hofe.)

De Pater harr erst seggt, he schall'n Sandhaber tellen, da upp'n Barge[3]) bi Wohlde. (De Haie tellen, fügte der Erzähler hinzu, der diese Version wohl kannte, dat gaht nich, dat kann Nümms![4]) Den Sandhaber awerst, den harr he bald tellt. Unn da gung he wedder ton Pater. Unn da seggt em de, nu schall he dat Moor utschöpfen. Unn he schall et utschöpfen mit'n Stapfen[5]) one Boden! Unn da is he noch bi.

(Zusatz im dritten Hofe.)

Vor Tien, da hebbt se in't Moor faken[6]) Torf stolen. Unn da hebbt se dann Wächter hinstellt, de möt bi Nacht uppassen. Unn de hebbt den Behrens faken so in't Moor plunschen hören.

(Zusatz im vierten Hofe.)

Unn wo nu Husmann in Wohlde wohnt, da haar mal ne Fru wohnt, de harr seggt: Wenn ek den Behrens nich sehe, dann glöw ek ook nich, dat hei noch lebt. Unn as se da

[1]) Jedes Haus, das annimmt, bindet ein buntes Band an.
[2]) Hingeheiratet.
[3]) Dünenhügel.
[4]) Niemand.
[5]) Kübel.
[6]) oft.

mal so bi Luchttid [1]) ut'n Huse gung, da was et ganz sternhell. Unn da stunn hei an'n Knick [2]), gloinig [3]), unn harr de Arms krüzt, unn harr sek uplehnt, unn keek er in't Gesicht. Da makt se, dat se wedder in't Hus kann. Von da her awerst, da herr se an em glöwt!

Erstens, dort die vielen Mitarbeiter! Bei uns deckt der Name das Werk. Wie anders dort! Drei, vier Höfe als Miturheber, Mitverfasser sowohl des Hochzeitsgedichtes wie der Sage haben wir genannt. Aber einmal muß hinzugefügt werden, daß das unter den heute lebenden und daran beteiligten Mitarbeitern nur eine Auswahl ist: Es ließen sich mit Leichtigkeit noch eine ganze Anzahl weiterer Varianten und Zusätze aus anderen Höfen hinzufügen. Gar wenn man anfinge, über die Grenzen eines bestimmten Gaues, ja schon einer bestimmten Bauerschaft hinauszugehen! Und dann die weitere Frage: Wie Viele haben in der Vergangenheit an dem bereits mitgearbeitet, was wir in fortlaufendem Gedankengang als ‚Wortlaut des ersten Hofes' vorangestellt haben?! Also es liegt eine höchst charakteristische, ganz allgemeine Inangriffnahme des Stoffes vor, ein gemeinsames Arbeiten eines ganzen Stammes, ganzer, längst vergangener Menschenalter desselben, an ein und demselben Thema. Kein Großvater, keine Großmutter, die es nicht als Enkelkind schon gekannt, die es nicht im Lauf ihres Lebens auch hätten durch ihre Hand gleiten lassen, nie viel, aber stets etwas, stets ein ganz klein wenig an ihm ändernd: Wie ein Strom von allen Ufern, die er durchfließt, Spuren mit sich nimmt!

Eng verbunden mit der Art ihrer Entstehung ist auch bei aller Volkspoesie eben deswegen zu beachten die charakteristische Art ihrer Existenz, die jeweilige Daseinsform irgend einer Sage, eines Volksliedes, eines Märchens. Ohne die Wirklichkeit zu Rate zu ziehen, muß sich entsprechend jener rein logisch schon für diesen ergeben, daß auch sie alles andere besitzt, wie eine einheitliche Form. Und die Wirklichkeit bestätigt das. Der Sammler, um zwischen dem Lianenwald von flatternden Varianten hindurchzufinden, kann ja kaum viel anders, als kurzer Hand aus ihnen allen so etwas wie einen roten Faden zusammenzustellen und so als einheitliches Ganzes die Sage seinem Werke einzuverleiben! Was würde das für eine Sammlung liefern, in der die Wirklichkeit

[1]) Bei Lichtzeit, abends als das Licht bereits angezündet war.
[2]) Hecke. [3]) glühend.

etwa mit photographischer Treue einmal sollte wiedergegeben werden! Rechnung trägt der Herausgeber sowohl ihr wie seinem literarischen Gewissen, indem alle derartigen richtig angelegten Sammlungen stets auch Duplikate erhalten: ‚Dieselbe Sage in einer zweiten, einer dritten Form‘ [1]). Die tatsächliche Wirklichkeit aber geht natürlich weit darüber hinaus. Nach der könnte es leicht heißen müssen: ‚Dieselbe Sage in einer fünfzigsten, in einer hundertsten Form!‘ [2]) Genau genommen nur einen Gewaltstreich, ein sehr abgekürztes Verfahren bedeutet es, eine fertig zugestutzte Form des Liedes &c. dem lesenden Publikum darzubieten und in ihm damit die Meinung zu erwecken, so existierte das Lied, so existierte die Sage: So wären gar etwa beide vor unvordenklichen Zeiten einmal von einem großen Unbekannten, dessen Name verloren ging, gedichtet, und seitdem als plombiertes Gut, nur, statt durch die Schrift, von Mund zu Mund durch die Jahrhunderte hindurchbefördert, und das wäre Tradition! Man hat ja Grund genug, vor einer solchen Auffassung der Dinge auf der Hut zu sein. Denn ihre Bezeichnung durch das Wort Tradition legt sie nahe und mehr als nahe. Tradition bedeutet Ueberlieferung eines mehr oder weniger toten Gegenstandes. Und der Vorgang, der gerade hier tatsächlich vorliegt, ist so voll von Leben, so voll von langsamem Wachsen und Werden, so voll von Beteiligung Aller an solchem Wachsen und Werden, daß an alles andere gedacht werden muß, wie an die Weitergabe von Hand zu Hand von irgend etwas Fertigem, irgend etwas Abgeschlossenem. Wie ein Kranz von Gespielinnen, in soviel ähnlichen Formen existiert jedes Stück der Volkspoesie [3]). Es ist nur der Sammler, der sich muß zu helfen suchen, der aus dem Gewirr von Wasserläufen sich eine Linie zusammenstellt und sagt: Das ist der Fluß! Und dem bei solchem Ineinanderarbeiten von Verwandtem es dann wohl passieren kann, daß im Phäakenlande an einem Tage die Sonne zweimal untergeht, oder daß in

[1]) Vgl. L. Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder. 2. Aufl. 1880. 2 Bde.

[2]) P. Heyse in der Einleitung zu seinen Übersetzungen italiänischer Volksgesänge berichtet von einem Mädchen, welches nicht im stande war, ein Lied zu wiederholen, ohne zu variieren. Warum? ‚Mi viene cosi!‘ H. Paul a. a. O. S. 750.

[3]) „Das wichtigste Kriterium eines Volksliedes ist, es muß Varianten erzeugen.“ Zeitschr. f. Volkskunde 1900, S. 242.

der Genesis zweimal in ganz verschiedener Weise die Welt geschaffen wird![1])

Neben der allgemeinen Mitarbeit **zweitens das langsame Reifen** aller Volkspoesie! Man sieht den genauen Prozeß desselben an den zwei gegebenen Beispielen vor sich: Man blickt an solchen Stellen in die Werkstatt der Volkspoesie hinein! Jedes Haus hat sozusagen seine eigene Form des betreffenden Liedes, der betreffenden Sage, die, je nachdem sie in ihm ein Menschenalter lang auf mehr oder weniger fruchtbarem Boden liegt, mehr oder weniger sich weiter entwickelt oder auch zurücksinkt, die Klarheit seiner Pointen eine Zeitlang einbüßt. Man sieht Beides deutlich in dem zweiten Beispiele, wo die Pointe vom Haidezählen in dem einen Hause in Unklarheit und Dunkelheit geraten ist (Haidezählen sei unmöglich, wendet sehr richtig der eine Erzähler ein), während sie zu gleicher Zeit in dem anderen in ihrer Zerspaltung in die Doppelpointe erst vom Sandhaferzählen und dann vom Moorausschöpfen und in der zugleich darin liegenden schmerzlichen Steigerung die schönste Präzisierung und glücklichste Fortbildung erfahren hat. Und nebenher laufen allerlei weniger charakteristische bis zu ganz farblosen Momenten. Wie ein Baum ist alles, der zu gleicher Zeit Holztriebe, Fruchtspieße und Wasserschosse treibt, und darüber im Lauf der Zeit langsam groß und größer wird. Hundert Jahre bis zum ersten Sammler können wir die Lieder zurückverfolgen. Aber jenseits davon sehen wir ihre Geschichte in Nebel zerfließen, sehen wir sich's dehnen, wie der Bodensee vor dem Reiter! Völlig anders alles wie bei uns! Wo ein Lied zur Not gestern noch nicht war! Ueber Nacht schießen irgend welche Strahlen zum Bilde zusammen. Und andern Tages ist es! Vielleicht arbeitet ein Dichter vom ersten Gedanken bis zum letzten Federstrich einmal zehn oder zwanzig Jahre an einem Werk. Wie schnell aber ist auch das im Vergleich zu der Arbeit am Volksliede! Alles schnell fertig. Freilich auch meist ebenso schnell wieder vergehend! Das Lied ‚Morgen muß ich fort von hier‘ wird 1690 zum ersten Male erwähnt. Was ist von Kulturpoesie aus der Zeit her noch volkstümlich geblieben? Sie ruht in den Bibliotheken! —

Also dieses zweitens: Das langsame Reifen! Und **drittens: Die wenigen Gegenstände der Volkspoesie!** Die Minderzahl der

[1]) J. **Wellhausen**, Prolegomena zur Geschichte Israels. 3. Ausg. 1886, S. 309 ff.

Themata, die nicht weniger charakteristisch ist. Die Kulturpoesie dichtet in allen Formen über alles. Der Volksgeist hat in jeder Gegend stets nur bestimmte Themata: Hier gar kein Volkslied, dort auffällig viele. Hier nur Riesen-, dort nur Zwerge-, dort nur Heldensagen. Hier das Sprichwort, dort das Märchen! Der Volksgeist kultiviert durchaus immer nur einzelne Gebiete, die aus irgend welchen inneren Gründen ihm gerade liegen. Auf den Gedanken, auch allerlei anderes einmal zu versuchen, kommt er nicht! Die zwei oben gegebenen Beispiele teilen uns darüber naturgemäß nichts mit. Die Tatsache ist bekannt: Minderzahl der Themata, die auch wieder mit dazu beiträgt, zum Schluß dann so gute Ware zu liefern! — —

Wir haben uns länger als es der vorliegende Gegenstand zu erfordern scheint, bei der Eigenart der ‚Tradition' aufgehalten. Es ist so viel gebracht über die Volkspoesie nicht wesentlich um der Volkspoesie willen, sondern mehr um deswillen, weil diese Art Arbeit, diese Arbeitsmethode, diese ‚Tradition' für solche Kreise typisch ist. Wie am Volksliede, so arbeitet das Bauerntum überall, ebenso wie am Kunstliede, so wir überall!

Volksmusik! Wieder die allgemeine Mitarbeit. Jeder schafft mit. Wo Volksmusik überhaupt existiert, schafft an diesem Webstuhl jeder singende Bursche und jedes singende Mädchen mit. Hunderte, Jahrhunderte komponieren das einzelne Lied, nie der einzelne Komponist, wie bei uns! Und weiter: Das langsame Reifen. Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus!' sang man bereits im 16. Jahrhundert und singt es noch heute. Alle hundert Jahre schaffen eine neue Nuance, einen neuen Vers, der bleibt! Und endlich: Wenig Themata! Einfache Melodien stets nur, oft eine Oktave nicht überschreitend, keine Koloraturen, keine Triller, keine Atemkunststücke, keine Arien, kein piano und forte, kein crescendo und decrescendo: Alles das nicht in der Volksmusik!

Weiter! Die Weberei! Die unbeeinflußte, hinter der nicht der großindustrielle Auftraggeber steht, sondern die als Bauernkunst geübt wird, lediglich zur Dekoration des eigenen Lebens nach lediglich eigenen Wünschen [1]). Davon gilt wieder erstens: Jeder arbeitet daran mit! Jeder hat nicht bloß ein Urteil über Kamm und Gewebe, sondern jeder versteht damit umzugehen! Zweitens das

[1]) „Volkskunst ist kein Beruf." Vgl. über diesen Satz Rob. Mielke, Volkskunst. Magdeburg 1896.

langsame Reifen wieder wie beim Volksliede! Was von der Ausstattung der Großmütter noch übrig, ist nicht etwa unmodern, die Tisch- und Bettwäsche im Schrank der Enkelin hat genau dieselben Muster. Einige Kleinigkeiten sind daran anders, die im Lauf der hundert Jahre aufgekommen sind. Aber kein Gedanke an unsere Gewebe, die sämtliche Wandlungen der Kunst in sich widerspiegeln und die der Kenner sogleich nach ihrem Empire- oder Rokokomuster einordnen kann! Und drittens auch die wenigen Themata wieder. Wenig Muster und immer wieder nur die einfachsten Mittel, durch die die Wirkung erzielt wird.

Oder wie das Weben, so anderwärts Klöppeln, Uhrmachen, Holzschnitzen, immer, soweit es frei ist vom Druck des Geldmarktes. Dann stets dieselbe ‚Tradition' im Schema der genannten dreifachen Richtung: Allgemeine Mitarbeit, langsames Reifen, Minderzahl der Themata!

Gedenken wir von all solchen Kapiteln nur noch zweier: Der Obstbaumzucht, auch als einer Art Volkskunst, und der Grundlage von aller Nahrung, des Bauernschwarzbrotes.

Die Obstbaumpflege als Hochstammzucht im Altenlande und die ebenso hochkultivierte Spalierzucht im Schwarzwalde, abhängig vom Stadtmarkte, aber nicht von Stadtvorschriften, zeigt wieder dieselben Grundsätze! Jeder übt sie und weiß mit ihr Bescheid. Alt und jung, jeder weiß, wie ein Baumloch beschaffen sein muß, jeder weiß mit Krebs und Blutlaus umzugehen, jeder weiß, daß, wo ein Birnbaum gestanden hat, nicht wieder ein neuer Apfel- und Birnbaum hingepflanzt werden darf. Jeder kennt im Altenlande den Baumschnitt und auf den betreffenden Höfen des Schwarzwaldes den Formschnitt und dann die kunstvolle Ernährung, um an dem krank und elend geschnittenen Baum nun die größtmöglichsten Früchte zu erzielen![1]) Und weiter das langsame Reifen wieder aller Pläne und die geringe Anzahl derselben: Keine schnellen Neuerungen, keine Einführung neuer Spalierformen, keine Einführung neuer Sorten! Dergleichen mit der Möglichkeit ihres Gelingens und der Möglichkeit ihres Fehlschlagens überläßt der korrekte Bauer stets dem Gärtner oder Privatmann auf der Seite der Kultur, die ihrerseits zu nichts sich lieber verstehen, wie zu solchen neuen Versuchen.

[1]) Vgl. die zahlreichen Abbildungen von Schwarzwälder Bauernspalieren in Rud. Goethe, Die Obst- und Traubenzucht an Mauern, Häuserwänden 2c. Berlin 1900.

Und neben dem Apfel das Schwarzbrot! Es ist höchst charakteristisch, die obige ‚Tradition‘ bei ihm zu verfolgen. Erstens: die allgemeine Mitarbeit. Das Schwarzbrot Niedersachsens ist wie der Pumpernickel Westfalens absolut kein Bäckereierzeugnis. Kein Bäcker von Beruf kann sich rühmen, es allein zu pflegen, und keiner würde sich wahrscheinlich auch rühmen können, es etwa erfunden zu haben. Alle arbeiten an ihm mit, wie am Volkslied. Jeder Hof hat sein Rezept dafür, jeder mit seiner kleinen Besonderheit, und jeder backt es auch bis heute unabhängig vom Bäcker in der Bauerschaft. Dieser hat es zum Schluß auch nur gekonnt, weil sein Vater selbst noch Bauer war, und nur nach dem Rezept seines Hofes verkauft er an die paar, die nicht ihren eigenen Backofen beim Hause haben. Viele haben besseres Brot wie er. Alle aber arbeiten an ihm mit seit Jahrhunderten! Seit Jahrhunderten: Das ist wieder das langsame Reifen. Riehl zitiert eine Aeußerung über die niederdeutschen Viertelzentnerschwarzbrote vom Jahre 1586 aus den Briefen des belgischen Philologen Justus Lipsius, die wie von gestern klingt! Und drittens, die Armut der Themata! All die Abwechslung in Brotsorten, gar all die Erzeugnisse unserer Berufsbäckerei, an denen wir uns erfreuen und verderben: Nichts von alledem! Stets nur das eine vortreffliche Thema! Schwarzbrot und Volkslied haben eine Geschichte hinter sich, die in ihren Entwicklungsprinzipien merkwürdig ähnlich ist.

Oder ein anderes Kapitel. Auch noch wieder eine Art Volkskunst: Die Volksmedizin! Man vergleiche über sie Paullinis vierbändiges Werk vom Jahre 1696, das noch heute gilt! Die Verdienste der Volksmedizin sollen hier nicht diskutiert werden. Nur wieder auf die Art des ganzen Betriebs kommt es uns an. Auf die Mitarbeit wieder aller: Jeder Bauer sitzt voll von ausführlichen Rezepten gegen ‚Verküllung‘, ‚Sitstäk‘, ‚uppe Bost hebben‘, ‚gegen de Wurms‘, gegen allerlei ‚Upfürn‘, allerlei ‚Swakkigkeit‘ u. dgl. Und jeder erprobt sie bei Gelegenheit aufs eingehendste selbst. Neben jeder ärztlichen Behandlung, wenn man sich zu der entschlossen hat, läuft stets her diese Selbstbehandlung: Allgemeine Mitarbeit an der Sache! Und damit verbunden wieder dasselbe langsame Reifen und die Minderzahl der Probleme: Die trefflichen Rezepte tragen alle den Stempel, Urväter-Hausrat zu sein, an der Stirne und sind erhaben über den Wechsel zwischen Homöopathie und Allopathie, zwischen Natur-

heilmethode und sonstigen Methoden: ‚Tradition‘ mit allen ihren Eigenschaften.

Die in hervorragender Weise endlich, kann man sich denken, zur Darstellung gelangen werden in dem Kapitel von Ackerbau und Viehzucht!

Es ist sehr von Interesse, dieselben drei Prinzipien endlich zu verfolgen beim Bauer auch in völlig anderen Dingen, wie derartig praktischen: In Dingen, wie der Ehe, wie dem Verkehrston im Hause oder dergleichen. Denn es ist klar, daß auch solche sich darnach regulieren! Die Mitarbeit aller! Die Ehe der Kultur führt regelmäßig zwei Menschen zusammen, die als Individuen viel schärfer ausgeprägt und silhouettiert sind, wie jeder Bauer, und die als soche Individuen sich dann auch viel stärker zu betätigen wünschen. Das führt dahin, daß zum Schluß jede Ehe der Kultur weit mehr ein Kampf um die Macht wird, wie jede Bauernehe. Macht, durchaus im allgemeinen Sinne, nicht einseitig im Sinne selbstsüchtiger Unterdrückung etwa bloß gemeint. Wessen Eigenart aber irgendwie praktisch sich als die stärkere erweist, der prägt unserer Ehe seine Eigenart auf. Der andere, je nachdem gern oder ungern damit einverstanden, gibt die Mitarbeit an der Ausgestaltung dieses Verhältnisses auf und entwickelt oft in merkwürdigster Weise erst dann in späteren Tagen noch eine Eigenart, wenn der Tod die Ehe wieder getrennt hat. Also nicht immer, aber weit, weit öfter wie beim Bauerntum hat dieses Werk dann einen Verfasser! Beim Bauer stets zwei, die Eheleute beide, die viel weniger als Individuen angelegt, viel weniger als solche sich auszuleben wünschen und infolgedessen viel weniger einer den anderen zu beeinträchtigen, sei's Luft und Licht abzuschneiden, sei's im allerbesten Sinne mit sich fortzureißen wünschen! Die Ehe als Werk von zweien! Welche Verschiedenheit auf beiden Seiten noch ganz wesentlich dadurch gesteigert wird, daß jede Kulturehe ganz bedeutend weniger irgend welches fremde Hineinreden, also, wenn man so will, die Mitarbeit noch dritter gestattet: Während beim Bauernstamm, wo nichts sozusagen geheim bleibt und überhaupt auf Geheimbleiben angelegt ist, das Hineinwirken und Hineinreden solcher Dritter, ja der ganzen Bauernschaft nicht mehr ist wie einfach naturgemäß; womit wir dann dieselbe Arbeitsmethode wieder haben, wie beim Volksliede. Das eine Mal genau nur ein Verfasser, das andere Mal die Mitarbeit genau aller! Und daneben wieder dasselbe langsame

Reifen und dieselbe Armut der Themata! Alle Ehen im Bauernstamm sind einander gleich. Nie der Gedanke, es einmal mit völlig neuen Grundsätzen zu versuchen, freilich auch nie einmal völlig neue Menschen. Die Ehe der Kultur existiert fast in soviel Typen wie Exemplaren. Als der Bauerngroßvater die Bauerngroßmutter nahm, kann man noch heute nachweisen, fiel ihre Ehe ebenso aus, wie heute hundert Jahre später. Und es macht durchaus den Eindruck, auch so wie hundert Jahre früher!

Und dieselbe Tradition zum Schluß noch einmal an dem Ton im Hause! Ebenso auch da zuerst wieder die allgemeine Mitarbeit! In einem von unsern Häusern befiehlt, wer der Maßgebende ist im Hause. Ist's der Vater, so tritt selbst die Frau vom Hause oft zurück, gar Kinder und Dienstboten. Tun sie's nicht, so wird das in unsern Verhältnissen sehr leicht als eine Unbotmäßigkeit, als eine Erschütterung der häuslichen Fundamente empfunden. Mit anderen Worten wieder: Den Ton im Hause bestimmt Einer. Das Lied neigt sehr dazu, einen Autor zu haben. Entschieden anders aber im Bauernhause. Nicht bloß die Frau redet überall hinein. Die Kinder und gar Knecht und Magd, gar etwa, wenn sie bejahrt sind und vielleicht lange im Hause waren, haben ein ganz bedeutendes Einspruchsrecht und Mitrederecht. Ein alter Knecht leitet den Hof zusammen mit dem jungen Besitzer, daß man ernstlich fragen möchte, wer da der Herr sei! Alle reden ihm herein, und doch wird dergleichen gemäß der Eigenart der Personen nie als so etwas wie Unbotmäßigkeit empfunden. Der häusliche Betrieb gedeiht vielmehr dabei. Aber das steht fest: Den Ton bestimmen viele, bestimmen alle mit, die im Hause mit sind. Ja, was von Wichtigkeit ist, bestimmen alle vergangenen Geschlechter mit, die schon über den Hof gegangen sind. Eine allgemeine Mitarbeit, der sich leicht wieder das langsame Reifen wie die Minderzahl der Themata anschließen ließe: Der Hauston ist überall derselbe, in allen Häusern weht dieselbe Luft.

Man bewaffne ein Jahr gegen Jahrhunderte: Den Eindruck macht es, wenn der Mann aus der Kultur, dessen Schwergewicht auf ganz anderem Gebiete liegt, bei Gelegenheit in solche von den Jahrhunderten gezimmerte Luft hineingerät, den Bewohnern diese oder jene Vorschläge zu diesen oder jenen Neuerungen zu machen! Man denkt an die schwierige Stellung, die politisch alle Nationen stets Rom gegenüber hatten, fast ausschließlich deshalb, weil in Rom eine so lange Schule der Tradition existierte, wie

nirgends anderswo auch nur annähernd, weil das Papsttum in allen Dingen da schon an Fäden anknüpfen konnte, die bereits die römischen Konsuln und Imperatoren zu spinnen begonnen hatten.

„Nicht Kunst und Wissenschaft allein
Geduld will bei dem Werke sein.
Ein stiller Geist ist jahrelang geschäftig
Die Zeit nur macht die feine Gärung kräftig[1])."

5. Unpersönlichkeit.

Die Eigenart und der Stolz des Kulturmenschen ist seine Individualität, seine Persönlichkeit. Für unsere heutige Welt zur Zeit der Renaissance in Italien entstanden[2]), in sinnenfälligster Weise dort sofort sich offenbarend in dem gleichzeitigen mächtigen Aufkommen der Porträtkunst, besonders einer ausgedehnten Porträtskulptur, hat sich dieses Prinzip in immer zunehmendem Maße fortentwickelt bis zur Gegenwart. So enge in den modernen Großstadtverhältnissen die Menschen zusammenwohnen, so schwierig gerade um deswillen ihre Sonderung und Auseinanderhaltung scheinen möchte, eben um so schärfer unterscheidet gerade in solchen engsten Verhältnissen der Mensch seine Eigenart von der jedes anderen. Schärfst umrissenes Individuum mit schärfst ausgeprägter Sonderart zu sein, scharf all seine Lebensbetätigung von der jedes anderen zu trennen, dem anderen zu lassen, was des anderen ist, nichts davon anzutasten, dagegen aber auch durchaus alles für sich zu fordern, was sein ist: Das ist moderne Art, heißt Persönlichkeit, heißt Individuum sein.

Also vollständig anders der korrekte Bauer! ‚Unpersönlichkeit' ist nicht zuviel von ihm gesagt. Sein eigentümliches Zu-

[1]) Das Wort ‚Tradition' muß in Wahrheit ungefähr ähnlich verstanden werden, wie das Wort ‚Folklore' in seinem ursprünglichen englischen Sinn, als es am 21. August 1846 von John Thoms im Athenaeum geprägt wurde. Dasselbe bedeutet dort ‚Volksüberlieferung', nicht ‚Volkskunde", mit andern Worten das Volk war als Subjekt gedacht, nicht als Objekt, die Folklore als eine Abteilung der Volkskunde. Vgl. G. Roffinna, Folklore. Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde 1896, S. 188.

[2]) Jak. Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien. 4. Aufl. 1885, S. 215 ff.

sammenleben und Zusammenarbeiten, von dem wir im Kapitel ‚Tradition' sprachen, schafft, erhält und pflegt seine Unpersönlichkeit.

Allerdings es kommt noch anderes hinzu. Es kommt hinzu, daß in der Welt des Bauerntums bis heute überhaupt nie der Mensch, sondern stets der Hof die Hauptsache ist. Die Art der bäuerlichen Geschichte, die, wie keine andere, sich auf Grund und Boden aufbaut, hat es verursacht, und dabei ist es selbst bis heute geblieben. Nicht die einzelnen Bauern, sondern die einzelnen Höfe sind die Hauptsache. Der Hof, das ist der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht. Ueber den Hof gehen die Männer wie die Menschengeschlechter hin, mehr oder weniger tiefe Spuren an ihm und auf ihm zurücklassend. Der Hof ist das Seil, an dem die einzelnen Generationen mehr oder weniger schattenhaft und namenlos sich durch die Jahrhunderte hindurcharbeiten. Der Hof, vor der Einführung der Höfegesetzgebung durch Instinkt und auch nach derselben mehr noch durch Instinkt wie durchs Gesetz das unteilbare imponierende Ganze, aufs weitgehendste geschützt vor Zersplitterung, Veräußerung rc. Soll einmal ausdrücklich vom Bauer gesprochen werden, soll es nicht heißen, er tritt völlig hinter seinem Hofe zurück: Das muß stets beachtet werden, daß der Faktor, der ihm immer erst sein Relief gibt, sein Hof ist; wie beim Fürsten das Land! Es sind die Höfe, die bis in dieses Jahrhundert hinein, zuweilen ihr Wappen, davon soll hier nicht die Rede sein! aber zum großen Teil auch ihre eigene Unterschrift hatten, die bekannten sog. Hofmarken. Selbst noch, als ihre Inhaber bereits schreiben konnten, und gar das ganze Mittelalter über, unterzeichnete sich nicht der einzelne Bauer, sondern wurde unter die Urkunde daruntergesetzt die Hofmarke. Der klösterliche Schreiber etwa schrieb den Text und zum Schluß: „Myn egen Haut!" Und darunter fügte der betreffende Bauer seine Hofmarke, aus der sich also stets der Hof, nie aber sein jeweiliger Besitzer erkennen ließ, bei der es auf den jeweiligen Inhaber gar nicht ankam! Es sind die Höfe, die bis heute den Namen ihrer Inhaber geradezu verschlingen. Es kommt vor, z. B. im Osnabrückschen, daß der Name der Erbtochter dem Namen des neu einheiratenden Besitzers beigefügt wird, so daß auch im Grundbuche ein Doppelname eingetragen wird, damit der alte Hofname fortlebe. Und es kommt vor, daß der einheiratende Mann rundweg seinen eigenen Namen fallen läßt und den Hofnamen der Erbtochter annimmt. Es kann eintreten, daß einen

der Vollmeier Castens dazu auffordert, am Nachmittag mit da und da hinzufahren, auf den und den benachbarten Hof, dort seinen Bruder Burhoop, den Besitzer dieses Hofes, kennen zu lernen. Die beiden Namen aber sind nicht etwa abgelegene osnabrückische Vornamen, sondern vollständige Familiennamen! Mehr kann man die Persönlichkeit nicht hinter dem Hofe zurücktreten lassen. Miaskowski zitiert Karl Rodbertus: „In jenen (germanischen) Zeiten waren Landeigner und Herr sein, landlos und abhängig sein, Begriffe, die sich deckten.“ Diese Definition steckt unsern Bauernschlägen noch heute im Blute. Erst das Land macht den Mann[1]).

Aber weiter eng damit zusammenhängend! Auch jedes Haus, jede Familie eines solchen Hofes ist eine ganz andere, viel geschlossenere, viel kompaktere, den Einzelnen viel mehr überflutende Masse, wie die Familie der Kultur. ‚Häuslichkeit‘, gar beim Hof- und Einödbauer, ist in viel weitergehendem Maße, ist über alle Klippen von Familienengigkeit und Lebenseinförmigkeit hinweg der Kitt, der sie zusammenhält, der sie unlösbar zusammenschweißt! Man bedenke auch nur: den Mann, der keine auswärtigen Arbeits- oder Geschäftsstunden kennt, der, abgesehen etwa von einem Markt- oder Gerichtswege, doch überhaupt immer zu Hause zu treffen ist, ‚binnen oder buten‘, im Hause oder auf seinem Lande; die Frau, die erst recht nie vom Hofe herunterkommt; und sämtliche Söhne und Töchter, die den Sonntag abend vielleicht auf den Tanzböden sich herumtreiben oder im Winter in den benachbarten Spinnstuben, oder hier ein Fuder Stroh zu holen, da einen Wagen mit Vieh fortzubringen haben, die aber im übrigen doch Tag für Tag und fast Stunde für Stunde in Seh- und Hörweite von Haus und Hof bleiben. Dazu dann für alle die geringe Geselligkeit, die oft Abend für Abend das ganze Haus in einer Stube beim Schein einer Lampe zusammenbleiben läßt! Das alles schafft einen Hegelschen genius loci, schafft in Fortsetzung von dem, was man Bodenständigkeit nennt, Hausständigkeit, schafft ein kompaktes Hauswesen, aus dessen Gesamtheit sich niemand, Weib und Kind nicht und ebensowenig auch der Bauer selbst in unserem Sinne als Persönlichkeit absondern!

Also erstens, das Haus als eine Masse! Aber weiter, was gehört völlig untrennbar nach Tatsache und Wirkung zu Haus und

[1]) **Miaskowski** a. a. O. Bd. 1 S. 168.

Hof noch alles mit hinzu, in viel stärkerem Grade wie bei der Kultur mitprägend an seinem Charakter! Daß wir's zusammennehmen und voranstellen: Knecht und Magd gehören mit dazu, der Nachbar gehört mit dazu, die Gemeinde gehört mit dazu. Ja, nicht zu vergessen, das Vieh gehört mit dazu. Alles immer wieder, worauf es hier ankommt, nicht als von demselben beeinflußt, sondern als seinerseits Haus und Hof beeinflussend, jedes und alles, was auf ihm einer Persönlichkeit gliche, aus ihm sich als solche entwickeln könnte, abschleifend, nivellierend!

Knecht und Magd gehören mit zum Hofe. Sie essen zusammen mit der Familie, sie sitzen mit ihr zusammen am Abend oder am Sonn- und Festtag. Die Mägde weben auf dem Webstuhl des Hofes das Leinen auch für den eigenen Leinenschrank und beide bekommen von dem auf dem Hofe hergestellten Zeug ihr Teil. Und wenn sie lange auf ihm waren und es trifft sich, daß sie auf ihm sterben, werden sie in dem Begräbnis des Hofes mit begraben! Aber solange sie auf ihm waren, haben sie nicht bloß stets die Pflicht gehabt, auf ihm zu arbeiten, sondern auch das Recht, auf ihm mitzureden. Und Bauer und Bäuerin, wie wir sagten, sind gewohnt, bei Gelegenheit durchaus auf sie mit zu hören! Man vergleiche so manchen Roseggerschen Knecht oder Jeremias Gotthelfs ‚Elsi, die Dienstmagd', als solche Beispiele richtigen Hofgesindes: Es ist eine Vertrautheit zwischen Herrschaft und Dienstboten, wenn man einmal so sagen soll, von der der Bauer seit langem herausgefunden hat, daß sie zur Folge hat nicht eine Entartung, sondern durchaus nur eine Veredlung der letzteren, welche ja allerdings auch, wodurch das ganze Verhältnis wieder noch ein gut Teil weiter gefördert wird, zum großen Teil selbst zukünftige Bauern und Bäuerinnen darstellen, die sich einmal etwa nur durch die Größe der Höfe unterscheiden werden.

Und weiter, der Nachbar gehört mit zum Hofe! Der ‚gute und getreue Nachbar', dem Luther in der Erklärung der vierten Bitte ein Denkmal gesetzt hat als mit zum täglichen Brot gehörig. Er hat seinen Platz ja in der Kultur verloren. Was weiß der Städter im Etagenhause von seinem ‚Nachbar'! Aber anders im Bauerntum, in dem er allerdings etwas bedeutet. Es ist bekannt, wie er bei hundert Gelegenheiten seine Stätte im Hause hat, nicht bloß eingelassen wird, sondern völlig notwendig, ja unentbehrlich in ihm ist. Es ist bekannt, wie er bei Taufe, Hochzeit, Krankheit und Tod oft geradezu alles im Hause tut, daß die

Hausangehörigen der Sitte gemäß völlig nichtstuend die Hände in den Schoß legen. Wie ein Bienenschwarm kommen sie von allen Seiten herbei, arbeitsam und sachlich oder mit jener herben abgemessenen Fröhlichkeit, über die der Bauer verfügt, ihre Arbeiten verrichtend, die durch jahrhundertelanges Herkommen bestimmt und festgelegt sind. Und sind sie getan, geht er wieder, als einzigen Dank dieselben Liebesdienste in gleicher Lage heischend. Der Nachbar muß helfen, wenn die Sau ihre Ferkel wirft, und muß helfen, wenn irgendwo einmal mehr Leute zufassen müssen, wie der Hof besitzt und leisten kann. Und gar, wenn der Bauer einmal frühzeitig stirbt, die Witwe und unmündige Kinder auf ihm zurücklassend! Wenn der Tote nur einigermaßen rechtlich war, treten in aller Schwerfälligkeit ohne weitere Worte, ohne Streit um den Vorrang die Nachbarn zusammen, der Frau und dem Hofe über die schwere Zeit hinwegzuhelfen, bis der Erbe ihn antreten kann. Das eine aber ist nach alledem bloß natürlich, daß der Nachbar nicht bloß persönlich, daß er auch geistig damit in allem aufs stärkste ins Haus eingreift. „As de Nabers dat dücht!" Das ist eine bäuerliche Instanz, für die der allein und auf sich selbst sich stellende Mensch der Kultur kein Gegenstück hat. Und wenn wir uns in allerhand Dingen auch noch so viel nach dem richten, ‚was die Leute sagen': Wir haben gerade unser Haus, in das lassen wir sie nicht hineinreden.

Es ist, wenn man annimmt, daß die halbe Bauerschaft bereits zu den Nachbarn gehört, nach altem Herkommen sich gegebenenfalls für den Hof zu interessieren hat, kaum noch eine wesentliche Erweiterung über diesen Kreis hinaus, wenn wir fortfahren: Auch die ganze Gemeinde und das, ‚wat de dücht', gehört mit zum Hofe, hat ihren Einfluß auf ihn. Auch als Instanz wird sie jenen engen Kreis nur etwas weiter führen.

Aber stärker jedenfalls, erheblich stärker wird sie mitsprechen, als des Bauern Verwandtschaft, soweit dieselbe sich nicht in der genannten Weise mit Nachbarschaft und Gemeinde deckt. Die redet weit weniger in sein Haus hinein. In dem Sinne: „Ein guter Nachbar ist besser, wie ein ferner Freund!" hat wohl alles Bauerntum eine ganze Anzahl von Sprichwörtern.

Weit eher möchte man in der Beziehung von einem Hinzugehören des Viehes zum Hofe sprechen. Aus dem steten Zusammenleben mit dem ist nicht nur die gute Behandlung hervorgegangen, deren alles Bauernvieh sich zu erfreuen hat, im Gegen-

satz zum Pferde des städtischen Droschkenkutschers oder des italienischen Vetturino. Davon sind auch eine Menge dunkler aber unverkennbarer Einflüsse auf das Seelenleben alles Bauerntums ausgegangen, die demselben so manche Eigentümlichkeit aus der Tierwelt aufprägen, von der in aller Kulturwelt keine Rede ist.

All dergleichen aber schafft immer von neuem Unpersönlichkeit! Fassen wir es nochmal zusammen. Eine scharfe Eigenart haben und ehrgeizig dieselbe weiterbilden wollen: Der Bauer könnte alles andere von sich behaupten, aber nur das nicht. Nichts liegt ihm ferner wie das!

Eine Folge solch unlösbaren Verbundenseins jedes mit jedem ist die bekannte Solidarität jeder Bauerngemeinschaft, negativ ausgedrückt, die starke Abneigung, in irgend welcher Beziehung von der Gesamtmeinung jener Gemeinschaft sich zu entfernen. Während in der Kultur der Einzelne nach der Allgemeinheit stets nur deshalb zu fragen pflegt, um, soweit es nicht Gefahr für Leib und Leben mit sich bringt, dann möglichst von derselben abzuweichen, von ihr durch irgend eine besondere Pointe sich zu unterscheiden, ihr gegenüber ‚apart‘ zu sein, fragt der Bauer in allem danach, um sich in allem darnach zu richten. Es ist dort die ebenso ausgesprochene Scheu, mit dieser Allgemeinheit übereinzustimmen, wie hier, nicht mit ihr übereinzustimmen. Der Mensch der Kultur hat fast immer, der Bauer hat nie den Wunsch, besondere Wege zu gehen. Er hat aber stets den Wunsch, den Weg zu gehen, den alle gehen! „Ek frage, wat de Mehrsten doht, un da smit ek mek dann bi!“ Das ist Bauernmaxime!

Es ist bei jeder Art von Verhandlungen jenes bekannte, unentwegte Zusammenhalten, das jedesmal die anders geartete und anders arbeitende Kultur unangenehm berührt; das im Fall eines Zusammenstoßes jedesmal von neuem den Eindruck einer geschlossenen Phalanx macht, vor der schon mancher, der vorher anders darüber dachte, zum Schluß zurückgewichen ist. Jeder weiß, ein eigentliches Verhandeln, auch ein Abstimmen ist mit diesem so gearteten Gegner nicht recht möglich. Sämtliche Mitglieder eines Kirchenvorstandes werden, wenn sie die Gemeinde hinter sich haben, mit Nein, und ebenso, wenn sie sie im gegenteiligen Fall hinter sich haben, mit Ja antworten. Jeder weiß, ein Teilen der Stimmen, das nicht unter Zuhilfenahme von allerlei kleinen unbemerkt bleibenden Umwegen geschehen soll, ist ganz außerordentlich schwer. Gar mit einem kecken Antrage eine Sache durch-

setzen wollen, solche Leute mit ein paar kräftigen Worten in eine Begeisterung hineinversetzen, in der man momentan sich etwa selbst befindet, in solchem Augenblick sie möglicherweise etwa von ihrem Mutterboden, der Gemeindestimmung zu lockern, und so den Antäus zu überwinden: Wenn der Bauer sich seiner Erfolge mehr zu rühmen pflegte, als er es in Wirklichkeit tut, er könnte genug davon erzählen, wie gerade auf diese Manier so oft die Gegner in die anderen gegrabenen Gruben selbst hineinfielen. Mit einer Sachlichkeit, die ein Spott ist auf die schön gesetzte temperamentvolle Rede, erfolgt der Vorschlag: „Wi wilt us de Sake erst mal mit de Gemeende besnaken!" Es folgt noch etwas temperamentvoller vielleicht die Entgegnung: „Ihr seid Vertreter der Gemeinde, und ihr dürft und sollt ohne die Gemeinde jetzt beraten und beschließen." Es ist dem Bauer ganz gleichgültig. Er weiß genau, diese Erlaubnis hat ihm nie gegeben die Großmacht, die für ihn allein maßgebend ist, die Gemeinde. Und damit ist für ihn die Angelegenheit erledigt. Von einer anderen Erlaubnis macht er keinen Gebrauch! Ehrlich und erfolgreich in den einmal gegebenen Formen mit solchen Menschen anderen Schlags zu verhandeln ist nicht anders möglich, als ihnen in jedem Einzelfalle rückhaltlos die Sache klar legen und dann sie mit dem Bescheide nach Haus gehen lassen, die Sitzung mit dem Beschluß abschließen: Nun überlegt und besprecht euch die Sache bis zum nächstenmal! Was auf diese Manier beschlossen und ausgeführt ist, das ist fundamentiert in den Instinkten der Gemeinde und wird feststehen!

Von dem Bauer aber zu sprechen als in derartigen Fällen ohne Verständnis für eine ‚persönliche Ueberzeugung' und ‚ein Eintreten für dieselbe', ohne Verständnis für ‚Mannesmut' u. dgl. wäre ganz unangebracht. Dem Bauer ist das, was wir mit diesen Eigenschaften bezeichnen, nicht eine Summe von Tugenden und das Gegenteil davon wären die betreffenden Untugenden: Aus den obigen Ausführungen wird hervorgehen, daß sie in seiner Welt überhaupt nicht existieren; wie dieselbe einmal geartet ist, darin überhaupt nicht existieren können. Wie, um ein gegenteiliges Beispiel aus unserer Welt zu bringen, ein obiges bäuerliches Zusammenhalten in aller korrekten Kultur nicht existiert und nicht existieren kann! Eben um des dort fehlenden und hier so hochgradig ausgeprägten Individualitätsprinzips willen! Verstehen sich in der scharfen Hochkultur einmal zehn oder hundert zu einem momentanen Zusammenhalten, so empfindet jeder Einzelne mehr wie die Freude über den Zusammen-

schluß stets den Schmerz über denjenigen Prozentsatz seiner Eigenart, den er zu diesem Zweck hat aufgeben müssen, und wird, sobald es geht, diesen und den ihm naturgemäßen Zustand der Trennung reklamieren. Bei der zusammengeschlossenen Bauerngemeinde opfert niemand auf dem Altare dieser Einheit einen gewissen Prozentsatz seiner Eigenart: Er opfert nicht ein einziges Prozent! Kurz, es sind zwei Welten, eine der Persönlichkeit, eine der Unpersönlichkeit!

Die erste Folge dieses allgemeinen Gemeindeprinzips: Der jederzeitige instinktive Zusammenschluß aller zu dieser Gemeinde!

Aber eine zweite Folge, noch viel weitergehend: Auch die Gleichheit aller ihrer einzelnen Glieder untereinander! Es ist ja klar, es muß so sein. Wenn nicht der einzelne, sondern die Gemeinschaft überall eingreift und überall eigentlich alles wirkt, dann muß ja alles gleich werden! Aber es ist auch tatsächlich so. In jedem Bauerngau, ob nun ein Kirchspiel oder ein Flußtal, je nachdem sie seit Jahrhunderten und länger zusammenleben, sind alle Männer einander ähnlich, alle Frauen, alle Söhne und Töchter! Weiter alle Redewendungen, alle Handgriffe, alle Gesichter, kurz alles. Von ihrer absoluten Gleichheit brauchte, um die Wirklichkeit zu treffen, ganz erheblich weniger abgezogen zu werden, wie unter Kulturverhältnissen. Einige Beispiele! Die Männer! Wie viele Typen erzeugt die Kultur! Nehmen wir bloß die Stände, die etwa den ländlichen Ständen entsprechen: Handwerker, Wirtsleute, Großgrundbesitzer. Wieviel Typen in ihnen! Fast soviel Typen wieder wie Exemplare! Und dann jenseits aller Maßstäbe in jedem Stande die Sonderlinge, die wunderlichen Käuze, die losgelöst von aller Allgemeinheit in schwindelnde Höhen oder Tiefen sich hineinarbeiten bis zur vollständigsten Unberechenbarkeit! Wie anders beim Bauerntum! Wie ähnlich sind da die Männer, verglichen mit solchen Verschiedenheiten. Die Stände unterscheiden sich wenig und die Menschen in jedem Stande ebensowenig. Keine Arbeitsteilung und kein Spezialisieren. Was einer treibt, treibt jeder. Wie einer die Sache anfaßt, so faßt sie jeder an. Das muß zum Schluß ähnliche Menschen geben! Ein derartiger Betrieb läßt vor allem auch keine Auswüchse vorkommen. Was das Bauerntum an ‚Einspanigs‘ kennt, ist gering gegen die genannten Bildungen der Stadt. Bei allem Bauerntum bildet sich ein gesunder realistischer Mitteltypus heraus, und den repräsentiert jeder! Und wie die Männer, so die Frauen. Nichts von dem Typenreichtum der Kultur! Und wie die Eltern, so die Kinder. Viel-

leicht, daß unter den Konfirmanden sich jedes Jahr ein etwas auffallender Knabe oder ein von den Mitschülerinnen abweichendes Mädchen befindet. Alle übrigen sind einander ganz erheblich ähnlicher wie in der Stadt! Besonders auch die Geschlechter sind einander viel ähnlicher! Keine Rede davon, daß es ein Bedürfnis wäre, sie etwa getrennt zur Konfirmation vorzubereiten, überhaupt allen Unterricht beiden in verschiedener Weise darzubieten! Und von den Menschen zu den Gewohnheiten! Dieselben Redewendungen! Wir machen einen Weg in einem bestimmten Kirchspiel. Wir stellen zehnmal unterwegs eine sog. Jafrage an die Leute auf dem Felde. Ob sie fleißig sind? Ob's ihnen gut geht? u. dgl., also worauf stets mit Ja geantwortet werden muß. Auf solche zehn Fragen würde die Kultur sicher zehn verschiedene Antworten liefern, wenn auch oft nur mit kleinen formellen Verschiedenheiten. Hier antworten alle zehn, buchstäblich alle zehn, das in der Gemeinde gerade übliche ‚Ja—woll!‘ Nicht ein gewöhnliches Jawohl, sondern ein kurzes ‚Ja‘ und nach einer augenblicklichen Pause hinterher ein kurzes ‚woll‘. Alle zehn genau in dieser Weise! Oder dieselben Handgriffe! Riehl sagt: „Hans führt den Pflug wie Kunz.“ Nicht, wenn sie in getrennten, wenn auch im übrigen nahe benachbarten Gemeinden wohnen. Wenn sie alle zu derselben Gemeinde, zu demselben Gau gehören, wie wir oben anführten, dann sicher! Und so wie gesagt durch alle Lebensgebiete hindurch. Bis zu den Gesichtern! Auch wer sich sonst jeden leicht merkt, dem er einmal unter die Augenbrauen gesehen hat, beim Bauer hat er oft Schwierigkeit. Die Gesichter sind erheblich schwerer auseinanderzuhalten wie Stadtgesichter!

Also die zweite Folge aus dem Gemeindeleben: Weitgehende Aehnlichkeit aller Dazugehörigen. Immer wieder alles andere wie scharfumrissene Persönlichkeiten, wie das, was wir nennen Individuen! Unpersönlichkeit! [1]) —

Während nun, das darf jetzt zur Abrundung der Betrachtung nicht vergessen werden, durchaus eine solche Silhouette, ein solches Relief besitzt der einzelne Bauerngau. Der hat, wenn man will, eine derartige Persönlichkeit. In ihm ist alles gleich, nach außen hin aber unterscheidet er sich in allem und jedem von jedem Nachbargau. Von Person zu Person in ihm ist nichts verschieden.

[1]) Vgl. zu dem Vorliegenden die in aller Kürze klassischen Bemerkungen Riehl, Gesellschaft. 8. Aufl. 1885, S. 43, 44.

Nach außen hin von Gau zu Gau ist alles verschieden. Gauweise ist alles verschieden. Gauweise alles im Kleinen und stammesweise alles im Großen. Man sieht, es sind völlig andere Prinzipien, nach denen Bauern- und Kulturwelt sich entwickeln und leben. Die eine auf die andere zurückzuführen, kann nicht anders geschehen, als daß einer Gewalt geschieht! Gauweise ist alles verschieden: Man könnte wieder, wie oben, sämtliche Gebiete aufzählen. Ein Beispiel aus dem Gebiete der Redewendungen. Eine Bauernschaft A hat den alltäglichen Gruß: „Kimmt jy ook?!" Die benachbarte Bauernschaft B grüßt sich: „Sin jy da?!" Einer aus A begegnet einem ihm Bekannten aus B und grüßt ihn: „Kimmt jy ook?!" „Nee, ek komme nich to jy!" antwortet der. Er hatte den Gruß, der nicht sein Lokalgruß war, mißverstanden. Oder ein Beispiel aus dem Gebiet der Namen. Abgesehen von einer Anzahl fremdländischer, französischer und anderer Namen wissen wir, jedes unserer großen Stadtadreßbücher besitzt ungefähr denselben Bestand an Namenbildungen. Es ist alles im Laufe der Zeit so sehr durcheinandergewühlt und durcheinandergeschüttelt, daß als Folge davon alle Namen ungefähr überall vorkommen. Durchaus nicht so also beim Bauerntum. In einem Kirchspiel kommt der Name ‚Husmann' zwanzigmal vor, im benachbarten dicht angrenzenden keinmal. Gleichheit im Innern, scharfe Silhouette nach außen! Und als drittes Beispiel das Bauernhaus. Gauweise im Kleinen, stammesweise im Großen überall verschieden. Innerhalb von Gau und Stamm immer sich gleich!

Halten wir uns noch einmal in ihrer völligen Schärfe die Verschiedenheit vor, die an dieser Stelle Kultur und Bauerntum trennt. Sagen wir einmal so! Das Bauerngesetz auf die Stadt übertragen würde lauten: In der einen Großstadt alles gleich, in der nächsten alles anders! Aber genau das Gegenteil davon gilt doch. In jeder einzelnen Stadt ist alles verschieden, eine Mannigfaltigkeit der Typen schier bis ins Endlose. Aber in dem nächsten Kulturmittelpunkte ist alles zum Verwechseln wieder ebenso. Es ist doch überraschend, wie immer mehr und mehr in der Beziehung sich alles ausgleicht! Ueberall dasselbe goldene Einerlei fast, ob in Berlin, Paris oder Rom. Mißverständnisse sind nicht zwischen Stadt und Stadt, sondern zwischen Mensch und Mensch. Und um die ganze Kulturmenschheit kennen zu lernen, genügte es, nur eine einzige Großstadt kennen zu lernen, in der aber Jeden! Und alles entgegengesetzt beim Bauerntum. Da überall im Stamm

4*

dasselbe Bild, dieselben Menschen. Und überall von Stamm zu Stamm die größten Verschiedenheiten. So große, daß, wenn sie je zusammenkämen, der niederdeutsche Bauernstamm den oberbayerischen einfach ungefähr in nichts verstehen würde. Es würden aber alle Mißverständnisse unter ihnen sich abspielen nicht zwischen Person und Person, sondern zwischen Stamm und Stamm. Und um Deutschlands gesamtes Bauerntum kennen zu lernen, würde es nötig sein, unter allen Stämmen umherzureisen, aber es würde genügen, in jedem nur einen Vertreter desselben zu studieren!

Fassen wir es zusammen: Der Bauernstamm besitzt Individualität, des einzelnen Bauern psychologische Eigenart ist Unpersönlichkeit. Bauerntum und Kultur verhalten sich zueinander, wie der junge und alte Baum, wo das eine Mal sämtliche Astsysteme durcheinander wachsen, das andere Mal sauber und eng eins sich neben das andere legt. —

6. Gediegenheit.

Die Tradition, von der wir oben sprachen, hat eine rühmliche Geschichte hinter sich. Nur alles nach diesem Prinzip Entstandene ist wirklich klassisch geworden, bedeutend im bescheidenen Gewande, ohne Pose die Zeiten überdauernd. Wir sehen es an der antiken Plastik, wie an all den großen Nationalepen. Wir haben es in derselben Weise vor uns beim Bauerntum! Der Bauer ist nicht annähernd von der Vielseitigkeit, die jederzeit das Merkmal aller Kultur war. Aber was er hervorbringt und hervorgebracht hat, ist, kann man sagen, Stück für Stück Prachtware gewesen. Ohne Selbstruhm, in nichts etwas Reklame- oder Plakathaftes an sich tragend, gar wenn so ein Plakat zehn andere ausstechen soll! Unscheinbar aber gediegen! Non multa sed multum! Wie es auf plattdeutsch heißt: „Acht is mehr as dusend!"

Die Kreisstadt liegt gar zu sehr ab von Eisenbahn und Kultur, so ganz mitten in Haide und Einsamkeit, daß der Regierungsrat, so oft jedes Jahr die Urlaubszeit herankommt, dann immer nur den einen Gedanken hat mit seiner Frau: Auf sechs Wochen hinaus! Und schon zum fünften Male zieht Hinnerk Castens, der kleine Anbauer aus der Nachbarschaft, in die Woh-

nung hinein, sie zu hüten. Sein Schlafzimmer ist ihm unten neben der Haustür hergerichtet. Er geht jeden Morgen, ehe er sich an seine Arbeit begibt, und jeden Abend, ehe er sich schlafen legt, unten und oben durch alle Räume hindurch. Er hat alle Zimmerschlüssel in seiner Hand, und es ist keine Ecke, in die er nicht hineinsieht. Aber kein Schrank, keine Schublade, kein Bureau geht ihn etwas an. Das alles ist ebenso sicher, als wären die beiden selbst im Hause.

Oder ein anderes Beispiel! Eine Hofbesitzerin, ein altes Fräulein von 65 Jahren, verweigerte vor dem Schöffengericht den Zeugeneid. Alles Ermahnen half nichts, so daß sie in eine Geldstrafe von 20 Mark genommen wurde. Sie erhielt später eine abermalige Vorladung zur eidlichen Aussage, hatte aber die feste Absicht, wieder nicht zu schwören. „De Wahrheit will ek seggen, awerst ek hebbe all min Lewdage noch nich sworen, un dann will ek et up mine ohlen Dage ook nich mehr!"

Betrachten wir etwas im Zusammenhange die einzelnen ganzen Lebensgebiete, auf denen solche Gediegenheit sich äußert! Fangen wir mit der Prosa an! Essen, Trinken! Kleider, Schuh! Jeder weiß, der Bauer hält viel auf das Essen. „Dat lewe Aeten!" Er sagt es mit einer Art Andacht. Jeder kennt das bäuerliche Sprichwort: „Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen!" Nicht jeder aber kennt seine vortreffliche Fortsetzung: „Väter as'n isern Band!?" „Nin Treck ton Aeten hebben" faßt der Bauer entschieden tragischer wie wir. „Da kan'n nin Kerl bi bliwen!" „Da kommt'n von de Beene bi aff!" Und dann geht es los, dem Kranken ‚wat intosnaken'! Etwa im Stehen während der Arbeit sein Frühstück zu verzehren, ist dem Bauer zuwider. Sich dazu aber solide hinsetzen, das Essen eine halbe Stunde lang zum Selbstzweck machen, das ist ihm verständlich! Also er gibt viel aufs Essen, und auch auf reichliches Essen. Vor allem aber nun auf solides Essen. Keinem Knecht auf einem guten Hof, oben in der Schweiz oder unten am Meere in Schleswig-Holstein, wird sein Bauer zumuten, sich an Kartoffelklößen satt zu essen. „Stäwiget Aeten, dat bi de Ribben staht!" Das ist der Grundsatz gewesen, nach dem in ganz Niedersachsen, Holstein und Westfalen die ebenso knappe wie vorzügliche Speisekarte entstanden ist, die die Männer dort erzeugt hat: Schwarzbrot, Schinken, Hafer-, Roggen- und Buchweizenbrei, Milch, Butter, Eier! Ueber jedes einzelne, besonders über die ersten zwei Gerichte, lohnte es sich, ein Buch

zu schreiben. Sie haben eine rühmliche Geschichte hinter sich! Am meisten gekennzeichnet aber wird diese Speisekarte durch das nun, was sie nicht enthält. Ueber Kartoffeln und Kaffee, das ‚Kirchhofwasser'[1]), ist das Urteil bereits gesprochen. Die beiden Gerichte bedeuten erst eine ganz moderne Bereicherung des bäuerlichen Menus, für die die Kultur wenigstens der Versucher war. „In seinen Kinnerjahren", erzählt uns noch jeder Vater und gar jeder Großvater, hätten alle im Hause morgens Roggenbrei in Milch bekommen. Zu Kartoffeln wäre ein kleiner Fleck beim Hause genommen für die Schweine! Und endlich das Fleisch, das auf der bäuerlichen Speisekarte fehlende Fleisch! Wie viele sind zur selben Zeit noch gewesen, die jahraus jahrein nicht schlachteten, weil es über das Haushaltbudget hinausging, und dabei gediehen. Und wie gediehen! Wie ja auch die schweizerischen Sennburschen bis heute den ganzen Sommer über von Mai bis Oktober, wenn sie mit dem Vieh oben bei den Sennhütten sind, nichts von Fleisch zu schmecken bekommen. Und wie gedeihen auch sie dabei! Man kann es auf ihren Schwingfesten sehen, wenn sie sich gegenseitig in die Gürtel fassen und aufheben und einer den andern auf den Rücken zu legen versucht! Wir unsererseits wissen es ja heutzutage: Fleisch ist weniger Nahrungs- wie Reizmittel! Es ist aber merkwürdig, wie so manche Bauernschläge das ohne Analyse schon vor Jahrhunderten gewußt und für ihre Ernährung und Stammesgesundheit die Folgen daraus gezogen haben.

Also nochmal: Reichliches Essen. Und solides Essen! Aber das ist nun das Bezeichnende, das Gediegene daran: Hier ist die Grenze! Ueber das Solide hinaus nichts. Für den Gaumen, für den Wohlgeschmack nichts. Rein nichts! Es ist durchaus wörtlich noch heute, wie Tacitus sagt: Sine apparatu, sine blandimentis expellunt famem[2]!) Keine Gewürze. Keine Abwechslung der Speisen: Selbst auf jeder Hochzeit dieselbe Speisenfolge. Nichts von der vielfachen Verwendung der Eier oder der Sahne, die doch jeder im Hause hat, zur Verbesserung der Speisen. Es ist eine Welt, die die Ausbildung des Gaumens noch nicht kennt! Der Bauer hat den Garten voll Aepfel und Zwetschen. Aber nie wird ihm einfallen, sich deswegen im Backofen auf dem Hofe einen Aepfel- oder Zwetschenkuchen herzustellen! Der Bauer im allgemeinen

[1]) E. H. Meyer, Badisches Volksleben. Straßburg 1900, S. 340.
[2]) Tac. Germ. 23.

ist, Ausnahmen ausgenommen, nicht bloß deshalb zur Obstzucht untauglich, weil gerade, wenn der Hof alle Hände erfordert, dann auch das Obst seine Hauptpflege haben möchte, und da doch dann der Hof vorgehen muß, sondern ganz wesentlich, weil ihm der Geschmack dafür fehlt. Der ‚Appelgarn' auch bei ansehnlichen Höfen in ganz Norddeutschland, die etwa in Hannover ihre Früchte vortrefflich bezahlt bekämen, ist gewöhnlich eine unglaubliche Sammlung von dunklen Ehrenmännern, von herumziehenden Händlern gekauft, die den Stamm zu 40 Pfennig abgeben, der im soliden Handel eine Mark kostet! Es bleibt eine seiner eigentümlichsten Eigenschaften: Der Bauer hat, ausgenommen für einen ‚beizenden Tabak', für salzige Butter und schärfsten Alkohol keinen Geschmack im Munde, und die Einführung von Haushaltsschulen, mit denen man manchmal auch solchen Gegenden aufhelfen möchte, wäre dort wenigstens so unangebracht wie möglich.

Es ist richtig, solche Geschmackslosigkeit berührt uns leicht fremdartig und gruselig. Aber nehmen wir nur ernsthafte Dinge einmal ernsthaft! Wie gediegen ist die Speisekarte des Bauern konstruiert, daß sie auf Solidität der Speisen überall, auf Wohlgeschmack nirgends Wert legt.

Indes weiter! ‚Dat lewe Aeten', mag ein Recht besitzen, uns am längsten aufgehalten zu haben! Kleider und Schuh! Die Kleider! Was für eine solide Ware! Alles selbst gewebt! Alles wie für die Ewigkeit! Wie oft kommt es vor, daß die Stücke noch ein Jahrhundert nach ihrer Entstehung vorhanden sind! Und was für solide Grundsätze beim Tragen, insbesondere der Kleider! Was in der Bauernwelt unbrauchbar genannt wird und was bei gleichem Einkommen wir gemeinhin so zu nennen pflegen, das ist, wie Jeder weiß, sehr zweierlei! Oder die Schuhe! Der klassische Holzschuh Nordwestdeutschlands und Hollands! Schon manche Frau, vor der er einst bloß Gnade fand, weil er sie an die Teniers und Ostades erinnerte, hat später eine Freundschaft mit ihm geschlossen, die durchaus nicht bloß platonisch war.

Aber fahren wir weiter fort in der Erklärung der vierten Bitte, die, wie der ganze Katechismus, oft so ersichtlich auf ländliche bäuerliche Verhältnisse wie zugeschnitten ist: Essen, Trinken, Kleider, Schuh! — Haus, Hof! Das Haus! Das Urteil Mösers über den niedersächsischen Haustypus ist bekannt: Von dem Herdplatze aus als dem Mittelpunkt des Hauses sind mit einem Blick zu übersehen alle Türen, die nach außen, alle,

die in die Stuben führen, der Boden mit den Vorräten, die Ställe mit dem Vieh und die ganze Diele mit jedem Handschlag von Knecht und Magd! Auch wer nie an der flackernden Glut eines solchen Herdfeuers gestanden hat, wenn die Flammen die Schatten gespenstisch an die Wand werfen, der wird es verstehen, daß hier eine architektonische Musterleistung vorliegt in Bezug auf Raumverteilung und Raumzusammenfassung. Und wie dieser Typus, so in ihrer Weise mehr oder weniger alle![1])

Und schauen wir vom Haus weiter hin auf den Hof, auf die Gediegenheit in der ganzen Hofhaltung! Es ist ein ungeheurer Vorsprung vor allem Großgrundbesitz, den die absolute Mitarbeit sämtlicher Familienglieder dem Hofe einbringt. Denn Bauer, Bäuerin und Söhne und Töchter, muß man bedenken, repräsentieren ein jeder mindestens doppelte Arbeitskräfte, die durch Beispiel, durch Interesse für die Sache und oft genug rein durch ihre Ueberzahl alle etwaigen andern hinter sich herziehen. Sicher würde es sich ebenso bewähren, wenn auch beim Großgrundbesitz abwechselnd eine Tochter sich um die Küche, eine um die Milchkammer, eine um die Wäsche und eine vierte etwa um den Gemüsegarten kümmerte. Es würde sicher auch in all solchen Fällen gerade eine derartige Arbeitskraft um ihres Vorbildes und sonstigen Einflusses willen sich jedesmal als mindestens eine doppelte herausstellen. Aber wir wissen, wie selten kommt es aus hundert Gründen in solchen größeren Betrieben dazu. Indes der Hof kommt allein hierdurch schon in die Höhe, muß fast in die Höhe kommen!

Also solch ein Mitarbeiten von allen! Weiter aber, was aufs engste damit zusammenhängt: Die äußerst, die geradezu musterhaft solide Vorbildung des Hoferben.

Der Bauer weiß genau, weshalb er von der Volksschule immer von neuem so wenig hält. Religion? Ohne Zweifel! Ja! Und weit mehr, wie man heute davon übrig gelassen hat! Einiges von Lesen, Rechnen und Schreiben? Ja! Alles übrige aber kann er nicht brauchen. Und man muß sagen, er hat recht damit. Wir Leute der Kultur mögen uns ja alles dessen, was wir können, rühmen. Wir haben alle die modernen Wissenschaften

[1]) Man vergleiche zum Bauernhaus das großartige Werk: Das Bauernhaus im Deutschen Reiche, in Oesterreich-Ungarn und in der Schweiz. Herausg. von den betr. Ingenieur- und Architektenvereinen. Dresden 1895—1904.

aufgebracht und mögen stolz auf sie sein. Aber wir sind nicht stolz, sondern eingebildet auf sie, wenn wir in unserer Erfinder- und Entdeckerfreude verlangen, daß sie auch für jeden andern passen sollen! Wir irren damit! Was soll ein Bauer mit Geographie?! Selbst mit der Geographie Deutschlands! Ein Kind, das nie einen Berg, nie eine Burg gesehen hat und beides wahrscheinlich auch nie sehen wird (der Leser denke sich da einmal hinein, falls er das kann!), was soll dieses sich unter der Wartburg vorstellen?! „Wo liegt die Wartburg?" lautet die Frage an die Vierzehnjährigen. Kein Finger. „Wo liegt die Wartburg, in England, Frankreich oder Deutschland?" Ein paar Finger! „In England!" „Nein! Wo liegt die Wartburg?" „Auf einem großen Berge in einem Walde!" Das war die in der Schule gelehrte Antwort! Man fragt sich, was soll solches Lernen? Was soll ein Bauer, der das ausgeprägteste Sensorium hat für die Geographie seiner hundert Morgen Acker oder Haide, aber einfach nicht das geringste für diejenige von Deutschland und gar Afrika und Asien, was soll der mit Geographie?! Oder was soll der mit Geschichte? Er, der in jeder Weise ein ungeschichtliches Leben führt, der wiederum einfach gar kein Sensorium hat für Vergangenheit, dem eine Kirche von tausend Jahren nicht ein Jota mehr imponiert, wie eine von gestern, der zwischen hundert und tausend Jahren in irgend welcher archäologischen Beziehung überhaupt keinen Unterschied macht! Er, der wieder in jeder Weise Sinn für die Begebenheiten seines Hauses und Hofes, in keiner Weise aber für die seines Vaterlandes, für dessen Entwicklung, für dessen Verfassung, für dessen diplomatische oder Handelsbeziehungen hat! Was soll der mit Geschichte?! Jeder, der den Bauer kennt, weiß, daß er sich dieselben völlig unqualifizierbaren Vorstellungen von Karl dem Großen wie von der Wartburg macht! Und so könnte man eine Menge Fächer zur Hand nehmen. Was soll der Bauer mit Naturgeschichte? Auf seinem Hofe lernt er die Naturgeschichte von Pferd und Kuh so, wie er sie braucht. Bildet sich die Schule tatsächlich ein, im Ernst ihn etwas darüber lehren zu können, das er verwenden kann? Ein Lehrer, der nie ein Pferd oder eine Kuh unter der Hand gehabt hat, lehrt, was im Buche über Pferd und Kuh steht. Und der Orts- und Kreisschulinspektor und der Geheimrat aus der Hauptstadt, die alle von Pferd und Kuh noch weniger verstehen wie der Lehrer, kommen und prüfen, was der einstige Hoferbe in der

Schule über Pferd und Kuh aushalten muß. Die Dinge liegen doch so. Aber wir sind doch damit fast beim Reitenlernen aus Büchern! Und gar nun Naturlehre, Magnetismus und Elektrizität! Was soll der Bauer in aller Welt mit Magnet und Elektrisiermaschine, die ihm doch in jeder Volksschule vorgeführt werden?! Oder weiter mit Freihandzeichnen! Oder gar mit deutscher Grammatik! Wir wollen Gott immer von neuem danken, daß wir unsere tüchtigen Bauernschädel haben, aber wie sich — auch bei guten Lehrern, immer gute Lehrer vorausgesetzt! wie sich deutsche Grammatik in solchen Bauernschädeln spiegelt, das muß man nur einmal mit erleben. Alles in allem: Wir Kulturmenschen wissen ganz genau, was wir an unsern Schulen haben, an unsern niederen und an unsern hohen Schulen! Wir wissen ganz genau, daß alles und jedes, was wir auf ihnen lernen, uns einmal noch wird zum Segen werden, daß wir ungestraft nicht einen Brocken und einen Brosamen davon zur Erde fallen lassen dürfen! Es wird unter uns keinem vernünftigen Vater einfallen, ohne dringenden Grund den Sohn vom Unterricht fernzuhalten, aus Respekt vor der Institution und aus Sorge für das Wohl des Sohnes! Aber dasselbe trifft nicht zu beim Bauer! Für dessen wirkliche gesunde Entwicklung ist die moderne Volksschule weit weniger geeignet, wie die zu Großväter Zeiten. Er empfindet ganz genau, was sie gibt, dient zum größten Teile nur denjenigen dritten oder vierten Söhnen in seinem Hause, denjenigen von seinen Töchtern, die einst abgestoßen werden und in die Stadt gehen. In der Bauernschule ist nicht das Bauerntum die Hauptsache. Das weiß der Bauer und dem gibt er Ausdruck, indem er die Schule mehr oder weniger geringschätzt und wo es geht, vor ihr flieht. „Die Stadt hat die Jugend so viel wilder gemacht wie früher, und um nun wieder ein Gegengewicht zu schaffen, hat sie die Schulstunden verdoppelt!" Das ist noch eine seiner günstigeren Meinungen von ihr. „Da hebbt de Lehrers de Kinner so in'n Koppel tohope, un kannt se bäter waren!" Für den Stellerben aber ist es Gewinst, wenn er ihr entgehen und zu Hause arbeiten kann: Für den Hof schaffen, für die einstige Uebernahme des Hofes sich vorbilden! Der Ausdruck ‚Unentschuldigte Schulversäumnis', der meist solche Gründe des Hofes zur Ursache hat, ist auch dem wohlgesinnten Bauer etwas völlig Unverständliches, und jeder Kenner der Sache wird im stillen damit einverstanden sein, wenn

ein Landrat gerade mit diesem Kapitel es praktisch so ganz anders nimmt, wie es theoretisch gemeint ist!

Es wird unserer Volksschule, die das natürlich durchaus nicht beabsichtigt, nach und nach gelingen, das Bauerntum nicht bloß körperlich ganz erheblich zu schwächen, sondern vor allem, was das Schlimmste ist, es zur Verachtung und zur Vernachlässigung seiner Eigenart zu bringen: Der Vorwurf gilt heute noch mehr wie er bereits zu Mösers und zu Riehls und Maurers Zeiten galt! Es wird aber auch die Stunde kommen, wo jedermann wissen wird, was man mit solchem Wurzeluntergraben anrichtet. Wenn das wahr ist, daß die deutsche Volksschule Sadowa gewonnen hat, so wird man merken, reicht das nicht aus, um den ausgedehnten Schaden gutzumachen, den sie am Bauerntum anrichtet. Alle Hochkultur zitiert immer mit Vorliebe: Bildung macht frei! Und dann weiter: Emolliunt artes mores! Die Worte sind doch eins wie das andere nur sehr bedingt richtig: Man denke an die Zeit Leos X. und Peter Aretins! Allen Respekt vor unserer Volksschule. Aber den Bauernlehrplan als vereinfachten Stadtlehrplan zusammenstellen ist ein Unding. Der Bauer ist kein vereinfachter Städter, so wenig Jugend vereinfachtes Alter ist!

Also kurz und gut: Der Hoferbe! Die Ausbildung des Hoferben, die sozusagen mit dem sechsten Jahre beginnt, gegen die jederzeit die Arbeiten für die Schule zurückstehen müssen und die dann vom vierzehnten Jahre ab mit strammster Einseitigkeit vor sich geht. Wir mögen im Vergleich damit doch fast gar nicht daran denken, wie wir uns in ähnlicher Lage so oft zu verhalten pflegen. Wenn es erst heißt bis zum Abitür: Der Sohn gehört der Schule. Und dann 15 Jahre lang: Er gehört dem Regiment! Und dann kommt der Hof! Dann fängt mit 35 Jahren das Sicheinarbeiten an in einen Beruf, dessen einzige Grundlagen die halbvergessenen Reminiszenzen einer längstvergangenen Jugendzeit sind, als alles Lernen noch kein Ernst war. Wie soll das gelingen! Das geht über Menschenkraft!

Doch erfreuen wir uns noch weiter an bäuerlicher Gediegenheit! Seine Einnahme und Ausgabe. Seine Sparsamkeit! Sein Sprichwort: „Geld verdienen, dat's nix! Awerst Geld schonen, dat's ne Sake!" Der alte Kammacher geht alle paar Wochen in der Gegend umher, die Kämme für die Webstühle auszutragen, die bei ihm bestellt sind. Seine Tochter gibt ihm immer ein

paar gute Schwarzbrotschnitten mit, für den Fall, daß er nicht irgendwo zur Mahlzeit eingeladen wird. Und dazu einen halben Groschen für einen ‚Lütjen'! Aber den halben Groschen bringt er jedesmal wieder mit, so oft er irgendwo am Wege aus dem Bache oder aus einem Sumpfe seinen Durst löschen kann! „So nehrig is he!" erzählt sie! Ja, damit kommt aber die Stelle vorwärts!

Und entsprechend die Sparsamkeit in der Gemeinde! Gewiß, der begeisterte junge Pastor klagt Stein und Bein darüber, wenn die Leute nicht zu bewegen sind, Mittel zu bewilligen für eine Neuvermalung der Kirche oder für die Freilegung der Fresken, die sich unter dem Kalk gezeigt haben, oder für einen Turm auf die turmlose alte Cisterzienserkirche! Aber einmal: Was interessieren den Bauer denn Fresken? Die mögen ja den kunstverständigen Pastor interessieren und eine ganze Anzahl von Kunstverständigen außer ihm auch noch. Aber, wie gesagt, doch nicht den Bauer. Für den mögen doch seine Vorväter ihren Grund gehabt haben, wenn sie einst da waren, sie zuzukalken. Oder was interessiert ihn der Turm auf der Kirche? Von dem hat kein Mensch was! Selbst der Herr Pastor gibt zu, es ist lediglich ein ästhetisches Interesse, ihn dem Gebäude hinzuzufügen, das ihn, wie viele solche kleiner Kirchen nicht hatte, solange sie im Verbande ihres Klostervierecks standen, und das sich nun, wo das Viereck lange abgebrochen ist, danach sehnt! Gewiß, nur ein rein ästhetisches Interesse! Ja, aber, was schert den niederdeutschen Bauer Aesthetik! Diese Dame trägt zum großen Teil italienisches und wer weiß was sonst für Blut in den Adern. Was scheren einen Bauernstamm, der deutsch ist bis auf die Knochen, bis zur Völkerwanderung hinauf, was scheren den romanische und italienische Prinzipien! Und dafür, für Aesthetik, soll er nun Geld ausgeben? Ja, wenn es sich noch um eine Kirchenheizung handelte, von der jeder etwas hätte! Und wie schwer ist selbst dafür das Geld zu bekommen. Wie oft muß der Pastor es sich immer wieder auseinandersetzen lassen, daß, wo die Väter in der Kälte fromm gewesen wären, auch die Söhne das könnten! Es ist eine Sparsamkeit, eine ‚Nehrigkeit', die uns unbegreiflich ist, die wir kurzer Hand mit den Worten Geiz und Habsucht abtun möchten, und die doch ein Grund- und Eckstein alles gediegenen Bauerntums ist. Ein Surrogat für die fehlende Buchführung, und oft genug besser als

diese! Immer nach dem Grundsatz: ‚Geld schonen, dat's ne Sake!‘ —

Werfen wir noch einen Blick auf bäuerliche unbewußte Gediegenheit in zwei Gebieten, auf denen sie ersichtlicherweise von allergrößter Wichtigkeit sind und aufs höchste sich bewährt und verzinst: Bei der Eheschließung und beim Erbrecht.

Aus welchem Grunde heiratet der Bauer, von mehr oder weniger anormalen Ausnahmen abgesehen, nicht? Nicht aus Liebe![1]) Die Poesie der Liebe ist ihm ebenso etwas Fremdes wie der Kuß! Oder gar um einer Liebelei willen! Daß jemand einen Flirt anfängt und 24 Stunden später sich gebunden findet, das soll ihm wohl nie widerfahren! Weshalb, wonach sucht er sich seine Frau? Erstens danach, ob sie für seinen ganzen Betrieb paßt. Also vor allem, ob sie gesund und kräftig ist und damit arbeiten und etwas leisten, den andern auch in Leistungsfähigkeit vorangehen kann. Ob sie etwas häßlich ist, etwas verwachsen, vielleicht buckelig ist, wird ihr vergeben. „En beten scheef harr Gott leev!“ Dann weiter, ob sie auf dem Hofe groß geworden ist. Was bei uns mit Leichtigkeit doch vorkommen kann, daß ein Grundbesitzer sich ein Mädchen zur Braut sucht, das vielleicht nie vorher ernstlich auf dem Lande war, das von Landwirtschaft rein nichts versteht, das kommt beim Bauer wohl nie vor. Das untersagt ihm nicht seine Vernunft, sondern sein Instinkt. Entsprechende Vorbildung auf dem Hofe ist eine Bedingung, ohne die ein Mädchen zum Heiraten für ihn überhaupt gar nicht in Frage kommen wird. Oder weiter zweitens: wonach heiratet man? Danach, ob die Frau auch vor allem verspricht, häuslich zu werden! „Wiser un Sniggen drägt eer Hus upp'n Rüggen.“ Solche Häuslichkeit muß die Frau versprechen. Nochmals wie gesagt: Es wird nicht vorkommen, daß jemand einen Flirt anfängt und 24 Stunden später sich verlobt findet. Aber es wird vorkommen, daß demselben aus einem derartigen Verhältnis etwa ein Kind geboren wird, und er sich zum Schluß doch nicht zur Heirat der Mutter, sondern zur Alimentation entschließt. Dem Pastor, der ihn vielleicht anders zu bestimmen sucht, gibt er zur Antwort: Er könne sie für den Hof nicht

[1]) Vgl. u. a. den interessanten kleinen Aufsatz M. Kosch, Die adligen Bauern von Turopol (b. Agram). Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde 1896, S. 203.

brauchen, sie sei zu wild! Und was läßt sich darauf viel sagen! Der Hof ist nicht fein. Der Hof bleibt und die Menschen auf ihm kommen und gehen. Und der einseitig praktische Bauer weiß merkwürdig viel genauer meist in solchen Fällen, wie der Kulturmensch, daß es ihm nicht gelingen wird, einen derartigen Charakter umzustimmen! Nun, oder endlich nochmal: Wonach heiratet der Bauer? Wie ja bekannt ist, danach ganz hauptsächlich stets mit, ob die Geldverhältnisse passen! Dieser Grundsatz wird dem Bauer sehr oft falsch ausgelegt. Eine Menge unserer bäuerlichen Liebesnovellen wiederholen immer dasselbe Motiv: Der wohlhabende Bauer auf seinem Hofe, der lediglich aus Geldrücksichten irgend eine Liebesheirat seines Sohnes und seiner Tochter verhindert! Wie gesagt, abgesehen davon, daß dem Bauernsohn eine derartige Liebesheirat meist viel ferner liegt, wie dem von seinem liebehungrigen Publikum abhängigen Schriftsteller: Abgesehen davon muß jeder Bauer doch ganz anders wie wir beim Heiraten die Geldfrage erörtern der Summe wegen, die jedesmal an die Geschwister aus dem Hofe herausgeht. Ein Beispiel einmal vom Gegenteil, wie gesagt, das selten genug ist, weil die Söhne und Töchter, die die Lage der Dinge doch kennen, immer schon selbst von Jugend auf wissen, wie sie sich zu dirigieren haben, das aber die Berechtigung der väterlichen Härte zeigt! Ein Bauer hat einen tüchtigen Erben, stark und nicht außerhäusig. Der kommt (von seiner Mutter her, die keine Bauern-, sondern eine Lehrerstochter gewesen war?!) auf einmal mit 22 Jahren auf den Gedanken, sich in ein Häuslingsmädchen zu verlieben. Der Vater redet dem Sohn zu, ihn davon abzubringen. Als der nicht zu bewegen ist — der Hof hatte an sechs Geschwister herauszubezahlen, der Hof wäre einfach an der Häuslingstochter zu Grunde gegangen! — was sollte er tun? Er setzt ein Testament auf, das ihn dem aus der Art schlagenden Aeltesten nimmt und ihn dem weit unfähigeren aber bäuerlicher gearteten jüngeren Sohne gibt! Der Aelteste geht fort und pachtet sich etwas. Er wirtschaftet in aller Rechtlichkeit, kommt auch etwas vorwärts und arbeitet und quält, bis er sich eines Tages vorzeitig zu Tode gequält hat! Man kann es dem Alten doch kaum viel verdenken, wenn er außer zu seiner Beerdigung das Haus des Sohnes nicht wieder betreten hat. Die „Häuslingsdeern' war ihm zuwider! „Et harr min besten Sohn wäsen, un den harr se mi erst stolen un dann dod makt!" Was will man in solchem Fall von Trotz, Geiz und Bauernhochmut reden!

Wir werden sagen: Welche Masse von soliden wieder nicht Grundsätzen, sondern Instinkten bei diesem wichtigen Schritt des Lebens, die sich alle dann in den einen praktischen Grundsatz zusammendrängen, die Frau möglichst aus der Nähe zu nehmen! „Kaufe deines Nachbars Rind, heirate deines Nachbars Kind!" Von einem Hofe, mit dem man von Jugend auf bekannt ist, dessen Lebensart, Eltern und Kinder man seit Jahrzehnten kennt, von diesem sich immer wieder den Schwiegersohn und die Schwiegertochter zu holen, das ist das beste. Wir nennen das Inzucht, und es ist richtig, das Bauerntum leidet in vereinzelten Gegenden schwer genug unter Inzucht, es hat zuweilen eine Menge Häuser, in denen sich Geisteskranke finden. Das einzige Augenmerk ist eben immer gerichtet auf den Hof. Denn zu guter Letzt, daß in allem Bauerntum weit mehr Ausschau gehalten wird nach Schwiegertöchtern, wie nach Bräuten (in aller Malerei das so häufig dargestellte Motiv!), das ist nichts anderes wie derselbe Grundsatz der Solidität! Wie es vom Araber heißt, daß er sein Pferd stets durch seinen Freund sich aussuchen lasse! Man kann es wieder dem Vater nicht verdenken, wenn das einmal Sitte ist, und der Sohn dann selbst sucht und wählt und heiratet, daß er nicht zur Hochzeit kommt, kein Wort des Glückwunsches sendet, und sein erstes Wort an den Sohn wieder das alte ist, weshalb er sich die Frau nicht aus der Bauernschaft ausgesucht hätte; und diese ihre Tüchtigkeit, die man bisher nur aus dem Munde von Verwandten und Gevattern gekannt hat, erst sehr beweisen muß!

Es wird dabei bleiben dürfen: Gerade an dieser Stelle ein ganzes Bündel von soliden Instinkten!

Die dann allerdings auch diejenigen vortrefflichen, großartigen, klassischen Ehen lieferten, deren das Bauerntum sich rühmen könnte, wenn es überhaupt seine sämtlichen Tugenden nicht schweigend übte. Immer nur ein Typus, wie wir oben ausführten. Eine Ehe wie die andere. Aber jede einzelne ein Prachtstück, jede einzelne klassisch! Es läßt sich näher schwer beschreiben: Alles wirklich Gute in der Welt entzieht sich scheu dem Griffel und dem Worte! Aber man hat die Empfindung, manche unheilbar zerrüttete Kulturehe könnte im Anblick solcher Luft geheilt werden. Wenn die zwei nur Augen hätten für dergleichen, Augen hätten, um über Nebensachen wegzufinden, sie könnten an ihnen sich gesund sehen! An diesen Ehen, in denen dann die Kinder ebenso vortrefflich nicht ‚erzogen' werden, aber aufwachsen.

Entschieden vortrefflich aufwachsen. Denn es muß immer wieder dabei bleiben, daß man für die Menge von allerhand Hindernissen, die die Güte der ländlichen Erziehung heutzutage oft ganz bedeutend in Frage stellen, und die die Stadt dazwischen geworfen hat, billigerweise den Bauer nicht verantwortlich machen und ihre Bewältigung von ihm nicht verlangen kann! Die Kultur erzieht durchaus mit ihren eigenen Mitteln: Schule und wieder Schule, immer mehr Stunden und immer mehr Jahre; dann Fortbildungsschule, Militärdienst, Kriegerverein und etwas Kirche, wenig Religion. Es wird wahrscheinlich bei Pestalozzis Wort bleiben: Die vornehmste Erziehungsstätte des Menschen ist das Haus!

Endlich neben der Eheschließung des Bauern solides Erbrecht! Heute findet sich ja in weiten Kreisen der große Gedanke der Unteilbarkeit des Landbesitzes, denn auf den kommt es an! Als Primogenitur beim Fürstentum und als Majorat, Minorat, Seniorat oder Fideikommiß sowohl beim Adel wie beim Bauerntum. Aber die wichtige Frage ist, wer hat ihn zuerst ausgedacht?! Beim Fürstentum gilt gemeinhin als Jahr seiner Entstehung 1356, das Jahr der ‚Goldenen Bulle‘: Den sieben Kurfürstentümern wurde neben ihren Rechten die Pflicht der Unteilbarkeit ihrer Kurländer auferlegt. Wie weit war aber von da ab noch der Weg zur allgemeinen Einführung von Unteilbarkeit und Primogenitur. Wie viele Dynastien haben geradezu eine ganze Leidensgeschichte dieser ihrer Primogeniturgesetzgebung durchmachen müssen. Immer von neuem rang sich die Erkenntnis von der Notwendigkeit derselben durch. Die abenteuerlichsten Mittel wurden zu ihrer Durchführung benutzt: Man denke an die sieben Brüder in Lüneburg, welche, die Zersplitterung ihres Landes zu verhüten, beschlossen, daß nur einer unter ihnen sich verheiraten durfte, Georg der Vermählte 1592—1635! Die Hohenzollern sind zum guten Teil deshalb mit so schnell in die Höhe gekommen, weil es ihnen am frühesten unter allen deutschen Fürsten gelang, den in der ‚Goldenen Bulle‘ ausgesprochenen Grundsatz von ihren Kurlanden auf ihren gesamten Besitz auszudehnen! Und was das Wichtige war, durch alle Zeitläufte hindurch ihn aufrecht zu halten! Und noch schlimmer lagen die Verhältnisse beim Rittertum!

Man nehme demgegenüber Urkundenbücher aus Gegenden guten Bauerntums zur Hand und man sehe, wie dort in weit früherer Zeit nicht die bewußte Unteilbarkeit, aber das instinktive

Zusammenhalten bäuerlichen Besitzes einem entgegentritt! Jemand verkauft mit Einwilligung seines Eheweibes und seines Sohnes einen Hof an jemand anders, der ihm dafür so und soviel bezahlt. Oder jemand pachtet von einem anderen mit Einwilligung von dessen Ehefrau und dessen zwei Brüdern für so und soviel irgend einen Hof. Oder zwei unverheiratete Schwestern vermachen zusammen bei ihrem Tode ihren Hof der Kirche. Urkunden solchen Inhalts finden sich vom 13. Jahrhundert ab, meist von ihrer ersten Seite an, massenhaft in den Urkundenbüchern solcher Gegenden. Und alle zeigen den einen wichtigen Punkt: Das Zugehören jedesmal einer ganzen Anzahl von Parteien zu demselben Hofe, also das Zusammenbleiben des Grundbesitzes! Wie im heutigen Bauernhause gegebenen Falles die Glieder von allen möglichen Linien und Generationen zusammenwohnen und sich darum und darin vertragen, so damals ganz entsprechend derselbe Vorgang beim Landbesitz!

Jedenfalls aber käme es dann darauf hinaus, daß dieser große Grundsatz eben der Unteilbarkeit, der in so weiten Kreisen nicht mehr und nicht weniger wurde, wie das Fundament einer gesunden Existenz, ausgedacht und verwirklicht wäre zuerst, vom Beginn der Markgenossenschaft her, in dem vor allen anderen Ständen zum praktischen Blick sich erziehenden Bauerntum[1]). Wäre er nicht so stark vorhanden gewesen und der Institution entgegengekommen: Durch die bloße Einführung der Höferollen und anderer Einrichtungen die Unteilbarkeit der Höfe etwa erst zu begründen wäre wahrscheinlich kaum möglich gewesen[2]).

Hart ist diese Weise, das wissen die Leute selbst. „Der Buer harr man een ächt Kind[3]), de annern sin man alle Hurenkinner!" Aber die Sitte hat sich bewährt[4]).

[1]) Vgl. das Kapitel „Geschichtliches".

[2]) Ueber die Mitwirkung der Landesherren dabei Eb. Gothein, Die Hofverfassung auf dem Schwarzwald. Zeitschr. f. die Geschichte des Oberrheins 1886, S. 257 ff.

[3]) Der „Hofengel" im Badischen. E. H. Meyer, Badisches Volksleben S. 325.

[4]) Es sei erlaubt, zur Charakterisierung des doppelten Erbprinzipes, der Teilung einerseits und des Anerbenrechts, bzw. der successio anticipata in der Gutsübertragung bei Lebzeiten anderseits, einige besonders charakteristische Stellen aus Miaskowskis obengenanntem Werke herzusetzen.

Höchst interessant sind die Grundeigentumsverhältnisse z. B. in den beiden Schweizer Halbkantonen Ob- und Nidwalden. Die beiden

Um den Wert und die Solidität der ausgeführten Lebensgrundsätze an einem Gesamtresultat zu erkennen, darf man sich nicht Gegenden und Höfe vergegenwärtigen, die an sich schon

Ländchen liegen nebeneinander und sind lediglich durch einen Gebirgszug von mäßiger Höhe, den sog. Kernwald, voneinander getrennt. Der uns hier angehende Unterschied aber ist: Zu Nidwalden gilt Anerbenrecht, in Obwalden Erbteilung! Das Resultat davon ist in Nidwalden eine sehr aristokratische, in Obwalden dagegen eine demokratische Verteilung des privaten Grundeigentums. Während auf der Nidwaldener Alp die einzelnen Bauern ihre eigenen meist vereinzelt stehenden Hütten besitzen, und jeder Bauer von seiner Hütte aus das um dieselbe liegende Land mit seiner Sennte, bestehend aus 25—30 Stück Vieh, beweidet, liegen auf der Obwaldener Alp die Hütten der Zwergbauern in größerer Zahl beisammen, ja, es wird die einzelne Hütte nicht selten von mehreren derselben gemeinsam benutzt. Und dieser verschiedenen Grundeigentumsverteilung sind dann auch adäquat die Anschauungen der Nid- und Obwaldener über das, was recht und billig ist. Dort stehen die jüngeren Geschwister gern vor dem älteren Bruder zurück, leisten ihm Dienste oder wenden sich einem anderen Gewerbe zu, damit der väterliche Hof dadurch in der Familie und im Flor erhalten wird; hier wollen lieber alle nichts oder wenig haben, als daß sie gestatten würden, daß einer mehr hätte als die anderen . . .

Wenn auch nicht so charakteristisch, so doch ähnlich, wie in Ob- und Nidwalden, treffen wir die beiden Rechtsgewohnheiten nahe beieinander in verschiedenen Gegenden Württembergs, zwischen Westfalen und der Rheinprovinz, im Schwarzwald beim Feldberg und anderswo.

Recht deutlich tritt der Einfluß des Erbrechts auf die Grundeigentumsverteilung zu Tage, wenn man Frankreich und England, bzw. Schottland miteinander vergleicht.

Die Zersplitterung des französischen Grundeigentums mit ihrem bäuerlichen Kleinbetrieb und ihrer außerordentlich sorgfältigen Kultur ist zum großen Teil, wenn auch nicht ausschließlich, ein Kind der französischen Revolution und der aus derselben mittelbar oder unmittelbar hervorgegangenen Gesetzgebung, welche u. a. das Erstgeburtsrecht aufhob und die gleiche Erbteilung einführte. Unter dem Zwange der demokratischen Erbfolgeordnung schreitet allgemach das Morcellement des Bodens weiter und weiter, so daß selbst Legoyt, sein eifriger Anwalt, sich schließlich der Einsicht nicht entziehen kann, daß eine gesetzliche Schranke hier notwendig werden könnte (Legoyt, La France et l'Etranger. 2 tomes. Paris 1870).

Und wiederum die fatale Konzentration des gesamten Grundeigentums in wenigen Händen, verbunden mit der fast gänzlichen Verdrängung des englischen Bauernstandes, die dort selbst am meisten bedauert wird, wäre nicht möglich gewesen ohne die für alles Grundeigentum geltende Primogeniturerbfolge und ohne die Settlements, d. h. die Einrichtung, das Grundeigentum für eine kürzere Zeit, als für welche die deutschrechtlichen Fideikommisse errichtet werden, gegen Veräußerung, Zerstückelung und Verschuldung zu schützen . . .

durch Klima und Boden begünstigt sind. Die Blüte der niederdeutschen Marschen ließe sich möglicherweise schon aus ihrem kostbaren Boden erklären. Man sehe aber die mageren, unscheinbaren, ungünstig gestellten Bauernstämme an, um an denen zu erkennen, was derartige Lebensprinzipien zuwege bringen. Man nehme einen Hof auf dem daneben sich hinziehenden Geestrücken, 200 Morgen, aber darunter 50 Haide und 50 Morgen Föhrenwald, damit eben bloß die Haide etwas mehr bringt wie nichts. Und nur 100 Morgen Wiese und Land. Was ist ein solcher Hof wert!? Und trotzdem, was liefert solche Gegend für Steuererträge? Doch ganz andere, wie fetter Grundbesitz. Und vor allem, was liefert sie für Leute! Was wachsen auf solch elendem Boden seit unvordenklichen Zeiten für Menschen. Abgesehen von dessen Reichtum, Leute wie der Immermannsche Hofschulze, und, wenn Krieg kommt, wie die Achillschen Myrmi-

Italien hat beides erlebt. Unter dem maßgebenden Einfluß des römischen Erbrechts wurde das Grundeigentum zuerst bis ins Unendliche zersplittert. Dann aber ist dieses kleine Grundeigentum mit Hilfe des schon früh in großen Massen vorhandenen Geldkapitals wieder zu Latifundien vereinigt worden. Und diese werden endlich in den letzten Jahrhunderten durch ein verändertes Erbrecht (Familienfideikommisse) zusammengehalten . . .

Wie man sich übrigens dessen bewußt war, in dem Prinzip der Erbteilung einen der wirksamsten Hebel für die Vermögensnivellierung zu besitzen, darüber hat sich mit cynischer Offenheit Napoleon I. in einem Briefe an seinen Bruder Josef, König von Neapel, ausgesprochen: „Etablissez le Code civil à Naples, tout ce qui ne vous sera pas attaché va se détruire en peu d'années et ce que Vous voudrez conserver se consolidera . . . Voilà le grand avantage du Code civil. Il consolide votre puissance, puisque, par lui, tout ce qui n'est pas fideicommis tombe, et qu'il ne reste plus de grandes maisons que celles, que Vous érigez en fiefs. C'est ce qui m'a fait prêcher un Code civil et m'a porté a l'établir." Miaskowski, Erbrecht und Grundeigentumsverteilung Bd. 1 S. 119 ff.

Miaskowski läßt durchblicken, daß die Frage, ob bereits schon die alten leges sich für Teilbarkeit oder Unteilbarkeit des Erbes entschieden, bzw. im allgemeinen für freie Verfügung oder nicht freie Verfügung über den Hof, zum großen Teil sich damit entscheide, wie weit und wie früh mit der römischen Herrschaft das römische Recht und seine Anschauungen von der Persönlichkeit in die einzelnen germanischen Stämme eindrang. Die Westgoten, Alemannen, Franken, Burgunden und Longobarden hatten Teilbarkeit. Lex. Burg. 84: „Quia cognovimus, Burgundiones sortes suas nimia facilitate distrahere." Der Sachsenspiegel behauptet Unteilbarkeit: Niemand könne über das, was nicht sein sei, verfügen! Das dürfte deutschrechtliche Empfindung gewesen sein. Miaskowski Bd. 1 S. 165—185.

donen! In der Gemeinde nirgends Reichtum, aber auch vor allem nirgends Armut. Kein Barfußgehen, kein ärmliches Aehrenlesen, kein Pilze- und Beerensammeln. Jawohl, Bickbeeren werden gesammelt, aber was für Beeren gibt es alles noch in der Haide, denen kein Mensch nachgeht! Armenhäuser, die leer stehen und zum Schluß auf Abbruch verkauft werden, und Armengeld, das im Gotteskasten wohl einkommt, das man aber kaum wieder recht los werden kann: Hier und da ein altes Mütterchen, das nicht mehr ganz durchkommen kann, oder ein kranker Invalide, das ist alles. Und diese erheben den Einwand, sie wollten das Geld wohl nehmen, aber ob sich auch niemand Bedürftigeres dafür fände! Es sind Dinge, die gewiß mit an dem allgemeinen Zuge in die Stadt liegen (alle kränkelnden Elemente flüchten sofort dahinein!), zum wesentlichen Teil aber auch an der ganzen soliden Fundamentierung solcher ländlichen Verhältnisse. Es ist so: Und wenn das Land noch so karg ist, Haide von unten und unendliche Nässe von oben, wenn schwierige, schlechte Zeiten kommen, schlechte Handelsverträge, ungünstige Zölle, Leutenot: Solche Gegenden, kleine und große Höfe, kommen in die Höhe, wieder, weil sie in die Höhe kommen müssen! Es ist ein ungeheurer Unterschied etwa von Elsaß-Lothringen, dem trefflichen Boden, auf dem aber die Unteilbarkeit fehlt, wo jeder sein bißchen bei seinem Tode zersplittert, wo die Gütermetzgerei im vollsten Gange ist, wo kein Bruder an den anderen ein Kalb verkaufen kann, ohne daß der Jude dazwischen steckt, der immer so freundlich und zutunlich ist und reinen Mund hält[1]). Ein großer Unterschied nicht minder, wie gesagt, von unserem Großgrundbesitz, der andere, den angeführten nicht gleichkommende Grundsätze handhabt! Ein ungeheurer Unterschied endlich gar von Fabrik- oder derartiger Bevölkerung, wo alle Geschichte, alle Tradition fehlt, wo Jeder für sich von neuem wieder anfängt, mit nichts als mit bar Geld in der Hand![2]) —

[1]) Einige drastische Beispiele dazu Hümmerich, Die bäuerlichen Verhältnisse im Unterwesterwaldkreis. Bäuerliche Zustände in Deutschland. Schr. d. Ver. f. Sozialpolitik Bd. 22, 1883, S. 173.

[2]) Ein großer Unterschied auch von allem Bauerntum, welches nicht rein Bauerntum ist, sondern halb mit von Industrie lebt. Die schmerzliche Leidensgeschichte eines solchen halbschlächtigen Daseins, ob es nun die Weber im Riesen- oder Erzgebirge oder die Waldbauern im Spessart betrifft, die sich an die Arbeit in den fiskalischen Wäldern hängen, hat in allen ihren traurigen Einzelheiten aufgezeichnet G. Schnapper-Arndt,

Mit der Prosa haben wir angefangen. Schließen wir mit der Poesie.

Vielleicht mit am größten erscheint bäuerliche Gediegenheit auf einem Gebiete, dessen Nennung manchem auf den ersten Blick verwunderlich erscheint, auf literarischem! Des Bauern Anteil an der deutschen Nationalliteratur! Es klingt befremdlich. Aber er ist nicht unerheblich, sowohl auf rein sprachlichem wie auf poetischem Gebiete.

Zuerst seine rein sprachlichen Leistungen! Es ist ja richtig, sämtliche Volksdialekte, besonders in dem protestantischen Norddeutschland, sind heutzutage aufs Land und in die Ecke gedrückt, von Katheder und Kanzel, aus Literatur und Presse so ziemlich völlig ausgeschlossen und nach und nach, wenn auch vielleicht erst in Jahrhunderten, zum Tode verurteilt. Aber es bedarf zur Würdigung solcher Niederlage der Kenntnis des Gegners. Wem sind sie unterlegen? Sie sind bekanntlich sämtlich unterlegen der einen ungeheuren Tatsache der lutherischen Bibelübersetzung! Was war das Hochdeutsch? Ein Parvenu, ein homo novus, ein Emporkömmling, ein Schreib- und Kanzleistubengewächs ohne Ahnen und ohne Geschichte. Aber daß der Gottesmann Luther seine Uebersetzung in dieser Wittenberger Kanzleisprache schrieb, und daß das Kolossale seiner Persönlichkeit, die dahinter stand, gerade dieser Uebersetzung zu einem so beispiellosen Erfolge und Siege verhalf, das brachte auch die Sprache, in der sie geschrieben war und die wahrlich nichts weiter war, wie ihr Träger, zum Siege, zum Siege über alle Mundarten. Wie um Christi willen jedes Kind den Pontius Pilatus kennt, so wurde um Luthers willen die Sprache seiner Bibelübersetzung groß! Also zur Würdigung der Niederlage ist zu beachten, daß der Kampf ein ungleicher, daß sozusagen Gottes Hand mit dem Gegner war. Da war an ein Siegen nicht zu denken! Das aber ist nun zu beachten: Wie rein ist der Unterlegene stets geblieben, und wie wenig rein fast jederzeit der Sieger! Was wir heutzutage mit Sprachreinigung zu tun haben, das weiß ganz Deutschland! Jetzt ist die Sündenerkenntnis gekommen, wohin es geführt hat, daß nach rechts und links geschielt wurde, daß

Fünf Dorfgemeinden auf dem hohen Taunus. Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen von G. Schmoller 1883, Heft 2. Es handelt sich um die dortigen Nagelschmiede; seit Jahrhunderten ist die Gegend ein chronisches Notstandsgebiet.

kein fremdes Heer, keine fremde Mode durchs Land ziehen, daß keine auswärtige Handelsbeziehung angeknüpft werden durfte, ohne daß die Sprache davon auffog; wohin es führt, daß bis zur Stunde jeder Unberufene, jeder Gelehrte, jeder Beamte, jeder Kaufmann auf eigene Faust Neuerungen und Verbesserungen in die Muttersprache hineindrängt. Bäuerliche Empfindung ist es gewesen, die allen Verlockungen von auswärts stets widerstand und ihren Dialekt rein hielt von der Zeit her, da er der Sprache der Urkunden und dem Latein ebenbürtig war. Am Herde auf der Diele, wo die Frau als der treuere Teil des Hauses waltete, da vergaß der Mann und der Sohn immer wieder, was er von den Kriegs- oder Wanderjahren aus der Fremde mitgebracht hatte. So daß die Sprache im Bauerntum bis jetzt stets noch jenen Erdgeruch und Schollenduft behalten hat, jenen Tau und Hauch der Rassenreinheit, den der Kulturmensch jederzeit so schnell und leichtfertig dranzugeben bereit gewesen ist.

Und weiter, des Bauern ebenso gediegene Leistungen im engeren literarischen Sinne, seine ebenfalls so oft vergessenen eigentlich poetischen Leistungen!

Kunstdichtung und Naturdichtung sind die beiden Werkstätten unserer Poesie. Wie häufig aber wird die letztere übersehen oder wie eine unebenbürtige Tochter in ein paar Fußnoten erledigt. Männer wie die Grimms und Simrock, wie Möser, Herder, Goethe, haben auf das nachdrücklichste auf die hier ruhenden Schätze aufmerksam gemacht! Volkslieder, Volkssagen, Volksmärchen, Volksrätsel, Volkssprichwörter: Fünf Worte, fünf Welten! Welten, sagen wir, denn da liegen bei jedem einzelnen Kapitel doch immer gleich eine Menge von Sammlungen vor: Volkslieder aus Baden, Volkslieder aus Bayern, Volkslieder aus Thüringen, Volkslieder vom Schwarzwald, Volkslieder vom Harz, Volkslieder aus dem Erzgebirge, und so fort durch die Länder und Gebirge von ganz Deutschland hindurch, wenn auch nicht bis ins Endlose, so doch ziemlich bis ins Weite! Und ebenso dann für die Sagen, für die Märchen u. s. f. Also eine ziemliche Bibliothek, sehr wohl fünf Welten! Fünf Welten, an deren Erschaffung die Kultur keinen Anteil gehabt hat, aber die in ihrer Namenlosigkeit schon manchen ernsthaften Leser, wenn er erst einmal Geschmack dafür gewonnen hat, mehr gefesselt und dauernder angezogen haben, wie die offiziellen Produkte der Kunstdichtung, die die Literaturgeschichten aufzählen! Und von denen die größten

Dichter auf den Höhepunkten ihrer Leistungen oft selbst am besten wissen, wie sie an ihnen zu Plagiatoren wurden, wie sie oft nur das jeweilige zeitliche Gewand dem dorther stammenden großen Gedanken um die Schultern warfen! Oder von wem stammt, wenn wir uns genau besinnen, die Pointe in Romeo und Julia? Doch nicht von Shakespeare! Von wem stammt der Faust? Doch nicht von Goethe!? Das Sprichwort steht dem geflügelten Wort gegenüber und sollte den Kampf wohl mit Erfolg aufnehmen!

Denn das ist schließlich noch mit das Größte an aller Volkspoesie wie an allem Klassischen, ein rechter Prüfstein auf ihre Gediegenheit, wie sie so wenig dem Veralten anheimgefallen ist. Selbst an einen Shakespeare, gar selbst schon an einen Schiller und Goethe naht sich das Altwerden heran, die feinen Nebel einer fremden Welt fangen an, sich auch über diese schon zu legen: Und Volkslieder, Volksmärchen bleiben jugendfrisch, als wären sie von gestern, während sie vielleicht Jahrhunderte hinter sich haben bereits seit ihrer Entdeckung und ein Jahrtausend seit ihrer Entstehung. Der durchschlagendste Beweis für das Christentum ist seine beispiellose Lebenskraft. So beweist ihre Lebenskraft für die Güte der Volkspoesie.

Und was für Volkskunst schließt sich im übrigen noch weiter an! So manches von Volksweberei, Volksschnitzerei, Volksbildnerei, so manches an Volksschauspielen in der Art von Oberammergau. Und nicht zum geringsten alle die Volksmusik. Was für Perspektiven! Perspektiven wieder nicht in unendliches Material. Material hat alle Kultur weit, weit mehr hervorgebracht. Aber eine Perspektive in lauter Solidität und Gediegenheit! Immer wieder Prachtware. „Acht is mehr as Dusend!“ —

Mit all dem Gesagten soll die Gediegenheit des Bauerntums in seinen Grundsätzen und Gedanken bezeichnet sein. Eine Gediegenheit aber und wohl die größte, kommt noch auf ganz andere Weise hinzu. Durch die ebenso einfache, wie wichtige Tatsache nämlich, daß der Bauer im allgemeinen nicht mehr als dies alles, was er wirklich ist, nun scheinen will. Was im übrigen in dem kleinen Kreise, in dem er sich bewegt und in dem Jeder den andern bis auf die Knochen kennt, auch ziemlich schwer halten würde! In der Kultur, wo die Dinge anders liegen, geht das, geht solches Posieren an, und Jeder weiß, daß es daraufhin sich stets zu einer spezifischen Eigentümlichkeit aller Kultur herausbildet: Der Schein, die Welt des schönen Scheins, das videri gegen-

über dem esse! Wie so treffend der Italiener sagt, das far figura! Die Romanen treiben es ja in der Beziehung am schlimmsten. Man nehme einige Beispiele aus Italien! Die Zeremonie der Fußwaschung am Gründonnerstag als äußeres Sinnbild tiefsten und demütigsten Dienstes an den Armen und Elenden, und dabei das Fehlen fast aller Zweige der inneren Mission. Die pomphafte jährliche Beschenkung des ärmsten Fischers von Santa Lucia, und dabei das Fehlen von jeder geregelten Armenpflege. Bei der Beerdigung die großartige Ueberführung eines Prunksarges durch die weißen, braunen und feuerroten Fackelbrüderschaften in die Kirche, und unterdes die Fahrt der Leiche ohne Sang und Klang in einfacher Holzkiste auf den Friedhof. Oder am auffälligsten das Segnen der Tiere jedes Jahr am 17. Januar: In dem klassischen Lande der Tierquälerei! Ein Reisender sah auf Sizilien ein arbeitsunfähiges Maultier liegen, das man vergessen hatte, totzuschlagen und auf dem die Geier saßen! Das alles ist far figura im Großen! Und die Tausende von Salones für das Haupt und die Myriaden von Stiefelputzern für den Fuß. Lackstiefel und zerrissene Strümpfe, täglich neue Handschuhe und womöglich kein Hemd, täglich Korsofahren und zu Hause alles verschuldet! Oder etwas ganz Unscheinbares, nämlich, daß man sich kann im Café eine halbe Tasse Getränk servieren lassen, aber auf Wunsch in einer großen Tasse! Das ist far figura im Kleinen! Etwas gelten wollen, etwas vorstellen, etwas sein wollen, was man in Wahrheit nicht ist! Tuerei, Geziertheit, Gespreiztheit, Pathos, Pose, Phrase! Die Romanen treiben es mit dem videri am schlimmsten! Aber wir wissen, ist man mit etwas schwächeren Bildern zufrieden, so findet man sie massenweise in aller Kultur. Im Herzen Gleichgültigkeit, aber äußerlich Liebenswürdigkeit! Wie es von Judas hieß: „Juda, warum verrätst du des Menschen Sohn mit einem Kuß?“ Ueber wie breite Flächen auch unserer Kultur könnte man Christi Wort als Motto setzen! Und dann weiter, was in so vielen Fällen noch als ein Drittes hinzutritt: Daß dieser schöne Schein so oft noch wieder einen besonderen Wert darauf legt, alle seine Ansprüche, die er stellt, zu stellen gerade im Gewande der Unschuld, im Gewande der Unscheinbarkeit! Das Gesuchte soll gerade ungesucht, das Anspruchsvolle gerade anspruchslos erscheinen. Man wünscht möglichst stets im Vordergrunde zu stehen, aber es soll stets aussehen, als stünde man nur zufällig da! Die Dame legt die Hand an den Kopf, um die Hand und

den Brillant an der Hand zu zeigen. Aber sie tut, als läge ihr nur daran, die Festigkeit des Haarknotens zu prüfen. Der Radfahrer wünscht sich im Fahren ohne Hände zu zeigen. Aber er tut, als läge ihm nur daran, nach der Uhr zu sehen. Und was solcher Dinge sind wieder im Kleinen wie im Großen! Wir wissen, wir verfügen von Natur etwa nur über Durchschnittskraft. Wir wünschen aber in der Toga der Vollkommenheit zu erscheinen. Und wir wünschen unsere Triumphe davonzutragen doch stets möglichst, ohne daß man unsere Anstrengung, unsere Arbeit um das eigentlich über uns hinausliegende Ziel uns ansieht! Oder wir sind nur von normaler Güte. Aber wir wünschen als Musterbilder der Moral zu erscheinen: Und wünschen als solche zu erscheinen im unscheinbar grauen Gewande der Alltäglichkeit! Ein dreifach verschiedenes Streben, das uns nach drei verschiedenen Richtungen hinzieht und uns schwächt. Dreifach werden wir innerlich zerspalten: Und gerade je tadelloser, mit um so weniger Reibung wir alle diese eng miteinander verbundenen Unwahrheiten handhaben, je weniger wir auf solche Weise diese erkennen, vielleicht überhaupt anerkennen, desto schlimmer ist im letzten Grunde der ganze Zusammenhang!

Solch innere Gediegenheit und Solidität seiner Seelenstruktur, die noch eine ganz andere ist, wie seine Solidität in Kleidung und Nahrung und Hofhaltung, seine innere Einheitlichkeit und Stärke, die ganz etwas anderes ist wie Nervenstärke: Solche Dinge haben zum großen Teil jederzeit alles Bauerntum, dem das far figura so erheblich ferner liegt wie uns, mit zu einer so anziehenden Erscheinung gemacht! Diese letzte seelische Gediegenheit ist seine größte. Wir reden noch weiter von ihr! —

7. Naivität.

Was ist Naivität? Der Leser wolle uns durch das Dorngestrüpp einer kurzen Definition folgen. Sie ist bei dem vorliegenden etwas komplizierten Begriff nicht gut zu umgehen.

Naivität, wollen wir sagen, ist das unbefangene Offenbaren eines Seeleninhaltes nach seiner guten wie seiner schlechten Seite gemäß des Bibelwortes: Wes das Herz voll ist, des geht der

Mund über. Naivität ist die Uebereinstimmung des Redens und Handelns bei einem Menschen mit seinem Denken. Naivität ist Einfalt im ursprünglichen Sprachsinne des Wortes. So wie umgekehrt alle Einfalt naiv ist, die Einfalt des beschränkten Horizontes wie die Einfalt des Genies. Der Hinterwälder Bauer, welcher glaubt, daß die Depesche auf den Telegraphendraht gehängt wird, und diese seine Meinung offen zum Ausdruck bringt, ist naiv. Und das Genie, das aus einer überquellenden Seele heraus rückhaltlos seine gigantischen Entwürfe der Menschheit mitteilt, ist ebenso naiv! Ueberall, wo eine Kongruenz, eine Uebereinstimmung zwischen des Menschen Innen- und Außenleben sich findet, überall da ist Naivität!

Und überall (um den Begriff vielleicht noch wirksamer aus seinem Gegenteil zu erklären) wo eine Diskrepanz, eine Dissonanz, ein Widerspruch zwischen beiden vorhanden ist, überall da fehlt sie. Wo ein Mensch öffentlich nach einem Prinzip handelt und von einem zweiten dabei insgeheim getadelt wird, wo er nach einem Prinzip öffentlich handelt und ein zweites im letzten Grunde dabei anstrebt, da fehlt sie! Der Bekannte, der bei der Rückkehr aus dem Urlaub uns mit dem Gruß empfängt, wir seien zehn Jahre jünger geworden, wird kaum naiv dabei sein, denn er wünscht uns nicht seine Meinung zu sagen, sondern eine Schmeichelei. Und der moderne Gebildete, der sich einer homerischen Schmauserei von sieben oder zehn Tagen hingäbe, der würde auch kaum naiv sein, denn seine innere bessere Ueberzeugung würde ihm bei jedem Bissen dareinreden und würde seine Beschäftigung eben in jener homerischen Einfalt und ungebrochenen Vollkraft lähmen, als man dergleichen noch nicht anstößig fand!

Zwei symmetrische Beispiele! Der kluge Städter, der den Bauer mit seinem Flitter und bunten Glas betrügt, ist dabei das Gegenteil von naiv, denn seiner inneren Ueberzeugung nach behauptet er Zuverlässigkeit, Ehrenhaftigkeit 2c. als allgemeine Verkehrsmaxime. Der schlaue Bauer aber, der den Städter mit alten Hühnern und schlechten Eiern betrügt, bleibt dabei, man kann es nicht leugnen, ein ganz Teil mehr naiv, denn der korrekte Bauer hat von seinem Leben in der Markgenossenschaft her noch immer halb die alte und mittelalterliche Anschauung von dem allgemeinen Barbarentum jenseits seines Gaues, dem gegenüber Verpflichtungen, die er sonst hoch und heilig hält, im besten Falle etwas Diskutierbares sind. Der Betrug des Städters ist schlichter Betrug wider besseres Wissen

und Gewissen, der des Bauern hält sich vielmehr auf der Höhenlage der Betrügereien des Odysseus oder etwa der Kriegslist eines modernen Generals, d. h. bei weitem nicht in dem Maße steht ihnen ein tadelndes Gewissen, ein anders denkendes Innere gegenüber! Oder zwei andere symmetrische Beispiele: Der Mensch im Verkehr mit seinem Gott und der Mensch im Verkehr mit irgend einer weltlichen Fürstlichkeit! —

Auf doppelte Weise pflegen wir erfahrungsgemäß eine solche Dissonanz zwischen unserem Innen- und Außenleben herzustellen! Einmal, indem wir durch allerhand Mittel bestrebt sind, unser Außenleben hinauszuheben, hinauszuschrauben über das Niveau unseres tatsächlichen Innenlebens. Das andere Mal, indem wir nachlässig es unter dieses Niveau hinabsinken lassen. Beide Male entsteht eine Kluft im Menschen, eine Kluft, die zwischen seinem Inneren und Aeußeren reißt, eine Kluft, in die hinein die Naivität versinkt.

Es ist bekannt, wie viele Weisen wir haben, unser Aeußeres über unser Inneres hinauszuheben, wie viele Mäntel wir uns umzuhängen verstehen, durch sie eine anziehende Außenseite zu zeigen und einen weniger anziehenden Kern zu verbergen! Den Mantel der Höflichkeit und Phrase, durch ihn jederzeit für uns einzunehmen, um gelegentlich daraus Nutzen zu ziehen! Den Mantel irgend einer religiösen oder moralischen Tugend, hinter dem allerlei anders gestaltete Hintergedanken wohnen! Oder der Mantel all jenes unnatürlichen barocken Wesens, das wir Tuerei und Geziertheit nannten, Allüren, wie das Fremdwort sagt, wodurch wir allerhand neben und unter uns Stehende zum Staunen und zur Bewunderung hinreißen möchten. Dem Großen nahen wir mit Höflichkeit, dem Kleinen mit Gespreiztheit; alle drei Beispiele aber ein Manteltragen, ein Schminken, keine Naivität, sondern das Gegenteil von Naivität.

Und demgegenüber der andere und im Prinzip doch ebensolche Fall: Wenn die Zügel unseres Außenlebens unseren Händen entfallen, und wir doch noch nicht auf die Stufe gesunken sind, auf der unser Gewissen aufhört, etwas dazu zu sagen. Wieder derselbe Abstand dann, nur nach anderer Richtung hin, zwischen den zwei Welten menschlichen Daseins, die sich wieder nicht restlos decken. Und damit wieder keine Naivität!

Die Naivität, schließen wir damit unsere Theorie, deckt sich zum großen Teil mit der Herbartschen ‚Idee der inneren Freiheit'.

Es ist zu beachten, bei beiden Begriffen beruht das Wesentliche sowie das Reizvolle nicht darin, daß sie dem Beschauer besonders hohe, besonders ideale, sondern daß sie ihm besonders ungebrochene, besonders gesunde Menschen vorführen, Menschen aus einem Gusse, Menschen, bei denen Inneres und Aeußeres in gleichem Takt marschieren. Irgendwie ethisch darf keiner der beiden Begriffe gewertet werden. Sie umfassen beide gleicherweise Güte, Indifferenz und Schlechtigkeit! Sie reden in nichts darüber, wie ein Mensch nach seinem Inneren oder seinem Aeußeren beschaffen ist. Sie sind Verhältnisbegriffe und reden lediglich von dem Verhältnis, in dem diese beiden Welten zueinander stehen! Etwa wie der Begriff der Schönheit sich auch nie erstreckt auf eine einzelne Farbe: Eine einzelne Farbe ist nie weder häßlich noch schön! sondern stets nur auf das Verhältnis von Farben zueinander!

Also damit zu einigen praktischen Einzelheiten solchen naiven Lebens!

Ein Leben ohne Höflichkeit!

Wir wissen, was es bei aller unserer Geselligkeit heißt ‚Konversation machen'. Dem Nächsten möglichst immer in kleinen Dosen etwas Angenehmes zu sagen, das ist die Kunst. Es ist zu beachten, wie der Bauer demgegenüber den eben naiven, d. h. seinem Inneren entsprechenden Grundsatz hat, beim Reden nur etwas zu sagen, wenn er etwas zu sagen hat. Viel, wenn er viel, wenig, wenn er wenig zu sagen hat, und wenn er nichts zu sagen hat, zu schweigen, sich anzuschweigen! Ist sein Herz voll, so fließt sein Mund sicher über. Ein Vater wird, einmal befragt, seine ganze Seele ausschütten über seine ausgewanderten Söhne am Mississippi, und ein Kranker erzählt einem Details, als wäre jeder Zuhörer ein Arzt! Ist das Herz dann aber leer, so ist der Mund stumm, unerbittlich und unbeweglich stumm. Man sitzt Sonntags schweigend zusammen, ob mit Gästen oder ohne Gäste, man ißt schweigend, und wenn es Hochzeiten sind von fünfhundert Leuten, und erst nach dem Essen hat die Rede Platz, und man geht schweigend auf der Landstraße, oft gleich von vornherein nicht neben-, sondern hintereinander, also überhaupt ganz ohne Absicht zur Unterhaltung. Die Anekdote von den zwei Bauern ist bekannt, die zur Stadt gehen und von denen, als sie auf dem Hinweg durch die Felder kommen, der eine sagt: „Wat steit de Haber!" Sie gehen weiter, machen ihre Käufe und Verkäufe in der Stadt,

und als sie auf dem Rückweg wieder durch ihre Felder kommen, fährt der andere fort: „Un de Tüften ook!“ [1])

Oder der korrekte Bauer geht etwa regelmäßig vor dem Gast in die Stube, den natürlichen ersten Gedanken verwirklichend, sein Führer zu sein, und sei es auch nur über eine Schwelle oder eine Stufe hinauf, oder aus dem noch einfacheren Grunde heraus, weil, wer die Klinke zuerst in der Hand hat, auch zuerst ins Zimmer hineintreten soll.

Oder der korrekte Bauer spricht immer von sich zuerst: „Herr Pastor, wi wilt morgen ton heiligen Abendmahl gahn, ek un min Mann!“ Wie die Helden Homers von sich sprechen, wie auch der Apostel Paulus von sich spricht: „Ich habe gepflanzt, Apollo hat begossen!“ und wie in Wahrheit eben jeder zuerst an sich denkt. An dieser Denkweise ändert ja auch die Höflichkeit der Kultur im allgemeinen nichts, nur an der Ausdrucksweise dieser Denkweise. Der höfliche Kulturmensch denkt ebenso hoch von sich, wie der Bauer, wenn nicht höher, der Unterschied aber ist, der Bauer spricht: „Eck bin de Buer!“ und der Kulturmensch spricht: „Meine Wenigkeit!“ ‚Sum pius Aeneas‘ wird nur ein Naturmensch sich zur Visitenkarte nehmen!

Oder endlich, der korrekte Bauer hat keine Redensarten. All die vielen Höflichkeitsreden, die die Kultur seit Ewigkeit immer von neuem sich zurechtlegt, die Erhabenheit des anderen über sich möglichst groß, den Wert der eigenen Person möglichst klein darzustellen, kennt der korrekte Bauer nicht. Er hat seine eigene Poesie herausgebildet, zu dem kunstvollen Rede- und Schreibstil der Kulturhöflichkeit hat er kein Gegenbild herausgearbeitet. Was in dieser Beziehung das Auffälligste ist, der Bauer dankt selbst nie, d. h. muß man eben sogleich hinzufügen, nie mit Worten, mit doch so billigen Worten. Mit Taten zu danken, man weiß, der Bauer ist dafür sprichwörtlich, daß er das nie vergißt. Das nimmt er sich vor im Augenblick, wo er die Gabe empfängt.

Man kann zusammenfassen und sagen: Den mächtigen Gestalten eines friesischen oder anderen Bauern ist das Ganze, was wir Höflichkeit nennen, ein Brimborium, über das er zur Tages-

[1]) Vgl. denselben Zug in Süddeutschland: Eb. Gothein, Die Hofverfassung auf dem Schwarzwald. Zeitschr. f. die Geschichte des Oberrheins 1886, S. 257.

ordnung übergeht, ein schöner Mantel, den er sich nicht umhängt. Sein Inneres und Aeußeres decken sich. Decken sich nicht absolut — in derartiger Reinheit darf man nicht darauf aus sein, das Prinzip der Naivität zu finden! — decken sich aber ein gut Teil mehr, als bei aller jeweiligen Kultur.

Ein Leben ohne Höflichkeit! Ein Leben auch mit viel weniger an alledem, was wir Verstellung nennen!

Eines Sonntags nachmittags auf einem Hof sitzt die erwachsene Tochter am Tisch vor der offenen Bibel. Der Pastor tut die leicht hingeworfene Frage: „Nun, lesen Sie in der Bibel?!" „Ja, ut Langewiele!" Das war naiv. Die Seele lag so offen da, wie das Buch. Es war vielleicht nicht schön, nicht praktisch, aber es war naiv! Oder eines Tages kommt ein Bauer ins Pfarrhaus: „Er habe nicht zur rechten Zeit am Abendmahl teilnehmen können, weil er krank gewesen sei, und wolle es jetzt wohl haben." Und als er es erhalten hat, und die Feier eben beendigt ist, fährt er fort: „Und er möchte sich auch beschweren, weil ihm bei der Kirchensteuer kürzlich sechs Pfennige zu viel abgenommen seien!" Das war wieder naiv! Der Mann gab sich genau, wie er war! Die sechs Pfennige, die ihn vor allem drückten, brachte er zum Ausdruck. Oder wie oft kommt es vor, daß bei einer Trauung der Bräutigam unmittelbar nach dem Amen noch am Altare den Geistlichen fragt, was seine Schuld sei. Oder daß unmittelbar nach der Kommunion mitten zwischen Brot und Wein hinein direkt aus dem Mittelalter sich herschreibend, der Beichtgroschen einfach auf den Altar gelegt wird. Und was solcher Dinge mehr sind! Die Kultur empfindet dergleichen als hochgradig unpassend und roh, und es geht daraufhin bekanntlich zurzeit durch alle kirchlichen Kreise der Zug, die Geldleistungen bei kirchlichen Hundlungen durch Pauschalsummen abzulösen, um die heilige Handlung von dem Gelde zu trennen. Die Naivität läßt ja dergleichen geschehen, aber sie wird es nie verstehen. Sie folgert stets eben in naiver Weise, ein Arbeiter ist seines Lohnes wert, und Lohn und Arbeit gehören zusammen; wenn sie aber innerlich zusammengehören, weshalb dann nicht auch äußerlich?! Der Naivität wird es stets unverständlich sein, wie man an Stelle dieses natürlichen, ursprünglichen Zusammenhanges später jenen anderen bevorzugt hat, bei dem der Lohn, als wäre er etwas Unreines, öffentlich von der Arbeit getrennt wird und dann hinter dem Rücken als Honorar dem Geistlichen, dem Arzt,

dem Künstler ins Haus geschickt wird, von denen dann womöglich weiter verlangt wird, daß sie ihrerseits die angefangene Prüderie fortsetzen und für solche unreine Gabe auch nicht danken. „Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen, was keusche Herzen nicht entbehren können!" Die Naivität hat für dergleichen Umwege, dergleichen sublime Künstlichkeiten einer konstruierten Welt des schönen Scheines stets ebensowenig Sinn, wie sie der Kultur stets nach und nach ein unentbehrliches Bedürfnis werden, die so oft in einer Welt lebt, in der Reines und Unreines einander recht nahe liegen, die aber öffentlich sich und anderen eine Welt vorgaukelt, in der sie nicht weit genug voneinander getrennt werden können!

Ein Leben mit weit weniger Heuchelei und Verstellung, als uns geläufig ist! Ein Leben endlich ohne alles das, was in die Kapitel der Tuerei, der Geziertheit und Gespreiztheit gehört! Man weiß, wie bedenklich auch diese Dinge in aller Kultur sich breitzumachen pflegen. Allesamt noch weniger, wie Heuchelei und Verstellung, Verstöße gegen das Strafgesetzbuch; und doch für jedes gesunde, natürliche Empfinden allesamt wieder einfach Adynata. Immer wieder dasselbe unnatürliche Etwasgeltenwollen, Etwasscheinen-, Etwasvorstellenwollen über das hinaus, was man seiner Natur und seinen Anlagen nach ist.

Werfen wir einen Blick auch auf diese unsere Geziertheit! Es wird auch sie nicht jeder Wort haben wollen. Es wird wieder manch einer sein, der ihre Existenz überhaupt abstreiten möchte. Gar, wer fortwährend ausschließlich in ihr lebt und atmet, wer gelernt und sich gewöhnt hat, das Schifflein seines Lebens auch durch die verzwicktesten Wasserläufe ohne Anstoß hindurchzuführen, als müßte es nur so sein, der wird es möglicherweise überhaupt in Abrede stellen, daß hier von Unnatur die Rede sein dürfte. Aber es wird dabei bleiben müssen. Der lebendige Mensch, in das absurdeste Gewand gesteckt, verleiht zuletzt auch ihm Haltung und Gestalt, denn der Mensch ist wichtiger als das Kleid. Aber das Kleid von jenem Vorwurf der Absurdität befreit er zum Schluß doch nicht!

Unsere Geziertheit, nur beim Gewande stehen zu bleiben, in unserer Kleidung! Wenn uns die Geliebte in irgend einer entsetzlichen Mode entgegentritt, so kann um ihretwillen sie ja uns vielleicht sogar lieb werden. Aber abgesehen davon steht wohl das Urteil über die gesamte Kulturgewandung jedes neuen Jahres

fest. Unter der tönenden Rede von mehr Einfachheit, mehr praktischer Brauchbarkeit, besonders auch mehr wirklicher Schönheit, wird gehuldigt dem genannten niedrigen Triebe nach Geziertheit und Tuerei, nach Apartsein, Beachtetwerdenwollen, Auffallenwollen!

Oder die Geziertheit bei aller Kultur im Essen. Man blättere das Malortie'sche „Menu" durch: Dasselbe Gedrehte und Gedrechselte, das die Trachten der Zeit Ludwigs XIV. an sich haben, tragen auch ihre Speisefolgen.

Oder das Gespreizte in unserer Sprache. Jeder Stand mit seinem besonderen Jargon, abseits von jedem grünen Baum und jedem Hauch von frischer Luft zwischen allen möglichen Bureaumauern, unter Glühlicht und an grünen Tischen entstanden. Jeder einzelne mit stolzer Liebe gepflegt, gegen jeden Eingriff, jede Reform hartnäckig verteidigt als das Wahrzeichen, durch das man sich von anderen Ständen unterscheidet! Und doch einer wie der andere gleich entsetzlich! Wie Incroyables und Merveilleusen stelzen sie durchs Leben hin, jeder ein Gipfel, ein ganzes Gebirge von Unnatur und Gespreiztheit. Was nutzt es nochmals, wenn man noch so glatt und elegant dazwischen sich bewegt, der Mensch gewöhnt sich zum Schluß an alles!

Man könnte diesen dreien nahezu sämtliche Gebiete der Kultur hinzufügen. Sie hängen untereinander eines mit dem anderen zusammen. Dasselbe Herz treibt in sie alle das gleiche Blut hinein. Man könnte einen solchen Charakter des Stelzenhaften, des Gesuchten, des Apartseinwollens leicht bei ihnen allen nachweisen! Jedes organische Wesen erträgt unnatürliche Verhältnisse nur bis zu einem gewissen Grade. Von da ab leidet es unter ihnen, wird es unter ihnen selbst unnatürlich.

Also demgegenüber wieder Naivität unter den Lebensverhältnissen des Bauerntums.

Die Kleidung dient ihrer Bestimmung, dient zum Schutz und gemäß der Farbenfreude der meisten Naturvölker in naiver Weise zum Schmuck. Was darüber hinaus bei uns sich findet, fehlt dort. Darum das stete Verständlichbleiben so vieler Bauerntrachten im Vergleich zu dem steten Unmodernwerden aller Kulturtrachten. Die Teniers'sche Bauernkleidung verstehen wir bis heute. Die van Dyk'schen hundertelligen Kleider auf seinen Regentenbildern sind uns unverständlich geworden. Das schwarze Umschlagetuch, das die Bäuerin zum Abendmahl um die Schultern

nimmt, würde in seiner einfachen, zielvollen Zweckmäßigkeit in alle Ewigkeit klassisch bleiben, wenn nicht die Kultur es verwüstete. Der statt dessen aus der Großstadt herausgeholte gepuffte schwarze Mantel wird in fünf Jahren unmodern sein und in fünfzehn lächerlich erscheinen!

Es ist höchst interessant, wie nach diesem Prinzip der Naivität übrigens auch sämtliche sog. Volkstrachten behandelt sind. Je länger je mehr nimmt man ja an, daß dieselben keine Bauernerzeugnisse sind, sondern Entlehnungen aus jeweiliger Kultur. Wie der Hamburger Patrizier etwa seinerzeit sich einen Delfter Ofen kaufte, nach 20 Jahren ihn wieder aus seinem Hause hinaustat und ein Vierländer Bauer ihn sich kaufte, und derselbe nun 200 Jahre in dem Vierländer Bauernhause konserviert wird: So auch die meisten Volkstrachten. Einzelnes aus den Kulturmoden ist unter das Bauerntum geraten. Das allzu Unverwendbare daran hat man geändert. Die Röcke hat man gekürzt, die Stöckelschuhe sind bei der Arbeit durch Schaftstiefel ersetzt: Im übrigen aber wird konservativ das Bild beibehalten, wenn es in der Kultur längst dutzendweise durch anderes abgelöst ist. Das Interessanteste aber an all diesen Bauerntrachten ist immer noch nicht dieser konservative Zusatz, mit dessen Hilfe sie als lebendige Petrefakten durch die Jahrhunderte hindurch am Leben erhalten werden. Bei weitem interessanter und charakteristischer ist es, wie unter der Bauernhand nun das Gezierte, das Gemachte, das ihnen fast untrennbar anhaftete, von ihnen weicht. Die Vierländer Bauerfrau trägt ihre unglaubliche Kopfschleife, trägt ihren Rock mit den Hüften um das Becken herum und die zarten Schühchen ihrer Form nach ebenso wie die längstverschollene Hamburger Dame. Aber der Geist ist anders geworden. Das Kokette, das Vordringliche ist daraus gewichen. Das unglaubliche Gewand wird getragen, wie man einen einfachen Rock, eine einfache Jacke trägt, wird naiv getragen. Es ist ohne Zweifel das Interessanteste daran! Man gehe am zweiten Novemberdienstag zur Brautschau nach Bückeburg und studiere die Trachten auf ihre Naivität hin. Man wird reiche Ausbeute finden.

Und wie die Naivität in der Kleidung, so im Essen und Trinken, und besonders im Reden! Wir haben schon an früherer Stelle darauf hingewiesen: Wie hat die Naivität die deutsche Muttersprache eben dadurch, daß sie sie zu weiter nichts

benutzen wollte wie zum möglichst klaren, zutreffenden Ausdruck der Gedanken, einerseits rein erhalten, andererseits vor allem gesund fortgebildet: Jede gesunde Fortbildung setzt vor allem gesunde Menschen voraus! Was hat die Geziertheit der Kultur, die die Sprache zu allerhand Kokettieren mißbrauchte, eben dadurch für Sprachsünden an ihr verbrochen! Es gibt bis zur Stunde kaum etwas Charakteristischeres, als beide Welten einander gegenübertreten zu sehen, wenn in einem Kaufe oder Prozesse irgend eine Kommission aufs Land zu kommen hat, um mit irgend einem Gemeinderate unter Führung ihres Bauermeisters etwas zu verhandeln. Der gezierte Hofrat, wie ihn schon Immermann gezeichnet hat, und ihm gegenüber der derbe Bauermeister! Und dann die Verhandlungen! Auf der einen Seite eine Mischung von Aktendeutsch und Juristenlatein, man sieht, sie ist der Stolz des Mannes! Und auf der anderen einfaches, durchsichtiges Deutsch, das noch ein gut Teil durchsichtiger sein würde, ließe man den Redner seine plattdeutsche Muttersprache reden! Und gar die umstrittenen Gedankengänge! Auf der einen Seite was für eine künstliche Gedankenwelt zuweilen! Man sieht, sie ist in ihrer theoretischen Kompliziertheit abermals der Stolz dessen, der sie vorträgt. Eine merkwürdige Vorliebe für die Ausnahme bildet sich aus, für Fälle, die nun einmal im Leben eintreten, für die berüchtigten juristischen Zwirnsfäden, in denen man sich verfängt! Und dem gegenüber wieder eine Art von brutal-genialer Einfachheit, der für derartige Spitzfindigkeiten völlig das Verständnis fehlt. Der Bauermeister ist auf sie stumm. Man sieht es seinen Augen an, aus einem Problem, das überhaupt nicht existiert und auch kaum je existieren wird, weiß er keinen Ausweg. Man sieht ihm an, seine Gedanken setzen einen Augenblick aus. Er wartet, bis das Gespräch wieder eine menschliche Wendung nimmt! Endlich wird er triumphierend in die Ecke gedrängt. „Und wenn nun Ihr Weg einmal wirklich bei Regenwetter unpassierbar wird, und eine fremde Gemeinde hält Sie einfach dazu an, ihn passierbar zu machen, was wollen Sie denn dann tun?" „Ich werde ihnen sagen: ‚Da seht, wie ihr durchkommt!'" Ein kleines Stück von Luther, dem Bauernenkel, steckt bis zur Stunde auch in jedem Bauer.

Naivität fehlt zweitens, sagten wir, da wo wir nicht unser Aeußeres über unser Inneres hinausschrauben, sondern umgekehrt es unter das Niveau unseres In-

neren hinabsinken lassen. Der moderne Gebildete, sagten wir, der sich einer homerischen Schmauserei von sieben oder zehn Tagen hingeben wollte, würde dabei kaum naiv sein, denn seine bessere Ueberzeugung würde ihm bei jedem Bissen dreinreden und seine Beschäftigung eben in jener homerischen Einfachheit und Vollkraft lähmen!

Die Dinge liegen auch hier wieder anders, wieder günstiger beim Bauerntum, auch in diesen Beziehungen bleibt die Naivität, bleibt die Ungebrochenheit, die Einheitlichkeit der Person bei ihm leichter gewahrt! Aus dem doppelten Grunde: Erstens, wovon wir später eingehender reden werden [1]), weil bei ihm wie bei jeder jüngeren Volksschicht, die moralischen Ideale noch nicht bis zu der schwindelnden Höhe sublimiert sind, bis auf welche jede spätere Volksschicht sie treibt; und zweitens, worauf wir auch später noch kommen werden [1]), weil ihn, wie ebenfalls wieder jede jüngere Volksschicht, ein natürliches Maßhalten vor all jenen der Moral so grundsätzlich ins Gesicht schlagenden Exzessen bewahrt, unter denen auch alle späteren Kulturschichten zu leiden haben. Maßlose Ideale und maßlose Begierden, wann treffen die zusammen!? Wann werden die Begierden sich so weit verleugnen, um den Menschen zur schwindelnden Höhe seiner Ideale emporsteigen zu lassen, wann werden seine Ideale sich so weit selbst aufgeben, um ihm in die dunklen Wasser seiner Begierden zu folgen, so daß sich für den Menschen eine Harmonie seines Wesens herstellte, es sei im Himmel, es sei im Sumpf!

Bauerntum liefert in der Beziehung günstigere Beispiele. Erinnern wir uns nochmal des früher angeführten Hochzeitsbittergedichts! [2])

Die Ochsen, die wir haben,
Die werden geschlachtet Paar bei Paar.
Die Hämmel und die Kälber
Die schlachtet die Köchin selber.
Die Hühner in Suppen gesotten!
Die Gänse, mit Pflaumen gebraten!
Dazu lassen wir noch backen
Kuchen und andere schöne Sachen.
Die Köchin, die wir haben,
Die weiß den Zucker zu schaben.

[1]) S. das Kap. ‚Maßhalten'.
[2]) S. das Kap. ‚Tradition'.

Den Kanehl zu strehen (streuen)
Den Braten fein hübsch zu drehen.
Das macht sie alles auf eine solche Art,
Daß es euch schmecket bis in den Bart.
Dann liegen noch zu eurem Pläsier
Zehn Tonnen Bremer Bier,
Zwanzig Anker Branntewein
Fünfzig Anker Rheinscher Wein!
Voller Krug und volles Glas,
Wie es euch dann kommt zu paß.
Wie es euch beliebt zu trinken,
Werden wir immer euch tapfer einschenken.

Dergleichen ist naiv. Der Naturmensch hat noch nicht die sublime Anschauung, daß, genau genommen, auch das kunstvollste Hochzeitsessen ebensowenig wie auf die Einladungskarte, so in die Reflexion eines ernsthaften Menschen hineingehört, sondern er ist der Meinung, daß von Zeit zu Zeit der Mensch auch einmal zu weiter nichts da ist, wie zum kräftigen Essen und Trinken. Und er hat andererseits solcher sublimen Anschauung gegenüber nun nicht mit lüsternen Begierden zu kämpfen, die genau im Gegensatz zu solcher Theorie in der Praxis am liebsten aufs unverzeihlichste exzedieren möchten. Vielmehr was er zum Schluß begehrt, wie maßvoll ist es nach unseren Maßstäben! Wie relativ leicht findet sich da also beides zusammen, die innere Vorschrift und das äußere Leben: Und die Naivität ist gewahrt! Es wird mit gutem Gewissen gegessen, wenn die Stunde dazu gekommen ist, und es wird mit gutem Gewissen dazu eingeladen mit Poesien, wie die obige, die nur aus solcher Anschauung heraus entstehen können.

Oder das erotische Gebiet! Die Sache liegt ebenso. Ueber das Verhältnis zwischen Mann und Weib in der Theorie keine bis in die Wolken hinein gespannten moralischen Forderungen, und in der Praxis keine Neigung zum Exzedieren, die jedes Tier unterbieten möchte. Und als Resultat davon Menschen, die an innerer Zerrissenheit zu Grunde gehen müßten, sobald sie nur einmal anfingen, einer solchen Dissonanz ernsthaft ins Auge zu sehen! Vielmehr eben, wie relativ leichter Naivität! Wieviel weniger entfernt sich die Forderung von der Leistungsfähigkeit, wieviel mehr nähert sich ganz von selbst die Leistung der Forderung an. Wieviel leichter entsteht Kongruenz oder wenigstens Aehnlichkeit zwischen Innen- und Außenleben! Es kommt oft vor, daß eine Mutter mit einem Sohn oder einer Tochter in die Ehe tritt, die später zusammen mit den Kindern des Hauses auf

dem weitläufigen Bauernhofe aufwachsen, und denen wegen der einstigen Vergangenheit kein Makel weiter anhaftet; und, man muß sagen, auch kaum anzuhaften braucht. Ja es kommen sogar hin und wieder ganze Familien vor, die Generation auf Generation ohne rechtlichen Vater sind, die zuweilen auch ganz beträchtlich nach der Breite sich ausdehnen, und doch dabei Person für Person oft merkwürdig treffliche und ehrbare Menschen sind, und deshalb auch durchaus nicht den Ruf haben, wie in entsprechenden Kulturverhältnissen. Jeder zweite oder dritte Bauernsohn, der nicht gerade einen Hof zu versorgen hat, würde anstandslos eine von den Töchtern zum Weibe nehmen. Es kommt hier und da ein offener Ehebruch vor und man wundert sich, wie ruhig er hingenommen wird. Die Kultur, sobald sie dergleichen hört, pflegt regelmäßig an der Stelle einen allgemeinen Verfall vorauszusagen, und regelmäßig täuscht sie sich, deshalb, weil die Grundlage alles wirklichen Verfalls fehlt: Höchster Idealismus und die Neigung zum Exzeß, in demselben Menschen zum unnatürlichen Bunde zusammmengezwängt!

Man könnte ja auch oft nach alltäglicheren Gründen fragen: Wie kommt es, daß die Naivität in der Natur sich so verhältnismäßig häufig findet und in der Kultur so leicht und bald stets verschwindet! Weshalb ist nicht etwa das Umgekehrte der Fall?

Nun, wo einer den anderen von Jugend auf kennt, wo Jeder auch Jedes Vater und Großvater bereits kannte, wo Jeder mit Jedem ja bereits auf der Schulbank saß: Da würde es keine Aussicht auf Erfolg haben, wollte einer äußerlich mehr scheinen wie er wirklich ist. Man würde nicht mit Anerkennung, sondern mit Ausgelachtwerden endigen! In der stets fluktuierenden Kulturbevölkerung, wo Jeder davor sich aufs schärfste hütet, wie ein aufgeschlagenes Buch vor dem Nächsten dazuliegen, wo kein Zweiter es soll unterscheiden können, wo bei uns die Natur aufhört und die Zutat anfängt: Da hat es Aussicht auf Erfolg, mit solchen Zusätzen zum eigenen Wesen sein Glück zu versuchen. Und die Naivität ist tot.

Das wäre ein Grund: Unter Kulturverhältnissen ist solche Verstellung möglich!

Andererseits aber, wenn wir so sagen wollen: Da lohnt sie sich: Was verlangt in der Natur der Mensch vom Menschen? Was verlangt ein Hof vom anderen? Was verlangt der Bauer

vom Bauermeister, was kann der Bauermeister einem Hofe geben und nehmen? Nichts und wieder nichts! In dem weit engmaschiger, weit komplizierter verflochtenen Gewebe der Kultur aber liegen die Dinge anders. Da kommt die Stunde, wo fast Jeder einmal Jedes Schicksal in der Hand hält! Wie hat der Große den Kleinen in der Hand. Aber auch für jeden Kleinen kommt einmal die Stunde, daß dem Großen an seinem Urteil liegt. Und gar die Nebeneinanderstehenden! Der Kaufmann hat eines Tages einmal ein Wort über den Studierten und der Studierte über den Kaufmann, daß beide über nicht mehr und nicht weniger wie über des Nächsten Glück und Unglück zu entscheiden haben. Wie gesagt, dazu laufen hier, wo ein Schlag tausend Fäden regt, eben diese Fäden viel zu kompliziert, viel zu verworren durcheinander! Und unter solchen Verhältnissen ist es nicht nur möglich, sondern vor allen Dingen, wie gesagt, lohnt es sich auch, für alle Fälle nach allen Seiten hin einen Mantel sich umzuhängen, der einem, man kann gar nicht wissen, von welcher Seite aus, gelegentlich Gutes und Vorteil einträgt! Also wieviel Triebe im Menschen, die sämtlich der Tod der Naivität sind!

Man lasse in der Kultur eine Frau zu der Erkenntnis gekommen sein, daß sie schön, einen Mann zu der, daß er witzig sei: Wie schnell und wie übermäßig stellt sich da die Versuchung ein, diese Tatsache über alles Maß, über alle Verantwortung hinaus auszunutzen und auszubeuten. In der Natur weiß jeder Zweite und Dritte, der Mann läßt auf seinen Witz hin etwa daheim alles verkommen, und das Weib ist etwa durch und durch ungesund. In der Natur schätzt man auch überhaupt so wenig solide Dinge wie Witz und Körperschönheit nicht. Wuchern wollen mit solchen Nebensachen würde dort vielleicht nur Spott eintragen! Aber wer kann in der Kultur so genau nachsehen!

Der Bauernbursche weiß auch, daß er was kann, wenn er den vollen Wassereimer im gestreckten Arm zur Seite hält. Er weiß es, er tut es gelegentlich, er redet auch gelegentlich davon. Aber er züchtet diese Anlage nicht, er wuchert nicht mit ihr!

Aus all solchen Gründen also die Tatsache, daß das Verhältnis zwischen dem esse und videri beim Menschen, daß die Naivität in der Zeit der Natur und in der der Kultur eine so sehr verschiedene Geschichte erlebt.

8. Spielende Energie.

Der Ausdruck stammt von Vierkandt[1]), der ihn geprägt hat, ihn sucht und findet in der Ethnographie aller fünf Erdteile. Und wir müßten uns sehr irren, wenn wir ihn nicht ausgiebig auch dem Bauerntum zuschreiben dürften[2]).

Die orientalischen Städte ohne Fabriken, wo noch die Handarbeit aller Art floriert, zeigen sie uns! Wir mit unseren Begriffen verstehen den Basarkaufmann in Konstantinopel nicht recht, der einen Shawl- oder Teppichhandel nicht anders einleiten kann, als mit einer Zigarette und einer Schale Kaffee, die noch dazu erst gebraut werden muß! Wie oft ärgert sich der sachlich stramme Kulturmensch des Nordens, der mit seinen heimatlichen Ideen nach Italien reist, wenn man ihm für eine Gemme da unten 50 Lire abverlangt, während man sie doch für fünf hingeben wird. Er versteht dergleichen nicht. Er bezahlt verächtlich, was ihm abgefordert wird, oder er handelt den Preis auf die fünf Lire herunter, schilt über Betrügerei und legt das Gelübde ab, nicht wieder nach Italien zu gehen. Und in beiden Fällen war nicht der Türke und Italiener im Unrecht, sondern der Reisende mit seinen klugen tramontanen Begriffen, der nichts von solcher Volksjugend mehr verstand und auf einen oft mit so viel Liebenswürdigkeit angebotenen Waffengang in spielender Energie nicht eingehen wollte! Wieviel Zeit hat die Geschichte des ganzen Mittelalters, was wir so nennen, vergeudet mit Formalitäten und Umständlichkeiten. Sechs Jahre beriet man über den westfälischen Frieden, ehe er den kriegsmatten Völkern endlich beschert wurde, weil man sich über Etiketten- und Platzfragen nicht einigen konnte. Und der letzte Stuart verlor auf Cullodon-Moor Thron und Land, weil die drei Macdonaldregimenter, sein mächtigster Clan, plötzlich im Kampf versagten. Sie waren tödlich beleidigt, als sie in der drangvollen Eile der Aufstellung den linken Flügel bekommen hatten und nicht den Ehrenplatz auf dem rechten, der seit Bannokburn ihr Vorrecht war. Umständlichkeit, Formalität, spielende Energie, von der wir fragen: Was kommt bei ihr heraus?!

[1]) A. Vierkandt, Naturvölker und Kulturvölker 1896.

[2]) Vgl. Preuß. Jahrbb. 1903, S. 108 ff.

Nicht aber der Bauer. Es handelt sich ja bei dem nicht um den Abschluß eines Dreißigjährigen Krieges und um ein Würfelspiel um einen Thron. Prinzipiell aber ist kein Unterschied vorhanden! Wenn der Pastor sich den wunderlichen Kammacher einladet, der in seiner Gemeinde wohnt und mit vieler Kunst die Kämme für die Webstühle anfertigt, dann ist das erste Wort des Gastes: „Guten Tag, Herr Pastor! Aber mehr wie drei Stunden kann ich heute nicht bleiben!" Und besucht ihn seinerseits der Pastor, so tut er gut, sich auch auf einen Nachmittag einzurichten. Wenigstens wird man sonst nicht recht warm miteinander. Es geht so viel mit Formalitäten hin, besonders mit dem langen Kaffeebereiten oder dem Heranholen des Weines, für den der Hof seine sauere Rebe zieht! In der Haide wohnt ein Schneider. Jemand wünscht eine neue Hose bei ihm zu bestellen. Also er packt das Zeug von dem häuslichen Webstuhl zusammen und geht hin. Der Schneider legt seine Arbeit bei seite, die Frau holt von dem Heidelbeerwein, den sie alljährlich für solche Fälle bereitet. Und so sitzen sie eine Stunde über Wetter, Korn und Ferken. Dann kommt die Hose! Oder wenn jemand aus der Gemeinde spät abends nochmal auf die Pastorei kommt und fängt seinerseits von Wetter, Korn und Ferken an zu erzählen, so soll man bei Leibe nicht glauben, daß das der Zweck des Besuchs sei, daß der Mann gekommen sei, um eine Stunde mit dem Pastor Konversation zu machen, und daß die Sache nicht noch einen Schluß bekäme. Kurz vorm Aufstehen, so zwischen Tür und Angel, wird es offenbar werden. Da zieht er einen Brief oder die Kreiszeitung aus der Tasche und hat eine Beschwerde oder stellt eins von seinen unmöglichen Verlangen. Es war mit nichten Verlegenheit, daß er erst so spät mit seinen Angelegenheiten herauskam. Der Mann war in keiner Weise verlegen. Wo der Bauer in seiner Gemeinde ist, da ist er überhaupt niemals verlegen. Es war die spielende Energie, welche für ihn zum notwendigen Lebensinventar gehört!

Oder weiter! Es ist bekannt, daß alle Völker in ihrer Jugend das Zeremonielle, den Ritus bevorzugen vor der Religion. „Nur schüchtern wagt sich Schritt für Schritt die Erkenntnis hervor, daß nicht der bei Gott in Ungnade sei, der äußere Gebote vernachlässige, Opfer und Waschungen versäume, sondern wer Gott nicht vor Augen und im Herzen habe und gegen den Mitmenschen rachsüchtig und unbarmherzig sei. Aber damit solche

Erkenntnis sich durchsetze, bedarf es jedesmal noch der Gunst vieler äußerer Umstände und besonders stets noch einer geeigneten Persönlichkeit[1])." Der Koran und der Talmud mit ihren Haarspaltereien, die römische Kirche mit ihrem Uebermaß von äußerlichen Vorschriften, die nachgewiesenermaßen zum größten Teile nur die gradlinige Fortsetzung einer ähnlichen antiken Formenwelt waren, sind nur Beispiele. Bei weitem nicht bloß Christus und Luther haben gegen eine Wolke von Riten angekämpft.

Auch der Bauer aber liebt durchaus die spielende Energie im Ritus. Es würde voraussichtlich ein höchst gefährliches und wahrscheinlich Gemeinde und Prediger gleicherweise schädigendes Experiment sein, wenn man eine Bauerngemeinde in der Beziehung zu einer Umwertung ihrer Werte veranlassen wollte. Der Bauer hält bis heute durchaus am Ritus fest, und wo ihm die Formenwelt der vorreformatorischen Kirche genommen ist, hat er sich ersichtlich aus den gebliebenen dürftigen Resten von neuem eine derartige Welt aufgebaut. Sie beugen die Knie und beugen das Haupt, so oft der Name Christi in der Predigt genannt wird. Und wenn es fünfzigmal geschieht, jedesmal geht es wie eine Woge über die Häupter der Gemeinde. Sie tun es nicht, weil Paulus es im Philipperbriefe sagt, sondern weil es an sich eine verdienstliche Zeremonie ist. Und dieselben Frommen wählen einen Kandidaten nicht, der gelegentlich seiner Probepredigt beim stillen Kanzelgebet niederkniet, weil die Zeremonie an diese Stelle nicht hingehört, sondern hier ‚katholisch' ist. Sie nehmen die Mütze im Walde ab, wenn die Kirchenglocken zusammenschlagen und halten im Gotteshause auf strenge Trennung der Geschlechter und man hat deutlich das Bewußtsein, ein Mann wie Ludwig Harms, der den schwerfälligen Lüneburger Bauer Anfang vorigen Jahrhunderts so wunderbar aufzuschließen verstand, daß bis heute die Folgen davon zu verspüren sind, der hat es zum großen Teile mit gekonnt, weil er selbst eine ähnliche tiefheilige Ehrfurcht hatte vor der Zeremonie.

Es ist alles spielende Energie! Spiel aber ernster gemeint, als wir das Wort brauchen!

[1]) O. Flügel: Das Ich u. d. sittl. Ideen im Leben der Völker. 2. Aufl. 1889. S. 185.

9. Uebersinnlichkeit.

Es wird merkwürdig klingen, bei der Betrachtung der Naturanlagen des Bauerntums auch nach übersinnlichen Elementen zu suchen, die sich in demselben finden sollen, gar so sehr, daß sie ein besonderes Kapitel rechtfertigten und füllten. Gerade bei diesem Mann, von dem man das Hantieren zwischen Erde und Dünger und all die damit verbundenen Unaussprechlichkeiten so fast gar nicht trennen kann! Es wird sich ergeben, daß wir nicht vergeblich suchen werden!

Man erlaube uns, ein wenig auszuholen. Werfen wir einen Blick auf den einzelnen Menschen und einen Blick auf die Altersschichten eines Volkes.

Es ist bekannt, ein Kind lebt als kleiner selbstsüchtiger Realist in der diesseitigen Welt. Aber es ist nicht minder bekannt: An wieviel Punkten trägt es ebenso stark oder viel stärker zugleich Elemente in sich aus einer völlig anderen, übersinnlich phantastischen, geheimnisvoll wunderhaften! So stark, daß die Phantasie zum Schluß fast die hervorragendste Eigenschaft alles kindlichen Lebens ausmacht! Es ist bekannt, niemand zieht solche Konsequenzen wie das Kind. Wie kalt läßt im Vergleich zur ersten Kindeslektüre ein zehnmal besseres Buch den Erwachsenen. Niemand hat solche Massen, solche Maßlosigkeiten von Phantasie zur Hand, mit der einfach alles ermöglicht wird, wie die Jugend! Jeder reale Grund und Boden bleibt meilenweit hinter, abgrundtief unter ihrer auffliegenden Seele liegen: Alle Jugend verläßt ihre Häfen mit tausend Masten! Bis dann in einem späteren Alter alles ersetzt wird durch die große Welt der in der Hauptsache viel mehr ähnlich wie anders gearteten Ideale. Religiöser, moralischer, ästhetischer, der Ideale auf sämtlichen Gebieten. Sie bilden in der heranreifenden jugendlichen Seele die Hauptsache, an der wieder mit ganzer Kraft gehangen wird, die man abermals bereit ist, sich auch etwas, sich viel kosten zu lassen. Unter Umständen viel bis ans Leben! Es ist bekannt, ganz anders wie alles Alter.

Wie das Alter, welches lebt und heimisch ist in diesem Leben, in der realen Diesseitigkeit. Wie das Alter, das diese Welt kennt! Das es hundertfach an sich und anderen erfahren

hat, wie aus den tauſend ſtolzen Maſten zum Schluß das mühſam heimgebrachte Boot geworden iſt, und das an einer Welt, die ſchließlich ſo endet, ſich ſo wendet, den Geſchmack verloren hat, von ihr nichts wiſſen will. Das ſich an der Hand vielleicht der Enkelkinder noch einmal wieder in die einſtige Traumzeit zurückverſetzt, das ſich auch noch einmal einen Abend lang Märchen und Sagen vorleſen läßt, und den Phantaſien zuhört, die die Jugend entwirft! Das ſich aber über all dergleichen nur noch freut und verwundert, nicht mehr daran glaubt! Ihm liegt ſeinerſeits nun dieſe Welt meilenweit dahinten und abgrundtief unten!

Wie das Alter aber — ein Organismus dürfte wie der andere ſein! — ſo alle ſpätere Zeit eines Volkes, die auch je länger je ausſchließlicher arbeitet und ſich wohl fühlt, ſein Gebiet, ſeine Stärke und ſeine Grenze hat in dieſer ſinnlichen Welt des Diesſeits. Was das Mittelalter den Nominalismus nannte, der nimmt mit den Jahrhunderten auf allen Gebieten des Lebens überhand. Nicht umſonſt hat gerade das Mittelalter die Lehre bevorzugt, daß die Universalia faktiſch exiſtierten, als beſondere jenſeitige Welt in ihrer idealen, immateriellen Materialität exiſtierten, daß es eine Ketzerei ſei, ſie zu menſchlichen Begriffen, zu flatus vocis zu erniedrigen: Als die Zeit vorüber war, half das nichts mehr, glaubte man nicht mehr daran. Solcher Realismus iſt die Schöpfung und das Gebiet aller Jugend und aller jungen Zeit: Alles Alter gleitet mit unaufhaltſamer Sicherheit in den Nominalismus hinüber und wird diesſeitig. Alles wird diesſeitig. Wir ſehen, wie alle Wiſſenſchaft vor unſeren Augen diesſeitig geworden iſt. Die ganze irdiſche Welt mit einem einzigen kecken Urteile, mit einem einzigen ſchnellfertigen, jugendlichen Worte für Satanswerk oder Unkraut zu erklären, auf dem denkbar ſchmalſten ſinnlichen Unterbau aber Bauten bis in die Wolken hinein aufzuführen: Das verlernte man. Dies bisher verachtete Diesſeits aber bis in ſeine geheimſten Herzensfalten zu erforſchen, darauf richtete ſich in Zukunft der Schweiß der Edlen: So ſehr änderte man ſeine Liebe. Oder alle Kunſt wurde diesſeitig. Es iſt bekannt, es gab Zeiten, in denen ſie auch überhaupt keinen Blick übrig hatte für die Natur, Zeiten, da die Malerei faſt nur den Himmel malte und die Architektur überhaupt nur zur Verherrlichung des Herrn dieſes Himmels da zu ſein ſchien, wo man in immer neuen Variationen Gottvater oder die Himmelskönigin oder den geſamten himmliſchen Hofſtaat der Heiligen repetierte und

weiter nichts! Aber wo blieben sie, wo blieben diese Zeiten? Man fing an zu argumentieren und man argumentiert bis heute: Gott ist ein Geist und hat überhaupt keinen Leib und trägt kein Gewand, daß vom einen oder anderen etwas darzustellen wäre! Und deren Hand ihn heute noch malt (wie selten sind diese Hände geworden!), deren Kopf argumentiert doch ebenso. Die Jenseitigkeit ging verloren, die Diesseitigkeit nahm zu. Auch in alle Kunst zog der Nominalismus ein! Sich immer ausschließlicher der Natur anzuschließen, immer ausschließlicher, wie Lessing sagt, ‚vom Diebstahl an der Natur leben‘, von dieser sich immer neue Gebiete zeigen, immer neue Probleme stellen zu lassen: Das wurde der Ruhm aller solchen späten Kunst!

Oder alle Poesie wurde diesseitig! Wie übersinnlich sind alle großen Nationalepen. Wie ganz wieder der schmalste Unterbau der Wirklichkeit, ein paar Reminiszenzen aus der Hunnen- und Burgundengeschichte. Aber welch luftiger Bau in eine andere Welt hinein nun darauf! Bedenken wir nur einen Augenblick! Siegfried, der den Stein 50 Klafter weit schleudert und mit dem geworfenen Steine mitspringt und im Mitspringen den König mit sich trägt, oder Siegfried, der auf silberner Schüssel den gebratenen Hirsch über die Tafel hinreicht, oder der beim Schmieden den Amboß in den Grund schlägt: Dergleichen ist doch keine Poesie, die vom Diebstahl an der Natur lebt, das sind doch Leute, die an luftiger Phantastik nichts zu wünschen lassen, die ganz gewiß bloß so via eminentiae gebildet sind, wie alles Mittelalter das tat, nämlich unter gründlicher Verachtung aller Natur dabei als Führerin. Aber wie hat sich auch das alles geändert! Die Werke unserer zweiten großen Literaturblüte: Wie ganz anders, wie natürlich alle! Ihr Stolz ist mit nichten ein Flug über alle Natur hinaus, ihr Stolz ist ihre Naturtreue, ihre Anlehnung an alle Natur. Don Carlos, Wallenstein, etwas idealisiert, ein leichter Schimmer der Verklärung noch darübergegossen: Das ist alles. Im übrigen Natur! Und gar Faust, wie so naturgetreu! Einen Siegfried hat es nie auf Erden gegeben, Fauste laufen doch hundertfach auf ihr herum! Die Phantasie der späteren Kultur, es wird beides zu gleicher Zeit zutreffen: Sie mag nicht mehr fliegen und sie kann nicht mehr fliegen. Es bedarf nur eines Blickes auf jene poetische Welt des Mittelalters, um das für diese spätere Zeit festzustellen! Unter sich eine Leistung mit der anderen verglichen, mag ja auch bei uns allerlei

an Phantasie noch vorliegen. Verglichen mit jener Zeit ist sie nicht der Rede wert. Und wenn der späte Dichter einmal darauf kommt, mit Gewalt sich den Mantel der Jugend umzuhängen, und anfängt zu fabulieren und Märchen zu dichten: Er kann seine Seele nicht verbergen, die nicht an das Werk seiner Hände glaubt. Die Sache gerät nicht besser, wie ein Volkslied, das im Großstadtcafé bei der Zigarette konzipiert wird. Auch alle späte Poesie hat ganz andere Wege und Ziele, wie Phantasie zu pflegen.

Man könnte ein Gebiet nach dem anderen durchnehmen, es würde sich überall dasselbe bestätigen: Alles, insbesondere auch alle Religion, von der später noch die Rede sein soll, alles wird in einer späteren Volksschicht diesseitig. Auf allen Seiten sinkt ein künstlerisches und steigt ein photographisches Prinzip! Das Renommee des gesamten Diesseits ändert sich, aus dem regnum diaboli wird es zum Weinberg des Herrn! Sämtliche diesseitigen Berufe teilen sich in den starken, gewichtigen Ruf, den vormals der Klerus besaß. Der Charakter indelibilis geht von ihm auf andere über. Mit Mühe deckt er mit der Person seinen Stand. Der gesamte Volksgeist steigt vom Himmel auf die Erde herab, aus einer übersinnlichen Welt hinab in diese sinnliche! —

Nicht aber hat das bis jetzt getan das noch in einer früheren Zeitluft lebende Bauerntum. Hier liegt seine Uebersinnlichkeit, in diesem seinem Entwicklungsstadium liegt dieselbe begründet.

Ihre Gebiete zu finden ist nicht schwer. Es sind die unerschöpflichen Gebiete der Sage, des Aberglaubens, der Volksmedizin und vor allem der Religion.

Das unerschöpfliche Gebiet der Sage. Man lasse sich statt einiger Zitate einiges unmittelbar in der Werkstatt des dichtenden Volkes Aufgelesene in seiner vollen Ausführlichkeit gefallen, dadurch möglichst in die in ihr wehende Luft hineinzugelangen.

„Schon der alte Liesenberg, Friedrichs Vater, war ein „mächtig starker Mensch. Er hat zur Franzosenzeit gelebt und „manche Großväter haben ihn noch gekannt."

„Die ganze Gegend hatte von den Franzosen und Russen „damals viel zu leiden, aber Friedrichs Vater, der ein Schmied „war, wußte Rat."

„Eines Tages kam ein Russe vor die Schmiede und wollte „sein Pferd beschlagen haben. Das Pferd aber war wider„spenstig und der Russe fing gräulich an zu fluchen. Da ver-

„lor der Schmied die Geduld. ‚Olet Pär‘, sagte er, faßte „das Tier bei einem Bein und warf es auf die Straße, daß „es liegen blieb und nicht wieder aufstand. Da sagte der „Russe nichts weiter, sondern sah auch ohne Pferd, daß er „weiterkam.“

„Oder ein andermal war ein Haufe Soldaten in Ein„quartierung bei seiner Nachbarin auf dem Hofe; das war eine „Witwe. Und sie machten ihr einen gräulichen Skandal und „Spektakel, daß sie zu dem Schmied herüberschickte, ob er nicht „einmal herüberkommen und ihr helfen könnte. Und Liesenberg kam „und sah, daß da so ein besonders Starker dabei war, der vor seinen „Kollegen mit allerlei Künsten prahlte. Liesenberg dachte gleich, „das wäre so der Hauptsächlichste, ging auf ihn zu und bot „ihm die Zeit und die Hand. Und der Russe gab sie ihm auch „ganz freundlich. Der Schmied aber drückte sie ihm so, daß aus „den vier Fingern, die er zu fassen bekam, gleich das Blut „heraussprang. Von da an hatte die Frau Ruhe vor ihrer Ein„quartierung.“

„Also schon der alte Liesenberg war ein so starker Mann. „Aber Friedrich, sein Sohn, war es noch ganz anders. Er wäre „als Kind, sagten die Leute, nicht mit Muttermilch aufgezogen, „sondern sie hätten ihn an einer Stute saugen lassen.“

„In seinen jungen Jahren spielte er Knecht auf einem Hofe „im Oldenburgischen. Wobei es oft vorkam, wenn er Roggen „säete, daß ihm Erde und Korn in seine großen Stiefel fiel. Und „da er die nie auszog, wuchsen ihm im Sommer immer die „Aehren die Beine hinauf. Mächtig stark war er damals, als „er so in seiner besten Blüte stand.“

„Einmal war sein Bauer nach der Kirche hingefahren. Dort „kam er mit einem anderen ins Reden über dessen Pferde. Der „Fremde rühmte sie, bis der Bauer sagte, daß er zu Haus einen „Knecht habe, den sollten sie beide zusammen wohl nicht aus dem „Stalle ziehen. Und sie kamen auf eine Wette überein von fünf „Talern und zwei Flaschen Rotwein. Der Bauer fuhr nach „Hause. Ja, meinte er zu Friedrich, er habe da eine Wette „getan, wie es ihm damit gehen werde, das wisse er noch nicht! „Nun, was es denn sei, fragte der Knecht. Und der Bauer er„zählte ihm die Geschichte. Wenn er die Wette gewänne, dann „sollte er, Friedrich, die fünf Taler haben, und die zwei Flaschen „Rotwein wollten sie zusammen austrinken! Friedrich hörte die

„Sache mit an und meinte, wenn das alles wäre, da sollte es „wohl nochmal gut mit gehen! Und es war bald nach Mittag, „da kam der Fremde auch schon an. Friedrich wurde das Seil „vom Heuwagen um den Leib geknotet, und er setzte sich in den „Stall und stemmte die Füße gegen die Schwelle. Und die „Füchse wurden davorgespannt und zogen an. Aber Friedrich „regte sich nicht! Da setzte sich der Bauer selbst mit auf, denn „manche Pferde ziehen besser, wenn jemand auf ihnen sitzt. „Friedrich aber regte sich nicht! Er wurde ein wenig rot im „Gesicht, auf der Stirn, aber er regte sich nicht."

„Oder ein anderes Mal hielt er mit dem Wagen seines „Bauern vor einem Wirtshause, vor dem oft auch drei Fuhr„leute hielten, die mit Jedem ihren Spott trieben. Der Wirt „hatte immer schon darauf gewartet, daß einmal beide zusammen„treffen möchten. Aber es hatte noch nie so gepaßt. Da eines „Tages wollte Friedrich gerade einmal wieder weiterfahren, und „der Wirt begleitete ihn heraus an den Wagen und sah in „demselben Augenblick von der anderen Seite her die drei „kommen. Er sagte nichts, er redete bloß Friedrich zu, noch zu „bleiben. ‚Gah noch en beten sitten. Eck gäw ook eenen ut!‘ „Also Friedrich blieb. Und kurz darauf traten die drei ein und „fingen auch bald an zu spotten. Was er für schlechte Pferde „habe! ‚Ja nu!‘ sagte Friedrich. Zuletzt schob einer Friedrich „den Tisch auf den Leib. Friedrich fragte den Wirt, was das „denn solle? Der Wirt zog die Achseln hoch: Das seien Flegels, „aber drei starke Kerls. Er könne nichts bei machen! Friedrich „fragte, ob er sich wohl selbst helfen dürfe?! Ja, wenn er das „könne, antwortete der Wirt, dann solle er es tun! Da faßte „Friedrich den einen von den dreien und legte ihn unter die „Bank an der Wand längs. Als das die zwei anderen sahen, „wollten sie weg. Aber Friedrich faßte sie noch gerade und „legte sie vor den ersten und trat die drei dann mit dem Fuße „fest. Und blieb noch eine halbe Stunde lang da. Die unter „der Bank aber regten sich nicht."

„Friedrich war in der ganzen Gegend durch solche Dinge „bekannt, und die Leute kamen von weither, ihn kennen zu „lernen. Ja, einmal kam auch solch ein Herkules von Bremen „her, der sich dort auf dem Freimarkte sehen ließ. Der wollte „schauen, ob Friedrich denn auch stärker wäre wie er. Als er „nach Stühren kam, wo Friedrich damals beim Bauer diente, da

„pflügte auf dem Felde ein Mann. Und er fragte ihn, ob er „Liesenbergs Friedrich wohl kenne und wo der wohnte?! Da „hob der Mann den Pflug auf und wies damit auf das Haus „seines Bauern hin. ‚Da wohnt hei!‘ sagte er. Da wußte der „Herkules Bescheid und ging wieder zurück!“

In der Weise geht es weiter.

„Als einmal im Winter die Deiche bei Wassersgefahr hatten „eilig verstärkt werden müssen, und im Sommer Jeder seine „Pfähle, die nun nicht mehr nötig waren, wieder holte, da kam „auch Friedrich für seinen Bauer gefahren. Er blieb in einer „Wirtschaft sitzen und kam zuletzt, als die anderen schon alle „jeder seine Pfähle wieder ausgegraben hatten. Der Deichgraf „meinte, weshalb er denn so spät käme. Er solle den Spaten „nehmen und nur gleich anfangen mit ausgraben! Ja, einen „Spaten hätte er nicht! sagte Friedrich. Aber es sollte auch „wohl ohnedem gehen! Und er führte mit der Linken den „Wagen den Deich entlang und mit der Rechten riß er die „Pfähle so einen nach dem anderen aus und warf sie auf den „Wagen, so daß er zum Schluß noch lange vor den anderen „fertig wurde!“

„So über die Maßen stark war er immer. Sonst in allen „Dingen war er ein gemütlicher, ruhiger Mensch. Nur Knecht „ist er Zeit seines Lebens geblieben. Und verheiratet hat er sich „auch niemals.“

Dreierlei ist an derartigen Sagen das Charakteristische und Interessante. Einmal die ganz besondere Art ihrer Entstehung als nie durch einen Einzelnen, sondern stets durch die Mitarbeit von Generationen und Jahrhunderten. Wir sprachen von dieser ihrer Eigenart als überhaupt einer bäuerlichen Eigenart in dem Kapitel ‚Tradition‘! Weiter aber ist durchaus merkwürdig das hohe und reine Phantasieelement in ihnen, der starke Zusatz solcher oben charakterisierter Phantasiepoesie. Man mache sich die Dinge nur einmal wieder klar. Einen Pflug in der angegebenen Weise als Handweiser benutzen, zwei anziehenden Pferden in ebensolcher Weise zu widerstehen oder mit derartigen Roggenfeldern die Schenkel hinauf herumlaufen, das ist alles heute unmöglich und ist auch zu der Großväter Zeiten unmöglich gewesen. All solche Dinge sind nie dagewesen. Und man wird sagen: Wenn das jemand wissen und beurteilen können sollte, so der Bauer, der tagtäglich mit dergleichen umgeht und hantiert. Aber das ist

eben das zweite Charakteriſtiſche in dieſer ganzen Welt, daß hier nicht ein in ſolchen praktiſchen Dingen bis zur Unfehlbarkeit faſt geſchulter Mann plötzlich in ſeinem ganzen Urteilen vorbeiſchießt und vorbeitrifft, ſondern es iſt die viel ſtärker wie bei der Hochkultur noch in ihm vorhandene Phantaſie, die in ihm als einer jungen Volksſchicht noch lebendige Luſt an einer überſinnlichen, überweltlichen Welt, eine Luſt am Fabulieren, die dieſen Namen wirklich erſt ſo recht verdient, weil ſie wieder ſo gar nicht die Abſicht hat, in der Weiſe der Kulturkunſt die Wirklichkeit ihre Lehrmeiſterin ſein zu laſſen! Dann aber, was der Sache erſt ihren rechten Wert gibt, das dritte damit zuſammenhängende, der Glaube an dieſe Dinge. Die Geſchichten von Lieſenbergs Friedrich ſind unverkennbar Rieſenſagen, an denen die poetiſche Volksſeele bis heute weiterſchafft. Aber mit nichten werden ſie doch als ſolche berichtet, als Dinge, die nie ſich ereignet hätten. In Gegenden mitteldeutſcher Zwergwirtſchaft, wo der Landmann auf Schritt und Tritt zur Kultur und zur Bildung hinüberſchielt, da hört man ſie lachend und ungläubig ſo erzählen. In einer reinen Bauerngegend geſchieht es, wie wir ſahen, in dem völlig anderen Zuſammenhang mit den Großvätern, die ſolche Gewaltigen, die wirklich lebten, noch perſönlich gekannt hätten. Feſter an die Tatſächlichkeit ſolcher Dinge glauben, an die Wirklichkeit einer alles Irdiſche, alles Sinnliche durchdringenden, überſinnlichen Welt, aus der ſie Beiſpiele ſind, kann man kaum! Wenn man aber nun bedenkt, einen wie breiten Raum im Geiſtesleben alles Bauerntums derartige Sagen einnehmen, dann ergibt ſich ſchon an dieſer einen Stelle, wie ſtark der Einſchlag aus einer jenſeitigen Welt ſich geſtaltet, der bei der bäuerlichen Weltanſchauung in den Aufzug diesſeitiger Fäden eingewoben iſt. Das ergibt ſich ſchon an dieſer erſten Stelle, die bei weitem nicht die einzigſte iſt, vielleicht auch nicht einmal die ſtärkſte.

Allein die verſchiedenen anderen Sagengebiete noch, die bis heute durchaus nicht mehr ihr volles, aber ebenſo durchaus ſicher noch ein relatives Leben führen!

Neben der Rieſenſage noch die Götterſage: Wenn auch in bei weitem ſchmaleren Fluſſe. Es iſt dem höheren Alter der Kultur gelungen, in bedeutend ſchnellerem Tempo, wie es auf dem Wege eines natürlichen Todes vor ſich gegangen ſein würde, gerade ſie auszurotten, ſie der jüngeren Volksſchicht zu verleiden. Aber trotz alledem, ſammelt man die Brocken, ſo kommen doch

noch allerlei Körbe voll davon zusammen. Von Wodan, Donar, Loki, Balder, Freya, Hella: Von ihnen allen finden sich in Deutschlands weitläufigen, weitschichtigen Bauerngegenden immerhin noch ganz nennenswerte Reste. Der Junge, der zu den Soldaten geht, wird dort zum Rationalisten und kommt auf den Hof zurück mit der neugelernten Weisheit, daß all dergleichen Erfindung sei. Haben ihn aber Mutter und Schwester erst wieder lange genug daheim, und ist er selbst alt geworden und hat sich in die Luft des gewaltigen Strohdachhauses und der Eichen darüber wieder eingelebt, dann lebt er sich auch in manches Stück dieser alten Sagenwelt wieder ein, der sich eben im letzten Grunde, ebensowenig wie dem Christengott, mit menschlicher Logik etwas anhaben läßt. Dann regt sich unter dem aufgelegten fremden Firnis doch allerlei wieder von den dunklen phantastischen Kreisen, die aus einer anderen Welt in diese hineinragen, und die sich dem spähenden Auge scheu entziehen. Dann glaubt man wieder an die „Zwölften", diesen Anfang und Höhepunkt im bäuerlichen Kalender. Man weiß wieder, Weihnachten ist wohl Christus geboren, vor allem aber handelt es sich um die Wiedererneuerung der Sonne, die geht nun wieder in die Höhe. Und um die Grundlegung des Wetters für die zwölf Monate des kommenden Jahres. Und um den Umzug der jetzt alles inspizierenden Götter und die Herrichtung des Hauses für diese mehr gefürchteten als lieben Gäste! Dann weiß man wieder: Jetzt muß alles ruhen! Dreschen, Dünger aufs Land fahren, Waschen, alles muß ruhen, alles muß mit dem alten Jahr zu Ende gebracht sein. Kein Rad darf sich drehen, kein Wagenrad und kein Spinnrad. Das Fahren muß beendet und der Flachs muß abgesponnen sein. Und kein Knick darf in dieser Zeit mit Wäsche bekleidet werden, sonst wird in dem Hause im folgenden Jahre eine Leiche bekleidet! Dazu dann das unabläßige Zuhalten des großen Tores die Zeit über, damit der Sturm nicht hineinfahren kann und mit dem Sturm der wilde Jäger.

‚Auns kümmt en Hund von Hackelberg in, un gaht achtern ‚Heerd sitten, bi Dag en Steen un bi Nacht en Hund. Un fret ‚jümmer Aske, davon is hei ganz gris. Un'n kann nin Eten ‚koken, wil dat hei sek jümmer up't Füer leggt. Un so blivt he ‚in't Hus dat ganze Jahr over, un gaht jümmer von buten na ‚binnen un von binnen na buten, un findt nine Ruhe! Bet owert ‚Jahr, dat Hackelberg wedder kümmt. Dann röpt hei em, un

‚dann is de Hund bums! wedder wege. Wedder achter em her, ‚usw.!‘[1])

Wie gesagt, in den Bauerschaften Holsteins, Tirols und Südbayerns, durch die die Schnellzüge ihre Kulturwelle verschlossen hindurchtragen, da lebt von diesem Teile der alten Sagenwelt, der Göttersage, noch mehr, wie man denkt, in einem faktischen tatsächlichen Leben![2])

Aber weiter, dazu die ganze Geisterwelt, die Zwerge, Waldgeister, Lindwürmer, Drachen, vor allem auch die große Zahl heidnischer Reste, die sich in die Figur des christlichen Satans hineingerettet haben, in ihm ihr Leben weiter fristend. Auch davon findet sich noch allerlei in Deutschlands Haideebenen und Waldtälern, wo man noch keine Zeitung liest und drei Wintermonate über wohltätig einschneit.

‚Ek hebbe dremal en Draken sehn‘, versichert uns irgend ein ‚Alter, ‚nu aber bi dartig Jahre lang nich mehr. Ek will sei ‚ook vertellen, woans dat was. He was as lang un as dick as ‚en Heuboom, ohne Föte un one Flünke, awerst ganz gloinig ‚von hinten bis vorn. Un so gung hei dör de Lucht, so bi ‚Balkenhöhe[3]) hen. Ook temlich snell; awerst mit'n Pär harr'n ‚woll gegen an jagen konnt. Un dann was hei wege.‘

‚Unn wedder‘, fährt der Alte fort, ‚een Pastor harr mal ‚to'n Kranken fahren, de woll dat Abendmahl hebben. Da up ‚eemal seggt de Knecht, de em fährt: ‚Sehen Sie mal da, Herr ‚Pastor!‘ Da was en Drake boben in de Lucht un flog ower se ‚hen. Un de Pastor seggt to'n Knecht: ‚Willst du alles haben, ‚was der Drache bei sich hat, Gold, Nahrung, Schinken, Mett‚würste, Läuse, aber du mußt alles nehmen, dann kannst du es ‚kriegen, ich kann's machen!‘ De Knecht awerst harr Angst un ‚seggt von: ‚Ne!‘ Un da hebbt se'n fliegen laten.‘

‚Un ok!‘ fährt der Erzähler fort: ‚Ek segge Sei, hier hebbt ‚se noch vondage[4]) twe Hüser, ek will se nich namhaft maken, ‚da kommt de Drake jedes Jahr inn Schornsteen in. Un se ‚hangt unten an'n Haken en Ketel. Un da let hei Gold in fallen!

[1]) Vgl. zu den ‚Zwölften‘ das interessante Schriftchen: Die Bauernpraktik von 1508. Faksimiledruck mit Einleitung von G. Hellmann. Berlin 1896.

[2]) Ad. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. 3. Bearbeitung von E. H. Meyer. Berlin 1900, S. 16 ff.

[3]) In Zimmerbalkenhöhe. [4]) Heute.

‚Awerſt ek ſegge ‚dat ſchall woll ſo'n Kontrakt weſen. Denn ‚wo in'n Hus wat ringaht, da möt ook wedder wat for rutgahn!'

‚— — Da ſin ja weke, de ſeggt, dat is allens nich wahr! ‚Wen'n dat hört, dann ſwigt'n je ſtill. Awerſt wahr is et ‚doch!'

Ebenſo ſtark noch wie in dieſem Falle der Drachenglaube, wird anderswo ſich noch anderer Geiſterglaube finden. Vor allem, wie geſagt, auch der Teufelsglaube [1]).

Indes weiter von dem Gebiete der Helden-, Götter- und Geiſterſage zu den beiden ebenſo umfangreichen oder wahrſcheinlich noch umfangreicheren Gebieten des Volksaberglaubens und der Volksmedizin! Denn auch dieſe beiden haben bei aller Verſchiedenheit unter ſich und von jenen früheren Gebieten ebenſo auch dieſes wieder miteinander und mit jenen Gebieten gemein, daß ſie abermals eine ſolche überſinnliche Welt repräſentieren, eine Welt, in der andere Geſetze gelten, wie in dieſer ſinnlichen.

Das unerſchöpfliche Gebiet des Aberglaubens, wie er das geſamte Menſchenleben von der Wiege bis zur Bahre begleitet, und wie ihn Wuttke mit bewundernswertem Fleiße uns zuſammengeſtellt hat [2]). Immer von neuem: Der Kultur erſcheint auch alles dieſes wieder als nicht viel mehr wie ein Strauß buntfarbigen Unkrauts höchſtens von poetiſchem Wert. Nicht aber dem Bauerntum, das dieſe Dinge auf Schritt und Tritt begleiten, für das es auch eine buntfarbige Welt iſt, in einem überirdiſchen Garten gewachſen, an deren Wahrheit aber, das iſt der Unterſchied, er glaubt! Wir ſetzen einige Beiſpiele aus Wuttke her, uns in dieſe ernſthafte, jugendlich-phantaſtiſche Luft hineinzuverſetzen, die hier weht, deren Phantaſtik und deren ernſtgemeinte Jenſeitigkeit es wieder iſt, auf die es uns ankommt. Die Beiſpiele ſtammen im übrigen aus allen Teilen Deutſchlands! Einiges über Geburt und Taufe [3]). Die Bedeutung der Taufpaten: ‚Mit ‚der Wahl der Paten muß man vorſichtig ſein, denn das Kind ‚erbt den ſiebten oder gar dritten Teil der Eigenſchaften ſeiner ‚Paten. Auf dem Wege zur Kirche darf der Pate kein Wirtshaus ‚betreten, ſonſt wird das Kind ein Trinker. Er darf ſich nicht ‚umſehen, ſonſt wird das Kind ein unnützer Herumgaffer. Er ‚darf nirgends überſteigen, ſonſt wird das Kind ein Nachtwandler.

[1]) Wuttke S. 40.
[2]) Wuttke S. 56 ff.
[3]) Wuttke S. 386 ff.

‚Er darf kein Meſſer bei ſich tragen, ſonſt wird das Kind ein ‚Selbſtmörder, und keinen Schlüſſel, ſonſt bekommt es ein verſchloſſenes Herz!‘ Oder von der Hochzeit einiges[1]): ‚Die Braut ‚darf in ihrer Kleidung nichts Rotes haben, ſonſt kommt Feuer ‚aus; nichts Schwarzes, ſonſt trifft ſie Unglück. Sie ſteckt ſich ‚heimlich Geld mit ein zur Trauung oder Flachs oder Korn oder ‚Brot und Salz, daß alles zugleich mit geſegnet werde und im ‚Hausſtande nie ausgehe. Auf dem Wege darf ſich keines von ‚beiden umſehen, ſonſt ſieht es ſich nach einem anderen Gatten um. ‚Es müſſen die beiden dicht hintereinander oder dicht nebeneinander gehen, daß niemand dazwiſchen treten und Zwietracht in die ‚Ehe bringen kann. Es muß fleißig geknallt und geſchoſſen werden, ‚alle böſen Geiſter zu verſcheuchen. Es muß fleißig Geld aus ‚dem Wagen geworfen werden; ſo wirft man das Unglück weg!‘ Und von Tod und Begräbnis einiges[2]): ‚Allzuviel Weinen ſtört ‚die Ruhe des Toten: Jede Träne um einen Toten iſt ein Tropfen ‚Oel für ihn ins Fegefeuer. Tränen auf eine Leiche und auf ‚Leichenkleider brennen wie Feuer und ziehen auch den Weinenden bald nach.‘ In der verſchiedenſten Weiſe kommen Kinder oder Frauen mit dem gefüllten Tränenkrüglein und bitten, das Weinen einzuſtellen. Oder weiter vom Totenhemd: ‚Das Totenhemd (das ‚meiſt ſchon in die Ehe mitgebracht wird) darf ſeinerzeit nicht am ‚Sonntag geſponnen und genäht ſein, ſonſt hat der Tote keine ‚Ruhe. Es darf beim Nähen kein Knoten in die Fäden gemacht ‚ſein, ſonſt kommt der Tote wieder und läßt ſich von der Näherin ‚den Knoten auflöſen. Die Fäden dürfen auch nicht mit den Zähnen ‚abgebiſſen ſein, ſonſt faulen dem Betreffenden die Zähne und ‚fallen aus. Und die Nähnadel muß am Hemd hängen bleiben ‚und ins Grab mitgegeben werden, damit es der Tote, wenn es ‚zerreißt, ſich nähen kann!‘ Oder von der Macht des Toten: ‚Der ‚Tote darf kein Wäſcheſtück und kein Kleidungsſtück anbekommen, ‚das ſchon jemand anders angehabt hat, ſonſt wird der andere ‚nachgezogen. Der Leichenwäſche muß der Buchſtabe ausgeſchnitten ‚werden, das Stück, womit der Tote gewaſchen wird, muß von ‚ſeinen eigenen Sachen abgeſchnitten werden, vom Sterbeſtroh darf ‚kein Strohſeil und keine Stallſtreu gemacht werden, ſonſt muß ‚alles dem Toten nach. Und der Spiegel im Totenzimmer muß ‚herausgetan oder verhängt werden, ſonſt ſind zwei Leichen im

[1]) Wuttke S. 368 ff. [2]) Wuttke S. 456 ff.

‚Hause, muß auch also wieder noch jemand sterben dem Toten ‚nach!‘

Es ist klar, das sind wieder alles Dinge, die konstruiert sind nach Naturgesetzen, die in einer anderen Welt herrschen. Daß ein Spiegel die Leichenzahl verdoppeln soll, daß ein Mensch nach seinem Tode erst noch seine stärkste Anziehungskraft erhalten soll und dergleichen mehr: Das sind Zusammenhänge, die Stück für Stück völlig jenseits unseres Erfahrungsgebietes liegen! Wer weiß, die vielleicht gerade deshalb jedesmal, wo sie einem entgegentreten, auch den verhärtetsten Verstandesmenschen so ganz eigenartig unvergeßlich, fast magisch fassen und packen!

Und dem Aberglauben endlich ähnlich die Volksmedizin. Sie ist ja erst recht ein geradezu maßloses und unabsehbares Gebiet. Aber da wieder das Interesse an der Einzelheit hier nicht vorliegen soll und im Prinzip sie den früheren Gebieten sich anschließt, können wir kurz sein! ‚Fliederbast aufwärts geschabt gibt ein Vomitiv, abwärts geschabt ein Purgativ!‘ In diesem Sinne spricht die ganze Volksmedizin wieder in denselben übersinnlichen Zusammenhängen! Wir sehen wieder Menschengeschlechter vor uns, die aufwachsen in engster Berührung mit den Pflanzen und Tieren ihres Hauses und Feldes, sozusagen in ihrem Hauch und Schatten, und, was in der Natur liegt an Kräften und Eigenschaften, so völlig anders exegesieren, wie wir mit unserer Handhabe, der Wissenschaft. Sie endigen nie bei einem derartigen Realismus, wie unsere der Natur so viel ferner stehende Naturwissenschaft, sondern, eben weil sie ein junges Volk sind, wieder bei demjenigen eigenartigen, übersinnlichen, phantastischen Idealismus, der immer nur die Eigenart der Jugend ist.

Machen wir uns den Gesamtunterschied der beiden Welten noch einmal an folgendem klar! Die Kultur oder auch der rationalisierende gebildete Bauer vor den Toren der Fabrikstadt, wenn sie über dergleichen geraten, machen sich den Zusammenhang etwa so klar: Das Schließen des Dielentores in den Zwölften ist ursprünglich geschehen, damit sich das Vieh nicht erkälten soll, und daraus ist dann erst die Geschichte von Hackelberg geworden. Oder zuviel Weinen um einen Toten hat gewiß schon manche Weinende mit ins Grab gezogen, denn zuviel Weinen macht krank und elend. Oder aus einem Eibenbecher trinken macht Gift unschädlich, weil Eibenholz irgend etwas in sich haben wird, das den giftigen Trank, ehe er getrunken wird, neutralisiert. So erklären wir

vielleicht! Aber wir müſſen nehmen: So iſt die Sache von den Erfindern des Gedankens abſolut nicht gemeint. Es iſt abſolut gemeint, daß hier keine derartigen natürlichen Zuſammenhänge vorliegen. Wir müſſen ſtets nehmen, es heißt nicht weniger, wie alles mißverſtehen, heißt nicht weniger, wie der ganzen Sache einfach das Herz ausbrechen, will man dieſen ihren überſinnlichen, phantaſtiſchen, wunderhaften Charakter erſetzen durch einen natürlichen!

Wir wollen ſchließen.

Wir haben nicht berührt die ganze Märchenwelt, die erſichtlich den Stempel davon an der Stirn trägt, daß ſie ganz ähnlich entſtanden iſt, wie alle Helden- und Götterſagen. Aehnlich ausgebildet und gepflegt auch von jungen Volksſchichten, die in die Erzählung faßten, was im Herzen ihr Glaube war. Vielleicht aber ſind die Hauptſchöpfer und -pfleger des Märchens bereits ganz andere Völker geweſen, als für die der Rahmen der vorliegenden Zeilen beſtimmt iſt. In dieſer ganzen Phantaſiewelt iſt die deutſche Zutat bei den Märchen vielleicht die geringſte. Deshalb ſind ſie hier ausgelaſſen, obgleich ſie in das Schema der Betrachtung ſich im übrigen völlig einordnen würden, weil nur ein jugendliches Volk an die Stelle eines anderen treten würde!

Und wir haben abgeſehen zweitens von dem bedeutendſten hierher gehörigen Kapitel, dem religiöſen, weil dieſes Lebensgebiet in einem beſonderen Abſchnitt beſprochen werden ſoll. Das eine iſt bezüglich des letzteren aber wohl ſchon nach dem Geſagten klar: Wo in ſo viel anderen Dingen ſo ſtarke überſinnliche Elemente in einer Weltanſchauung ſich finden, da iſt es ſchon von vornherein wahrſcheinlich, daß der allerbreiteſte Raum vorbehalten ſein wird für das wichtigſte überſinnliche Gebiet, für die Religion. Und weiter, auch das läßt ſich im voraus ſchon annehmen, jedenfalls für eine Nuance der Religion, die nicht etwa vor dem Ueberſinnlichen, vor dem Wunderbaren irgendwie Halt macht, ſondern für die gerade derartige Gebiete Lieblingsgebiete ſind, ſo der eigentliche Beweis für die Wahrheit der Religion. Solche Art von Religion paßt zu denen, die ſie haben. Jede andere ihnen bieten, dürfte heißen, ſie mißverſtehen.

10. Dreiviertelkraft.

Es ist vieles in der Welt besser als sein Ruf, aber vor allem auch der englische Sonntag. Wir haben uns in Deutschland gewöhnt, diesen Tag wesentlich oder ausschließlich als eine übertriebene Frömmigkeitsäußerung aufzufassen, als einen Tag, dessen Aufrechterhaltung gerade bei einem so praktischen Volke, wie es die Engländer sind, uns unbegreiflich dünkt! Haben wir ihn nur ein einziges Mal selbst miterlebt, so kann es leicht kommen, daß unser gesamtes Urteil über ihn sich umkehrt und wir in der Energie, mit der über ihn gewacht wird, gerade einen Erweis englischen praktischen Blickes sehen! England hat zwei große Ruhezeiten, durch die es sich wesentlich vom Kontinent unterscheidet, und die wir nicht umhin können, entschieden als Faktoren seiner Volksgesundheit hinzustellen. Zwei große Ruhepausen: Den Sonntag und die Nacht! Den Sonntag, von dem Jeder weiß, wie er hingebracht wird: Man steht spät auf, man geht lange zur Kirche, man ißt kalte Küche vom Tage vorher, man ruht, man ständert zwischen vier und fünf etwas auf der Straße umher, man geht nochmal zur Kirche und man geht früh zu Bett. Keine vollen Restaurants, keine Extrazüge und Extraschiffe, keine Visiten und Soireen, keine Postbestellung. Der Sonntag wird geschützt durch eine ganze Anzahl sonstiger Freizeiten, die wir nicht haben: Die Sonnabendnachmittage, die Mittwochnachmittage, die Bankfeiertage und andere! Und England hat seine Nacht! Man betrachte den englischen Sonntagsfahrplan: Er ist leer. Man betrachte den englischen Nachtfahrplan: Er ist ebenso leer. Zwischen Schottlands beiden Hauptstädten Edinburgh und Glasgow laufen tagsüber etwa 25 Züge hin und her: Es ist eine Entfernung etwa wie zwischen Bremen und Hannover oder Leipzig und Dresden. Tagsüber 25. Nachts zwischen zehn und sechs keiner. Man kann sich beim ersten Erleben der Tatsache jedesmal nicht gründlich genug darüber wundern! Man ist erstaunt darüber, daß sich die späten Abendzüge so oft unglaublich verspäten. Die letzten Edinburger oder Glasgower Züge kommen eine halbe, kommen drei Viertelstunden zu spät an. Man malt sich bereits aus, wieviel sicherer man im deutschen Vaterlande reist, wo ein Abendzug ebenso prompt geht wie jeder Tageszug. Bis man bedenkt, daß eben alle ent-

gegenkommenden Züge fehlen, mit denen die einlaufenden kollidieren könnten, ebenso wie alle Anschlüsse, die vielleicht noch erreicht werden müßten! Nachts schlafen die Riesenbahnhöfe wie die ganzen Riesenstädte. Wer mit einem solchen letzten Zuge anlangt und etwa die hohen Preise des bequemen Stationshotels vermeiden will, der kann oft lange suchen und in den tagsüber so überfüllten und jetzt so schreckhaft öden Straßen umherirren, bis er mit Hilfe von Droschke und Konstabler noch eines der verschlafenen Gasthäuser aus seiner Ruhe aufscheucht, das sich seiner erbarmt und ihn aufnimmt! Sonntag und Nacht sind in England Ruhezeiten. Das eigentlich Wichtige und Bedeutende daran aber ist, daß dieselben in dieser ihrer Eigenart aufrecht erhalten werden nicht durch polizeiliche Verordnungen, sondern durch den Instinkt des Volkes, das praktische Empfinden der Volksseele. Als in Edinburg die elektrische Bahn mit Hilfe einiger liberaler Konnexionen unter den Vätern der Stadt einen beschränkten Sonntagsbetrieb durchgesetzt hatte, da war es das Volk, das dagegen reagierte. Von den Kanzeln herab wurde dagegen gepredigt, die Schaffner mußten fast vor Tätlichkeiten geschützt werden, und das Publikum ließ die Wagen leer die Schienen abnützen, bis die Gesellschaft erkannte, daß solche Sonntage mehr kosteten wie einbrächten und auf sie verzichtete! Der Sonntag aber war derart fest gegründet, weil er in der Volksseele gegründet war!

Es kommt einem nicht als eine Verbesserung vor, daß wir in Deutschland fortwährend an beiden bröckeln. Wir bröckeln mit eigener Hand immer mehr von unserer Nacht ab und immer mehr von unserem Sonntage: Die doch auch für uns nicht mehr und nicht weniger sind als zwei Aeste, auf denen wir sitzen. Es scheint, als möchten wir nicht eher ruhen, als bis wir sie beide in Stücke gerissen, die heilige unentbehrliche Nacht dem Tage gleich und den heiligen ebenso unentbehrlichen Sonntag den Wochentagen gleich gemacht hätten. Welche beide, den Eindruck hat man, bei uns gehalten werden weit mehr durch die Macht der Behörde, wie durch den Instinkt der Volksseele! Man hat den Eindruck, würden sie freigegeben, wie ein Raubtier würde eine gierige Volksseele über sie herfallen. Der fortwährende Hochdruck- und Volldampfbetrieb, der augenblicklich ja unzweifelhaft allerlei Vorsprünge verschafft, kommt einem vor wie die Wettfahrt zwischen drei amerikanischen Ozeandampfern, die kürzlich durch die Zeitungen ging, bei denen zum Schluß derjenige, der die geringsten Aus-

sichten hatte, dadurch siegte, daß er über das betreffende Sicherheitsmaß hinaus seine Maschinen anspannte und seine Passagiere exponierte! Oder, um ein unschuldigeres Beispiel heranzuziehen, wie der bekannte Wettlauf zwischen dem Fußgänger, dem Stelzen- und dem Schnellläufer, bei dem zum Schluß der erstere lange am Ziele saß und seinen roten Wein trank, als die zwei anderen mühsam angekeucht kamen.

Der Bauer ist in seinen gesamten Lebensäußerungen der Mann der Dreiviertelkraft. Wir ahnen sofort, bevor wir noch auf eine einzige Folge dieses Prinzipes näher eingehen, wie gesund dasselbe ist. Der Bauer ist ausschließlich ein Mann des praktischen Lebens, ein Mann, der mit beiden Füßen fortwährend allein in ihm drin steht, bei dem sich gar kein Sensorium für die Welt der abstrakten Möglichkeiten, der Theorien und Schulfälle ausgebildet hat. Und als solchem ist es ihm, ungleich mehr wie uns, über allen Zweifel erhaben, wie ungesund es jederzeit ist, in irgendwie ausgedehnterer Weise im Leben an jene Grenze der Leistungsmöglichkeit anzurühren. Gewiß, auch er kennt Zeiten scharfer Arbeit. Wenn an der Wasserkante oder am Westharz der Himmel voll Wolken hängt, wenn immer neue Wassermassen an den Bergen sich entladen, und ein über das andere Mal die Garben von der nassen auf die trockene Seite gelegt werden, und endlich kommen dann drei Tage Sonnenschein: Dann weiß er zu arbeiten vielleicht trotz jedes Städters, daß er abends um elf noch beim Heu oder Korn draußen ist, müde, daß sich die Hände kaum mehr regen wollen, und morgens um zwei schon wieder! Aber das sind absolute Ausnahmezeiten. Davor und dahinter ist seine gesamte Lebensintensität immer nur Dreiviertelkraft. Die gesamte Logik, daß er mit mehr Kraft im Ganzen mehr erreichen würde, hat bei diesem einseitig praktischen Menschen nie Wurzel geschlagen. An sie glaubt er nicht.

Jedes vierte Viertel gehört der Ruhe! Der Bauer hält mit Konsequenz auf die Einhaltung aller der großen Ruhezeiten, die er sich vorbehalten hat: Des Sonntags, der Nacht, des Feierabends, des Winters! Er läßt sie sich nicht nehmen. Er schützt sie nicht mit der Kraft von Gesetzen, aber mit seiner Zähigkeit und Nachhaltigkeit, die keine Aenderung daran zuläßt. Er schützt sie, auch wenn die Kultur sie freigibt.

Der bäuerliche Sonntag! Jeder weiß: Es ist ein vollständig anderer wie der städtische. Vormittags Ruhe bis zur Kirche. Dann

der ungleich breitere Raum, den die Kirche einnimmt. Dann die Mittagsruhe. Am Unterschied des Gottesdienstes sieht man deutlich den Unterschied des ganzen Tages in Stadt und Land. Was will der Kulturmensch vom Gottesdienste, speziell von der Predigt? Doch eine klare, gedankenreiche Auslegung des Bibelwortes, eine Auslegung, die ihm viel bieten bezw. viel mitgeben soll, und die er seinerseits bereit ist, mit scharfem und angestrengtem Aufpassen entgegenzunehmen! Er ist bereit, keines der gesagten Worte in den Sand fallen zu lassen, aber auch jedes der gesagten Worte soll Inhalt, wenn möglich viel Inhalt haben. Der Kulturmensch will von der Kanzel keine Plattheiten, will keine Wiederholungen, will nicht Gedanken nochmal hören, die er etwa am Sonntag vorher schon zu hören bekommen hat. Aber er will auch nicht etwa eine Stunde lang in Anspruch genommen werden: Eine derartige einstündige abstrakte Aufmerksamkeit würde einfach etwas jenseits seiner Nerven Liegendes sein. Er ist bereit, angestrengt und ermüdet die Kirche zu verlassen: Aber eben deshalb auch nicht übermüdet. Das ist städtischer Gottesdienst! Ganz anders bäuerlicher. Wie oft hält sich der abgearbeitete Sommerfrischler, den die Neugierde in die Bauernkirche hineintreibt, zum Schluß über dreierlei auf! Die Endlosigkeit der Gesänge und der Predigt: 20 Verse im ganzen und dann eine Stunde lang Predigt. Dann die Wiederholungen in letzterer: Nichts von einem straffen, strammen Gedankenfortschritt, dieselben Gedanken zwei-, dreimal. Und endlich den Kirchenschlaf, gegen den sich nicht einmal einwenden läßt, wenn die Leute schlafen wollten, dann sollten sie zu Hause bleiben, sondern dem man nur zu deutlich ansieht, er war überhaupt gleich von vornherein die Absicht, mit der man zum Gotteshaus ging. Und wenn ein Hofprediger aus der Hauptstadt käme, man hat den Eindruck, es würde wahrscheinlich auch geschlafen werden! Es liegt alles daran, es erklärt sich alles daraus: Dem Bauer ist, wie der ganze Sonntag, so auch der Gottesdienst am Sonntag wesentlich mit eine Ruhezeit. Auch in der Kirche will er wesentlich ruhen und ist er vor allen Dingen weit entfernt, das etwa gar als Sünde, als eine Entheiligung eines heiligen Ortes anzusehen. Ruhen ist halbes Heiligen des Tages. Gott ruhete am siebenten Tage und schon dieses sein Ruhen war ein Heiligen desselben. Und aus solchem Ruhen erklären sich des Bauern Desiderien an seinen Gottesdienst. Wilhelm von Polenz hat eine kleine Novelle geschrieben von einem eisenschädeligen,

durchaus nicht unsympathischen Bauern, der seinen Kirchenschlaf als sein gutes Recht verfocht gegen den jungen neuen Pastor, welcher dergleichen nicht würdigen wollte, und gegen den eigenen Sohn, der dem Geistlichen mehr Recht gab, wie dem Vater. Die Sache spitzte sich mehr und mehr zu, bis es dahin kam, daß der Sohn den Vater in der Kirche weckte, und der Vater den Sohn dafür in der Kirche ins Gesicht schlug. Von da ab kam die Angelegenheit dann vor die Gerichte, damit vor die andersartigen Maßstäbe der Kultur, und endete, wie vorauszusehen, mit einer Niederlage des Kumakbauern, die er, man hat die Empfindung, in der Weise, wie sie ihn nach dem Buchstaben unserer Gesetze traf, absolut nicht verdient hatte! Also kurz, des Bauern Gottesdienst wesentlich auch eine Ruhezeit. Ist die einstündige Predigt zu Ende, so spuckt er ruhig und nachdenklich vor sich hin. Das ist der Punkt unter die Sache. Man ist befriedigt und jedenfalls auch ausgeruht verläßt man das Gotteshaus! Und weiter! Dann des Bauern Sonntagnachmittag! Was steht da der Jagd am Sonntag in den Städten und in der Umgebung der Städte gegenüber! Es ist in allem Bauerntum eine Hauptsonntagnachmittagsbeschäftigung: Die Felder besehen! ‚De Früchte bekeken!‘ Langsam und sinnig gehen Mann und Weib und Kind zwischen den Feldern auf und ab, mit dem Auge des Kenners, dem nichts entgeht, alles betrachtend und alles würdigend: Man muß gestehen, eine Berührung, eine Zwiesprache mit der Natur, die zu einer Quelle des Friedens und der Freude für das Menschenherz wird, wie wohl kaum eine andere weltliche Sonntagsunterhaltung. Der Hauptsache nach aber ähnlich verläuft des Bauern ganzer Sonntagnachmittag. Er sitzt still mit den Seinen zusammen im engen häuslichen Kreise; er sitzt mit der Pfeife im Munde, Weib oder Kind neben sich, vor dem großen Tore auf einem Eichenstamm und schaut zu, wie in der Ferne ein paar Menschen vorübergehen oder wie der Hund neben ihm liegt, als erholte er sich in ähnlicher Sonntagsruhe. Es ist ja bekannt, was es alles an solchen Bildern gibt: Die Kunst hat die stillen Brunnen des Friedens, die hier fließen, oft genug zu würdigen gewußt!

Und dem Sonntag reihen sich die anderen Ruhezeiten an. Die Nacht als eine wirkliche Schlafenszeit. Bisweilen von den jungen Leuten der Bauernschaft gewiß durchwacht oder durchtobt, wenn Tanzgelegenheit oder Erntefest ist. Für alle älteren aber, man kann sagen, alle Verheirateten, und weiter für

die ganze Zeit zwischen Sonntag und Sonntag Schlafenszeit und damit wirkliche Ruhezeit. Wie viele Landgemeinden haben gar keinen Nachtwächter und brauchen keinen, weil es zu sehr gegen das ganze Fühlen und Denken der Bevölkerung geht, während der Nacht etwas anderes zu tun, als zu ruhen, und ob die Häuser oft genug unverschlossen und die Gärten daneben voller Früchte sind. Die Lebenszeit wird nicht verlängert durch Inanspruchnahme der Nacht!

Und nicht durch die des Feierabends! Der bäuerliche Feierabend! Hut ab! Ein Kapitel von Bedeutung, ein Kapitel voll Poesie! Was hat die Hochkultur sich vom Feierabend gerettet? Um sieben ist Fabrikschluß, um acht oder neun ist Ladenschluß. Dann tobt alles abgehetzt und müde, je nachdem, in die Theater oder Tingeltangels! Wo ist in der Stadt die Betglocke geblieben, die den Sonnenuntergang und den Arbeitsschluß angibt und zur Ruhe ruft?! Das einstige Ave Marialäuten, das, nur mit anderem Namen, so alt ist wie wohl die Welt, und so weit wohl über die Erde sich ausdehnt, wie Menschen wohnen! Es ist, solange es Menschen gibt, ebenso wie der Sonnenaufgang, so die Stunde, wo das Tagesgestirn sich senkte, ein heiliger Moment gewesen. Was soll er freilich in der Stadt, wo nur wenige Bevorzugte so weit draußen wohnen, daß sie vom Horizont und vom Sonnenuntergang hinter dem Horizonte überhaupt etwas sehen können! Das Allahrufen des Muessin vom Minaret der Moschee aus, das Ave Marialäuten in der katholischen Kirche: Es besteht zur selben Stunde in der Bauernschaft als Betglockenläuten. Sobald er den Ton hört, zündet bis zur Stunde der neapolitanische Kutscher das Licht an seiner Carozza an und der venezianische Gondoliere die Lampe am Eisenschnabel seiner Gondel. Und der Bauer lüftet die Mütze, und die zur Rüste gehende Sonne ist das Zeichen auch für ihn, zur Rüste zu gehen. Und nun beginnt sein Feierabend, wie sein Feiertag ein Ruhetag, so ein Ruheabend! Man kann stets bemerken, wie tief der Faktor solches Feierabends sich in die betreffenden Menschen eingeprägt hat, wenn ihnen einmal Gelegenheit gegeben wird, durch Ueberstunden noch etwas zu verdienen. Es ist da wieder, wie wenn man gegen Volksinstinkte anginge. Sie tun es, aber wie mit bösem Gewissen, wie wenn das dritte Gebot auch den Feierabend mit einschlösse. Sie tun es wohl einmal, aber mit nichten etwa regelmäßig. Des Bauern Geldhunger ist groß, aber er trägt

tief unten in seiner Seele Imponderabilien, die noch mächtiger sind.

Also der Feierabend! Und endlich, wie für die Pflanzenwelt, die große Ruhezeit während jedes Winters. Denn eine solche ist derselbe. Die laufenden Arbeiten mit Korn, Rindern und Vieh gehen ja fort. Einmal aber, wenn sie sich auch auf den ganzen Tag verteilen, so in wesentlich langsamerem Tempo, wie den Sommer über. Und dann findet sich daneben eine Menge wirklicher Ruhezeit, solche Ruhezeit, wo alles beim Ofen sitzt, die Beine auf die Ofenbank, die Arme auf die Beine, und den Kopf auf die Arme stützt, und nichts tut wie schweigt. Wie der Städter sie leicht nennen würde: Eine träge, stupide Zeit! Wie sie aber wohl richtiger wird zu beurteilen sein: Eine Nerven und Seelen stärkende Zeit, eine wirkliche lange Zeit der Erholung! In ihrer Weise zu vergleichen mit unseren Sommerfrischen, aber eben wieder ganz anders, weil nicht so krampfhaft, so überstürzt und hastig.

Es sind dies die großen Erholungszeiten, die regelmäßig im Bauernleben wiederkehren, und was das Wichtige ist, die das Bauerntum sich nicht regelmäßig, wie es das Kulturleben stets mit sich gebracht hat, durch Zerstreuungen aller Art wieder beschneidet bzw. zerstört. Denn man könnte das ganze zuletzt Gesagte über die zahlreichen Ruhezeiten im Bauernleben fast auch nur aus einem anderen Gesichtspunkte heraus unter die Ueberschrift einordnen: Das Fehlen fast aller Zerstreuung! Nochmal, allerlei Sichaustoben kennt der Bauer, wie jedermann weiß, ja ebenfalls. Aber auch nochmal: Es bleibt auf vereinzelte Sonntagabende beschränkt, und es bleibt beschränkt auf die jungen Leute. Nach der Arbeit die anstrengende Vergnügungssucht: Dazu versucht und verführt das Kulturleben, ob nun Salonleben oder Fabrikleben, nicht aber das Leben in der Bauernschaft. Und wieviel wert das ist, dürfte leicht ersichtlich sein: Ruhe und Zerstreuung sind zweierlei!

Es ist nicht eine bewußte Tugend, aber eine glückliche Tatsache, die Frucht einer glücklichen Kombination von günstigen Umständen, daß das Bauerntum nicht dieses, sondern jenes besitzt. Der Bauer ist kein Engel. Aber wir können sagen: Wie allen Naturkindern, so hat sich auch ihm der Teufel nicht so unmittelbar zur Seite gestellt! So daß er in diesem Falle nichts aus sich heraus erzeugt hat, seine so notwendige und so wohl-

tätige Ruhezeit zum Schluß durch allerhand Nichtigkeiten sich wieder abzukürzen.

Vielmehr ist er darauf bedacht, sie immer noch zu erweitern. Wir sind noch nicht zu Ende mit seinen nervenstärkenden Mußezeiten. Das viele Schweigen kommt noch hinzu, wir deuteten es bereits an! Wieviel schweigt der Bauer. Nicht bloß im Norden, auch im Süden Deutschlands. Wieviel schweigt er, wenn er daheim ist mit sich und wenn er auswärts ist, mit anderen zusammen. Es kann passieren, daß man ihn etwa an einem zweiten Weihnachtsnachmittage, wenn auch die Nachmittagskirche aus ist, auf seinem Hof besucht. Man spricht ein Weniges über den Schnee und die Kälte und dann läßt man etwa das Gespräch fallen. Und wird erleben, daß es dabei bleibt. Nimmt man selbst den Faden nicht wieder auf, der Wirt im großen Stuhle am Ofen sieht auf die schwarze Ofenplatte vor sich hin und läßt ihn liegen, wo er liegt! Eine ganze Stunde lang, wenn man's einmal will auf eine Probe ankommen lassen! Ein halblauter Ton vom Ofen her, ein kurzes Wort an den Hund oder an die Frau oder eine Magd. Aber vom Aufnehmen des abgebrochenen Gesprächs keine Rede! Und keine Rede vor allem davon, daß diese winterschlafähnliche Ausfüllung der Zeit für merkwürdig auch etwa in Anwesenheit eines Gastes gehalten wird. Der Sommer mag zur Arbeit und auch zum Reden geschaffen sein. Der Winter ist zur Ruhe und zum Schweigen da! Nichts ist charakteristischer als Stadtkinder zu verfolgen, die solchen ganzen Wintertag über, wo sie nicht ins Freie können, die Mutter mit ihrem ewigen: ‚Was soll ich nun tun?' quälen. Und demgegenüber den Bauernkindern zuzuschauen, die bei dem trüben Lampenlicht mit in der Stube sind, ebensowenig wie die Großen geneigt oder begierig, etwas zu tun, sondern, wie sie, sich auch bloß dem einen momentanen Lebenszweck hingebend, dem der Ruhe! Oder noch ein ganz anderes Beispiel vom Schweigen. Eine Bauernhochzeit, wenn die Vier- oder Fünfhundert zusammensitzen an fünf oder zehn endlosen Tafeln zum großen Hochzeitsmahle. Man möchte im ersten Augenblick denken, es sei die reine Vertiefung in die Tafelfreuden, die sie am Sprechen hindert! Aber das ist es nicht. Dieselben sind auch in der Tat, als ebenso auf Hunderte berechnet, zu gering. Nein, es ist die Neigung überhaupt zum Schweigen, sobald die Umstände es erlauben, die instinktive Abneigung vor allem Reden, das nicht unumgänglich nötig ist. Wie nervenberuhigend es ist, so stunden-

lang hindurch nur etwas zu sagen, wenn man etwas zu sagen hat, und im übrigen schweigen zu dürfen, das bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung.

Es ist natürlich, daß die Folge von all diesem, oder, wenn man will, auch ebenso die Ursache davon beim Bauerntum überhaupt ein langsames Tempo in allen Lebensäußerungen ist. Langsam ist das Tempo in seiner gesamten Arbeit, seiner Gedankenarbeit wie seiner Körperarbeit, der Knochenarbeit. Es ist, als wäre eine seiner Haupterfahrungen: Es hat sich schon manch einer zu Schanden gearbeitet! Und eins seiner Hauptsprichwörter: ‚Kommste vondage nich, so kommste morgen!‘ Es ist ganz merkwürdig, welche Rolle geradezu das Wort ‚sachte‘ im niederdeutschen Dialekt spielt. Da heißt es nicht bloß: ‚Da willt mi mal sachte bigahn!‘, sondern auch: ‚Dat schall woll sachte so wesen!‘ ‚Wedder den Tod, da is sachte nix to bruken!‘ Das unglaublichste aller plattdeutschen Flickworte ist das Wort ‚sachte‘, jedenfalls ein ganz ausgesprochenes Lieblingswort der Sprache. Der Sache nach, was wir bezeichnet haben mit ‚Dreiviertelkraft.‘ Mit nichten Faulheit, sondern ‚Dreiviertelkraft‘. Wie unter entgegengesetzten Begriffspaaren etwa Mut und Uebermut, Freigiebigkeit und Verschwendung sich nicht decken!

Wir wollen unsere Betrachtung über die Dreiviertelkraft nicht schließen, ohne auf eine Eigentümlichkeit hinzuweisen, die dem Menschen der Hochkultur immer fast am unbegreiflichsten beim Bauern vorgekommen ist. Das ist seine Fähigkeit, Langeweile zu ertragen, eine Fähigkeit, die dem Menschen in der Stadt bekanntlich fast am meisten verloren gegangen ist. Draußen in der Haide sitzt Jan Ahrens. Vor fünf Jahren hat ihm der Schlag die eine Seite gelähmt, es hat sich aber viel davon wieder gegeben. Wenn er auch den Pflug vielleicht nicht mehr führen kann, aber er könnte Bienen pflegen oder sich einen Apfelgarten pfropfen oder was sonst. Indes er hat den Hof vor fünf Jahren an den jüngeren Bruder abgetreten und hat sich als krank in den großen hölzernen Armstuhl gesetzt und die Hände übereinandergelegt. Und darin sitzt er noch. Er sieht durch das Fenster auf die Früchte im Garten und ist mit sich, mit Gott und mit der Welt völlig zufrieden. Er klagt nie, am wenigsten je über Langeweile.

Es ist ein Leben, über das der eilige Großstädter die Hände ringen würde. Wie wir Menschen konzentrierter Vollkraft gerade

über alle Dreiviertelkraft jederzeit naturgemäß leicht tun. Das Evangelium, oft das einzige Evangelium unserer Hochkultur, ist das Evangelium von der Arbeit. Wir treiben heutzutage geradezu einen Kultus mit der Arbeit, mit der schärfstgespannten Arbeit, einen Kultus, der uns nur zu leicht übersehen läßt, wie unschön, unpraktisch und ungesund sie in solcher Uebertreibung ist, uns übersehen läßt, welches die großen und machtvollen Früchte sind, die jederzeit und so auch beim Bauerntum gerade derartige Dreiviertelkraft stets gezeitigt hat!

11. Maßhalten.

Betrachten wir die Sache nochmal in etwas weiterem Zusammenhange.

Knüpfen wir an ein Gleichnis an! Es ist bekannt, wie es für jeden Sänger von Beruf eine der größten Gefahren ist, sich zu überschreien. Die Eitelkeit, der Ehrgeiz, irgend einen unerreichbaren Konkurrenten einmal mit Gewalt doch vielleicht zu erreichen, bringen ihn dazu. Unangenehm bemerkbar mengen sich beide in den Vortrag mit ein, der selbst durch solche Uebertreibung verdorben wird und auf die Dauer zum Ruin der Stimme führt.

Man kann sagen, es läßt sich dieses Bild in den angeführten Einzelheiten als Motto fast über alle Spätkultur setzen. Eine der fatalsten Nebenerscheinungen, die sich ihr an die Sohlen heftet, ist das, was wir in qualitativer wie quantitativer Beziehung verstehen unter dem Gesamtausdruck ‚Exzeß', jenem verwickelten Konglomerat von hundert Uebertreibungen. Der obige Einzelfall ist ein herausgegriffenes Beispiel aus jener großen Gesamterscheinung.

Es wirken verschiedene Momente auf sie hin!

Einmal die genannte Gewohnheit der Kultur, dauernd mit Vollkraft, ja mit Ueberkraft zu arbeiten. Dergleichen führt bereits auf halbem Wege dazu hin. Fortwährend alle Kraft zusammennehmen, die Lust und auch den Schmerz, diese ebensowenig mittelalterliche wie durchaus moderne Arbeitsweise führt bereits bis vor die Tore des Exzesses hin, ja, bis in sie hinein!

Dann weiter der Umschwung, der sich nach und nach vollzogen hat, des unpersönlichen Lebens in das persönliche. Wir

wiesen darauf hin. Alles unpersönliche Leben, auch das heutige des Bauerntums, ist sozusagen ein Bausch- und Bogenleben. Es kommt nicht darauf an, wer etwas tut, weil es auf die Einzelperson nicht ankommt. Es kommt nicht darauf an, wann etwas geschieht, ob jetzt oder zehn Jahre später, weil man kein Verständnis dafür hat, daß einer gerade das Verdienst der Arbeit habe im Unterschiede von einem anderen, der es nicht hat. Es kommt nicht darauf an im letzten Grunde, ob der Vater oder der Sohn oder der Enkel das Werk tut. Es liegt etwas Träumerisches, etwas Hindämmerndes über Zeiten und Volksschichten unpersönlichen Lebens! Ganz im Gegensatz zu dem scharfblickenden, alles sehenden, alles bemerkenden Menschen der Kultur, der eben eine Person ist! Der sein Leben genau von jedem anderen unterscheidet! Der energisch bestrebt ist, es möglichst abgerundet, möglichst vollkommen, möglichst über andere erhaben einst zu hinterlassen! Wie nahe liegt da nach dieser Seite hin wieder der Exzeß!

Und drittens die irdische Luft, die in aller Spätkultur weht, der Abstieg, den dieselbe unternommen hat, nicht allein vom Himmel, sondern aus einer ganzen Anzahl von übersinnlichen Welten herab auf die Erde! Es liegt in der Natur der Sache, daß die Arbeit nach irdischen Gütern sich viel lebhafter gestaltet wie die nach außerirdischen. Einmal beteiligen sich mehr daran, das Gedränge wird größer. Dann aber, was die Arbeit bis zur wilden Jagd steigert, die Tatsache, daß, was der eine erlangt, wie oft dem anderen entzogen wird! Das Seelenheil, das der eine für sich erarbeitet, nimmt er keinem zweiten weg. Aber des einen Brot ist des anderen Tod! Wie nahe stehen wir da zum dritten Male für die Kultur vor den Toren des Exzesses.

Man nehme alles dieses zusammen! Man nehme dazu die Gewohnheit der Arbeitsteilung, die durchgehend bis ins kleinste hinein immer mehr zum Prinzip jeder Kultur wird, und den Menschen doch geradezu daraufhin erzieht, nicht homerisch vielseitig zu sein, sondern alles andere zu vernachlässigen, um in irgend welcher Einseitigkeit das Aeußerste zu leisten. Man nehme dazu auch wieder den Hauptfaktor, der immer bei aller Kultur mitspricht, das unnatürliche Zusammenwohnen großer Menschenmassen, mehr oder weniger Jeder jedes anderen Konkurrent: Unnatur und jede Unnatur begünstigend: Wie die dichtgepflanzte Eiche ihrer Natur untreu wird und einen Baum gibt, der nach ganz anderen

Prinzipien wächst, wie die freistehende! Man addiere und multipliziere all diese Faktoren! Sie alle bilden in quantitativer Beziehung jenen Exzeß, dem unnatürlich Lauten entsprechend in dem obigen Beispiele vom Gesange! Die Vollkraft, die Ueberkraft entsteht!

Dazu aber der qualitative Exzeß, der dort zu Grunde liegenden Eitelkeit und Gefallsucht entsprechend. Nicht nur das Tempo ändert sich, auch allerlei exzentrische Lebensziele stellen sich ein.

Nochmal: Die irdische Luft, die in aller Spätkultur weht! Das Irdische, das Gewöhnliche im Menschen entwickelt sich in ihr so ungeheuer. „Ehre, Lust und Geld, das sind die Güter dieser Welt!" wie ein alter Spruch sagt. Sie werden immer ausschließlicher die einzigen Güter. Alles andere wird immer ausschließlicher nur schöner Mantel und hinter ihnen geht die wilde Jagd her. Die religiösen und moralischen Fragen treten immer mehr aus dem Vordergrunde zurück, allen Platz nehmen die wirtschaftlichen ein. Man versucht, eine Bewegung wie die Reformation, eine Erscheinung wie Gustav Adolf in aller guten Meinung zu erklären aus wirtschaftlichen Gründen, aus Gründen des Ehrgeizes, Gründen allerlei Vorteiles zc. Wahrlich, man sucht niemand hinterm Ofen, man habe denn selbst dahinter gesessen!

Vergegenwärtigen wir uns die drei Dinge einen Augenblick.

Es lohnte sich sicher, einmal eine Geschichte der Ehre zu schreiben! Wie dieselbe in dünnem Faden durch das junge Volk hinfließt, bis der Hunger danach im späten Volk zur wilden Gier wird. Jugend allein, Volksjugend und Menschenjugend, besitzt einen breiten Raum auch für Demut, Reue und Sündenerkenntnis; was alles im Alter ersetzt wird durch den Hunger nach Ehre. Nur Jugend kennt eigentlich das Wort: ‚Wir sind Sünder!' Während alles Alter mit dem Worte auch die Sache streicht und durch den Glauben an das Gegenteil ersetzt: ‚Wir sind Ehrenmänner!' Man vergleiche die Geschichte des Duells! Dort zwei kurzsichtige Sünder, einander gegenüberstehend, zwischen denen Gott entscheidet, hier zwei Ehrenmänner, die selbst zwischen sich entscheiden! Oder die Geschichte kriegerischer Tapferkeit! Man denke eine moderne Besatzung in der Weise des Weinsberger Zuges sich rettend. Der moderne Mensch wünscht nichts vom Feinde immer anzunehmen als Ehre, Ehre, Ehre. Das Herz zittert zuletzt nach ihr hin, wie die Hand des Gewohnheitsrauchers nach der Zigarre! Alles drängt nach oben hin, weil unten nicht genug Ehre ist.

Oder weiter, das Geld als Gott: Es braucht ja kaum darüber geredet zu werden. Die Jagd nach ihm als der wüsteste aller Exzesse, der, wo ein Volk ganz oder halb in Naturalwirtschaft lebt, doch einfach fehlt und durch nichts entsprechend Fatales ersetzt wird! Was kümmert sich überhaupt ein junges Volk um Geld?! So wenig wie der richtig heranwachsende junge Mann. Aber im Alter spielen die dürren Finger so gern mit dem Gelde, die des Menschen und die eines Volkes. Nicht bloß immer im schlechten Sinn, durchaus nicht! Aber man ist so überzeugt in seiner Meinung, daß das Geld der Herr der Welt ist. In der Jugend meint man, die Faust oder das Schwert sei es, oder der Glaube und der Charakter seien es. Aber im Alter gewinnt man die Ansicht, es ist nur und allein das Geld. Und eine fanatische Anbetung vor diesem Gott geht los, wie vor keinem anderen! Wenn man in Handel und Wandel zur Reellität seine Zuflucht nimmt, weil sich damit am meisten verdienen läßt! Wenn man streng reell ist, weil sich so die Konkurrenz am besten totmachen läßt!

Oder endlich die Lust, wie der Spruch sagt, der Genuß als Gott! Alles, was der Mensch mit seinen fünf Sinnen genießen kann. Vom Essen und Trinken an über das ganze erotische Gebiet hin bis zu dem weiten Felde jeglicher Zerstreuung, jeglichen Luxus hin. Aller Genuß wird immer reichlicher, immer massenhafter, er wird vor allem auch immer subtiler, immer raffinierter. Bis zu dem unentbehrlich werdenden Zustand eines konstant prickelnden Nervenreizes hin, der auf einem Gebiet nach dem anderen die Speise durch das Reizmittel verdrängt: Das Buch durch Zeitung und Broschüre, das maßvolle Kunstwerk durch allerhand Nervenerregungen, die mit Kunst und Schönheit nichts zu tun haben, den stärkenden und nährenden Abend daheim in der Familie durch den prickelnden und verwüstenden Abend auswärts, das stärkende und nährende Leben auf dem Lande durch das ‚pulsierende Großstadtleben'. Sie alle rechnen mit dem reichlichen Publikum, das den Geschmack für das Einfache und Naturgemäße verloren und sich allzusehr an dergleichen chronische Reizmittel gewöhnt hat. Das ganze Leben wird zuletzt auf den Reiz, auf den Gesichtswinkel des Genusses und der Genußfähigkeit eingestellt.

Um allem aber, all dem Genannten soviel als möglich nachjagen zu können, hat sich eine Schätzung der Zeit ausgebildet, die nicht minder exzentrisch ist! Wir sprachen bereits davon:

Alle Jugend, jeder jugendliche Mensch und jedes jugendliche Volk vergeudet und verschleudert die Zeit! Bis sie am Diesseits sich festsaugen und ihnen nun der Wert dieser Lebenszeit klar wird. Nun deklamieren sie alle: Ordnung lehrt dich Zeit gewinnen! und werden mit nichts so haushälterisch, mit nichts so geizig wie mit der Zeit. Das Neue Testament enthält das Wort Christi: „Es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.“ Für welche Kultur gälte das: „Die Nacht, da niemand wirken kann?!“ Man hat die Empfindung, es war so recht eine Kulturleistung, als man den Spruch im Römerbriefe: „Schicket euch in die Zeit!“ glaubte dahin übersetzen zu müssen: „Kaufet die Zeit aus!“ Eine exzentrische Vergötterung der Zeit hebt an, die ihr Gegenstück nur hat an der exzentrischen Vergötterung der Arbeit und des Geldes: Gefühle, für die jüngere Zeitalter nie Verständnis gehabt haben. Dieses Leben wird immer mehr das einzigste, was Wert hat, an dessen Ende man nicht denken mag. Je später die Kultur wird, je weniger will sie sterben. ‚Gebet uns tägliche Bereitschaft zum Sterben‘, wie unsere Vorväter es in die Gesangbücher hineingeschrieben haben, paßt nicht auf sie.

Nehmen wir aber alles dies zu zweit Gesagte zusammen, addieren und multiplizieren wir noch einmal auch diese Faktoren, so erhalten wir den Exzeß, betrachtet in qualitativer Beziehung, den großen Hintergrund zu dem Einzelfall von Ehrgeiz und Gefallsucht, der dort den Sänger verführte!

Man wird möglicherweise in der Kultur geneigt sein, demgegenüber an ein besonderes bäuerliches Maßhalten, also an die vorgelegte Verteilung von Maßhalten und Exzeß überhaupt rundweg nicht zu glauben. Man lebt der hergebrachten Meinung, der Bauer ist ein roher Mensch, der sich rauft und prügelt oder derbe Redensarten im Munde führt, und dessen Töchter über allerhand Dinge Bescheid wissen, die wir den unserigen vorenthalten. Man hört von vorehelichen Kindern, durch die junge Paare sich die elterliche Einwilligung ertrotzen. Man hört von unglaublichen Eßleistungen. Man hört von der Zurückhaltung, mit der ein Hof einen um den anderen Kollektanten für irgend einen guten Zweck in der Hauptstadt an sich vorübergehen läßt. Man denkt, wie in den eigenen Kreisen jederzeit etwas zu entsprechenden mildtätigen Zwecken bereit liegt, und man ist geneigt, die Korrektheit und das Maßhalten für sich in Anspruch zu nehmen und den Exzeß eher auf die andere Seite zu schieben. Und es liegt doch ein Irrtum vor.

Es liegt eine Verwechselung vor zwischen Kraft und Exzeß. Es handelt sich um das psychologische Kapitel über den Trieb.

Es ist aus der Erfahrung das Gesetz festgestellt — wir schließen uns der Herbartschen Auffassung und Einteilung an[1]) — bezüglich sämtlicher menschlichen Triebe, der sinnlichen, intellektuellen und moralischen, vor allem aber der sinnlichen, daß sie alle am gesundesten und kräftigsten sind in der Vollkraft des Lebens, wenn überhaupt das ganze menschliche Leben in seiner Vollkraft steht. Nicht alle zu gleicher Zeit. Der Nahrungstrieb ist zu anderer Zeit auf seiner Höhe, wie die moralischen Triebe. Aber im großen und ganzen. Im großen und ganzen blühen sie, wenn der Mensch überhaupt blüht. Vorher haben sie ihre Entwickelungs- und nachher ihre Verfallszeit. Nachher ihre Verfallszeit: So in ihrer natürlichen Entwickelung. Sämtliche Triebe, wie überhaupt sämtliche Funktionen des Menschen werden nach und nach schwächer, bis der ganze Mensch zum Schluß einschläft.

Anders aber in der Kultur mit ihren so zahlreichen schwierigen und unnatürlichen Verhältnissen, unter der sie nicht langsam in immer gleichem Tempo abfallen, sondern vielmehr mehrfach in ihrer späten Zeit nochmal in eine eigentümlich starke, krankhafte, fieberhafte Wucherung geraten: Krankhaft aus dem Grunde, weil sie so oft über das hinausgehen, was einerseits der Körper noch leisten kann und was andererseits überhaupt noch die wirklichen Bedürfnisse des Körpers sind! Die Beispiele dafür finden sich überall: Der Siebzigjährige, der eine Siebzehnjährige heiratet; das unendliche Geldverdienen über jedes Bedürfnis hinaus; eine bewegungsarme Lebensweise mit unstillbarer Eßlust verbunden &c. Es kommt dahin, wie gesagt, daß jeder einzelne Trieb, statt einzuschlafen, zur krankhaften Sucht, jedes Bedürfnis zur Begierde wird. Die Begierden werden größer, als sie vernünftig gerechtfertigt werden können, sie werden zuletzt maßlos, überhaupt nie befriedigt: „Von der Begierde eil' ich zum Genuß und im Genuß verschmacht' ich vor Begierde!" Die innere Ruhe ist dahin, ein unbezähmbares Vorwärtstreiben und -drängen greift überall Platz, bis zuletzt zu einem Arbeiten mit allen Registern, mit sämtlichen Vorzeichen und wieder aufgelösten Vorzeichen!

Die beiden damit bezeichneten Zeitalter des Triebes, also

[1]) R. Volkmann, Lehrbuch der Psychologie. 4. Aufl. 1894. Bd. 2 S. 215 ff.

seine Stärke und seinen Exzeß, rein auf ihre Leistungsfähigkeit hin, auf ihre bloße Kraft hin miteinander vergleichen, ist durchaus schwer zu sagen, welcher von beiden stärker ist. Worin mehr Kraft liegt, wenn der Bauer Jahr für Jahr eins seiner Felder, um den Boden besonders gut durcheinander zu arbeiten, nicht pflügt, sondern mit der Hand gräbt, also das Feld behandelt wie Garten, oder ob in der Hetz unserer Arbeitswut, unseres Ehrgeizes, unseres Strebertums: Das ist durchaus schwer zu sagen. Ob mehr Kraft in dem einstigen Kreuzfahrer lag, der in Syriens Sandwüsten abstieg und neben dem Pferde herschritt, weil er nicht reiten wollte, wo sein Herr und Meister gegangen war, oder der barfuß über den glühenden Sand ging und sich von Wurzeln und Disteln nährte, dadurch abermals Christo ähnlich zu werden, oder mehr davon liegt in dem heutigen Industriearbeiter mit seinen Klassen- und Lohnbewegungen: Welcher von solchen früheren oder späteren Trieben rein bloß der stärkere ist, das ist schwer zu sagen. Wir haben ihnen allen gegenüber das Gefühl, sie sind absolut ihrem Kerne nach voneinander verschieden, die Sache mutet uns das eine Mal an, wie der Glanz des jugendlich leuchtenden, das andere Mal wie der des fieberhaft kranken Auges: Aber die Verschiedenheit liegt nicht in der Stärke.

Sie liegt, wie wir andeuteten, darin, daß der betreffende, beide Male starke Trieb das eine Mal naturgemäß, das andere Mal naturwidrig ist, das eine Mal zum Aufbau, das andere Mal zum Ruin des Menschen dient, daß er mit einem Wort das eine Mal fördert, das andere Mal schadet. Das alles aus dem Grunde, weil er das eine Mal durchaus nach der Natur des Menschen sich richtet, nach ihren Bedürfnissen, nach ihrer Leistungsfähigkeit, die er das andere Mal ebensosehr außer acht läßt. Jener Bauernbursche rührt mit seinem unersättlichen Appetit kaum eben an die Grenze seiner Leistungsfähigkeit und seiner Bedürfnisse an, keine Rede im allgemeinen davon, daß er sie überschreitet. Jener Gourmand aber weiß selbst am besten, wie oft seine Leistungen über seine Bedürfnisse, seine Leistungsfähigkeit hinausgeht. Maßhalten und Exzeß solchen ihren Grenzen gegenüber: Das ist der eigentliche Unterschied in dieser Beziehung zwischen Jugend und Alter, zwischen Natur und Kultur.

Also dieses Maßhalten in der Natur, dieses Zurückbleiben trotz aller Stärke stets hinter der von Natur gezogenen Grenze: Es ist das allgemeine Gebiet, aus dem das vorige Kapitel Drei-

viertelkraft einen einzelnen Fall herausgriff! Ueberblicken wir die weiter in Betracht kommenden Triebe.

Die Liebe im Bauerntum! Nicht ἀγάπη, sondern ἔρως, nicht caritas, sondern amor und concupiscentia! Vor Anführung aller Einzelfälle gibt ihr das eine ihren Charakter: Die wesentlich reinere, wesentlich weniger verpestete moralische Luft dort in diesen Dingen! Man weiß, zu was für einem Schmierfinken der liebliche Amor von der Kultur entstellt ist. Man weiß, nicht das geschriebene, aber das gesprochene Wort, für das niemand verantwortlich gemacht werden kann, und das zum Schluß viel tiefer wirkt, wie alles geschriebene und gedruckte, ist dort das verderbliche. Man weiß, wie dasselbe jahrelang für den jungen Mann in der Kultur von A bis Z geradezu schmutzdurchseucht ist, von sämtlichen Klassen der Arbeitgeber an bis hinab und hindurch durch sämtliche der Arbeitnehmer: Daß zu guter Letzt auch im Reinsten ein Nährboden für dergleichen geschaffen wird[1]).

Das alles fehlt im Bauerntum. Solche Pestluft, die zum Schluß alles vergiftet, die fehlt! Und solcher Vorbedingung entsprechen die Folgen. Wir wollen nicht von dem großen Kapitel feiner und grober Unzucht reden. Wie unendlich viel kleiner sind diese gesamten Gebiete im Bauerntum, wie in der Kultur! Aber auch in der reinlicheren Liebe der Unterschied! Wieviel weniger Platz nimmt jegliches Liebesleben ein beim Bauer wie in der Kultur. Daß ein Mann zwei bis drei ziemlich ernstliche Verhältnisse gehabt hat, ehe sich das richtige fand, daß er sechs Jahre verlobt war und im sechsten ging die Sache wieder auseinander und dergleichen mehr; daß ein Mädchen vom 17. bis zum 27. Jahre alle paar Jahre einen anderen erwägt, mit dem ihm möglicherweise die Ehe könnte beschieden sein, und so lange zwischen Mutter und Tochter kein wichtigeres Gesprächsthema besteht wie dieses: Derartiges Liebesleben gibt es im Bauerntum nicht! Man denkt manchmal in Kreisen, die der Sache etwas ferner stehen, deshalb

[1]) Gewiß nicht mit Unrecht ist oft bereits auf unsere völlig durchseuchte Unterhaltungsliteratur hingewiesen. Neun Zehntel derselben breitgetretene Liebesaffaire, weit über jegliche Wirklichkeit hinaus nichts weiter wie Reizmittel und Aufregungsmittel; jeder Schriftsteller weiß, wie sehr er unter dem Fluch solcher Neigungen des Publikums steht. Man vergleiche heutige Reiselekture mit Wickrams „Rollwagenbüchlein", solcher aus dem Jahre 1557. Wie arm an Motiven ist die heutige, fast immer nur eins! Und wie reich war jenes Büchlein!

nicht, weil es stets gleich derbere Formen anzunehmen pflegt! Aber das trifft den Punkt nicht! Nein, es fehlt einfach! Die Tochter spart jahraus jahrein ihren Lohn und spinnt und webt jahraus jahrein ihren Leinenschrank zusammen auf dem häuslichen Webstuhle oder auf dem ihres Bauern, aber kein stiller Geliebter, von dem niemand was weiß, begleitet sie dabei, oder, eine Stufe tiefer, erwartet sie abends zum mehr oder weniger skrupellosen Stelldichein. Gar, daß sie etwa angstvoll daran dächte, ob überhaupt oder ob vielleicht nicht —! Kein Gedanke daran! Freilich, es treibt sie auch nichts aus einem aufs äußerste zugeschnittenen Hause heraus! Sie weiß genau, eines Tages wird irgend ein Haussohn durchaus eine Frau nötig haben, weil er den Hof antreten muß oder weil auf dem Hofe zur Hilfe eine Schwiegertochter nötig ist, und wenn sonst die Dinge passen, wird sie mit auf die Wahl kommen und zuletzt auch gewählt werden. Und wenn diesmal nicht, so sicher ein anderes Mal. Sie sieht vor Augen, alle Mädchen heiraten und heiraten im richtigen Alter. Darüber hinaus aber nun zehn Jahre lang diesen Dingen mit seinen besten Gedanken nachzuhängen, dazu steht eben beim Bauer dieses Kapitel nicht auf jener ungesunden Höhe wie bei uns, ist es nicht, wie bei uns, jahrelang das Hauptkapitel des ganzen Lebens, sondern stets nur eins neben anderen!

Man bedenke folgende Kleinigkeit. Eine gewisse Schwierigkeit, sich zu verheiraten, haben in ausschließlichen Bauerngegenden zuweilen die Näherinnen, aus dem einfachen Grunde, weil sie über ihrem Nadelleben zum Schluß nicht ‚arbeiten' gelernt haben. Es kann vorkommen, daß solch eine so schließlich nicht eine Kuh zu melken versteht, und es ist verständlich, daß sie ohne Mann bleibt! Das, worauf hingewiesen werden soll, ist, daß sich trotzdem welche für diesen Beruf finden! Früher fertigten die Frauenkleider sehr oft auch die Schneider an, heute macht man die Stadtmode nach, daß das Schneiderinnen tun müssen. Und so gering ist das Kapitel ‚Liebe' noch von früher her bei ihnen, daß sich hinreichend Bewerberinnen dafür finden! Man mag füglich fragen: Es gibt ja wohl kaum einen solchen, aber gäbe es bei uns einen entsprechenden weiblichen Beruf, der derartig die Hoffnung auf den Mann geradezu verringerte, würden für den sich bei uns Mädchen finden?! Das ist die erste Bedingung für jeden weiblichen Beruf doch bei uns, daß der Weg zum Manne von ihm aus freibleibt! Es ist ein uns fast unverständliches natürliches Maßhalten, daß

man es nicht überhaupt als einen Widersinn ansieht, diesen Weg zu verbauen!

Um noch ein Wort zu sagen über das oftbesprochene Kapitel: ‚Verkehr der bäuerlichen herangewachsenen Jugend‘. Es ist das bekannte Kapitel, auf dem am häufigsten schnell die Kultur sich ihrer Ueberlegenheit, ihres Besserseins zu rühmen pflegt! Und oft mit ganz besonders wenig Grund! Man meint etwas Besonderes getan zu haben, wenn man das Märchen von der Unverdorbenheit der ländlichen Jugend damit beseitigt hat. Und hat es doch kaum. Es ist ja richtig, was wir bei unseren Töchtern oft Unverdorbenheit u. dgl. nennen, jene ja häufig oft mit allerhand Erfolg künstlich aufrecht erhaltene Unwissenheit in der gesamten hier einschlägigen Welt: Dergleichen gibt es beim Bauerntum nicht. Aber ist dieses ein besonders großartiger Zustand? Ist er mehr als das unnatürlichste Auskunftsmittel, ein Surrogat, ein Gewaltmittel verzweifeltster Art! Mögen wir dasselbe haben, es auch nicht entbehren können, aber rühmen sollen wir uns solcher Weisheit doch wahrlich nicht. Wir müssen, weil wir einmal Kulturmenschen sind, die an der Krone und am Kreuze der Hochkultur schleppen, bei unserer Jugend zwischen Exzeß und Verkrüppelung wählen: Und da entscheiden wir uns für das letztere! Das Tragische aber ist, daß wir keine andere Wahl mehr haben, daß es für uns das Dritte, denjenigen naturgemäßen Mittelweg nicht mehr gibt, den es stets für alle Natur gab! Also wenn man solche Verkrüppelung, die auf diesem Gebiete nun überhaupt nicht gehen und auf die Weise allerdings auch keinen Fehltritt tun kann, wenn man die Unverdorbenheit nennt: Ja, dann existiert das Märchen von der Unverdorbenheit bäuerlicher Jugend nicht! Welcher Ernsthafte wird aber mit derartigen Maßstäben an diese Dinge herantreten?! Auch der Bauer ist Mensch und besitzt seinen Anteil an der menschlichen Sünde. Aber die Bauernjugend ist keine alte Jugend, sondern ist jung und gesund, wie keine Stadt sie hervorbringt. Und deshalb hat sie vor allem überhaupt all die dekadenten Begierden nicht, die nur Kulturluft erst erzeugt. Die fehlen, und damit fehlen alle die erst aus ihnen resultierenden Exzesse! Es ist über allen Zweifel erhaben, obgleich er unter viel freieren Verhältnissen lebt, oder vielmehr wahrscheinlich wieder gerade deshalb, daß der Bauer im Durchschnitt, was Fernerstehende sich immer nicht vorstellen können, ganz erheblich weniger, wie in anderen Beziehungen, so in Bezug auf

das sechste Gebot vor seiner einstigen Jugend zu erröten braucht, wie im Durchschnitt der Mann der Kultur.

Der eine Vorwurf betreffend den vorehelichen Verkehr von Verlobten miteinander, der im speziellen besonders häufig erhoben wird, erledigt sich zum großen Teil aus der Ueberlegung, daß unsere Eheschließung durch die Trauung, wie sie bis zur Stunde im Bewußtsein der Stadt liegt, doch erst aus der Zeit des Pietismus herstammt, daß vorher alle Eheschließung stattfand durch gegenseitigen Verspruch der beiden vor Zeugen (der Punkt, um den sich Manzonis Promessi sposi drehen!), daß zu diesem Zeugen nach und nach der Priester wurde, und daß dadurch der Akt sich mit der Zeit in die Kirche hineinzog![1]) Ein Kirchenvorsteher entgegnete seinem Pastor auf einen diesbezüglichen gelegentlichen Vorwurf: „Aber, Herr Pastor, es sind doch ehrlich versprochene Brautleute!" Unser Verbieten solchen vorzeitigen Verkehres ist zum großen Teil eine Folge desjenigen Mißtrauens, das man berechtigt wäre, wie auf vielen Gebieten, so auch hier unter gleichen Verhältnissen gegen Vertreter der Kultur zu haben. Wo das fortfallen kann, wo bei einem begonnenen Verhältnis kein Sträuben gegen dessen Festhalten eintreten wird, was sollen da Vorwürfe, die eben gerade solche mögliche Sprödigkeit im Auge haben? Gewiß, es kommt vor, daß dem trotzigen Vater sein ebenso trotziger Sohn die Einwilligung zu seiner Ehe durch zwei, drei voreheliche Kinder abtrotzt. Aber darnach allein darf man nicht urteilen. Wie relativ selten geschieht es in Bauerngegenden, daß der Sohn auf halbem Wege jenes einmal angefangene Verhältnis abbrechen und sich eines anderen besinnen wird. Dafür ist er eben Bauer, dafür ist er Natur, die die Ihrigen von Anfang an bis zu Ende überhaupt nicht so viel auf verkehrte Wege geraten läßt. Da würde einfach die Nachbarschaft einschreiten: ‚Ne Hinnerk, dat lat na! Dat sin rechtliche Lüe, de darfst de dat nich andohn!' Bezüglich gerade des sexuellen Kapitels, dabei wird es sein Bewenden haben müssen, muß alle Kultur mit ihren maßlosen Begierden, die sie nicht bändigen kann, stets an die eigene Brust schlagen. Was es darin für Gedanken gibt, davon läßt sich niemand, der unter freiem Himmel und unter Eichenrauschen groß geworden ist, oft etwas träumen.

[1]) Vgl. Maurer, Geschichte der Fronhöfe ꝛc. Bd. 4 S. 373. Auch jedes Kirchenrecht. Joh. Kunze: Z. Kunde d. deutschen Privatlebens z. Z. d. salischen Kaiser. 1902. S. 46 f.

Man begegnet einem Jungen im Felde, der eine Ziege führt! Man fragt ihn, wo er mit dem Tier hinwolle. Und er antwortet einem ebenso sachlich wie einfach: „Zum Bock!" Oder in der Schule liegen die Weihnachtslieder vor und es kommt die Stelle vom Heiland: „Er liegt an seiner Mutter Brust, Ihr Milch, das ist sein Speis'." Kein Zug in den Gesichtern der Kinder bewegt sich. Es sind Beispiele, die uns in eine ziemlich andere Welt hineinschauen lassen! Allerdings wenn irgendwo, muß hier unterschieden werden zwischen Bauerntum und sonstiger Landbevölkerung. Das große Sammelwerk über die sexuellen Verhältnisse auf dem Lande, das wir haben[1]), schlägt für beide Fälle durchaus andere Töne an. Ländliche Polen- und Fabriksittlichkeit ist etwas ganz anderes wie ländliche Bauernsittlichkeit[2]).

Amor und concupiscentia! Weiter, die anderen Begierden dieses Lebens. Essen und Trinken! Dasselbe Uebermaß in der Kultur, dasselbe Maßhalten in der Natur! Wie weit hält sich von neuem alle Leistung hinter der Grenze der Leistungsfähigkeit zurück, wie bleibt sie den tatsächlichen Bedürfnissen des Leibes gemäß! Das ganze Gebiet der Näscherei fehlt. In der Schule keine Bonbonnascherei, kein Naschen vom Butterbrot, kein Verzehren des ganzen Butterbrotes bereits auf dem Schulwege, und beim Herde kein Warten auf die jungen Gemüse, während in der Stadt die Rede geht, wenn sie anderen noch zu teuer seien, dann erstünde sie auf dem Markt nicht selten die Arbeiterfrau! Man hat eine Frau von einem kleinen Anwesen zur Arbeit bei sich im Hause, und will ihr eine kleine Besonderheit zukommen lassen, ein Stück Torte oder dergleichen. „Nee, dat lat se man na! Da gew ek nix um!" Und man sieht die Familie zum Jahrmarkt in die Stadt ziehen, sicher aber geben die Töchter ihr Geld nicht für Konditoreibesuche aus und die Alten nicht für etwa einmal in einem städtischen Restaurant ein besonderes Frühstück oder Mittagessen! Wie wenig man den Wohlgeschmack überhaupt ausgebildet hat, sieht man, wir sprachen schon davon, aus dem Obst, das aus den Bauerngärten einem vorgelegt wird. Alles so ,rechte

[1]) Die geschlechtlich sittlichen Verhältnisse der evang. Landbewohner des Deutschen Reiches. 2 Bde. 1895, 1896.

[2]) Vgl. das über die beiden württembergischen Ostkreise Gesagte. l. c. Bd. 2 S. 540, 559 mit dem ganzen ersten Deutschlands Osten behandelnden Bande.

Wahrappeln'[1]) oder ‚Beern ton Insatten'[2]), und allesamt oft nichts wert. Unter zehn Bäumen stehen acht Wildlinge im Garten: ‚Wi hebbt se sülwsten alle ut'n Karn upptrokken!' Das Herz hängt mehr an dem Baume wie an seiner Frucht! Also gewiß, es kommt immer einmal ein genäschiges Mädchen vor, das den Rahm von der Milch abzunaschen nicht lassen kann. Aber wie selten ist es. Wild, grob und unreinlich sind Bauernmädchen, genäschig sehr selten! Also das die Richtung der Begierde im Vergleich zu der Kultur, keine perverse Richtung! Wie der gesunde richtige Student bei Bier und Zigarre keinen Wert legt auf die Qualität.

Entsprechend der Richtung aber auch die Stärke: Keine perverse Stärke! Man darf Scheffel mit seiner Schilderung vom sich überfressenden Megatherium wohl nicht beim Wort nehmen. Oder hat es je, wenn auch in fossiler Vorzeit, Tiere gegeben, die sich überfraßen? Heute tut es wohl keins, d. h. kein Tier in der Natur; das Stalltier in seinen unnatürlichen Daseinsbedingungen ist ein völlig anderer Schlag. Jedenfalls ebensowenig wie bezüglich der Qualität reicht unter dem Bauerntum die Natur auch bezüglich der Quantität an die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit an. Natürlich ißt man mehr, wie unter uns, weil man mehr braucht. Auch das Alter ißt mehr. Und gar junge Leute, die mit der Kultur in Beziehung treten, erregen regelmäßig zuerst Entsetzen wegen ihres Appetits. Aber das ist eben der Punkt: Es ist alles Gesundheit, von einem Ueberschreiten der natürlichen Grenze ist nie oder wenigstens fast nie die Rede. Daß jemand zu viel zu sich nähme, dadurch regelmäßig sich verdürbe, und doch von dem Zuviel nicht lassen könnte, dergleichen gibt es beim Bauerntum nicht, was derselbe an Magen- und derartigen Leiden bei sich hat, rührt durchweg anderswoher als von zu vieler oder zu raffinierter Kost! Es ist dasselbe Bild wieder: Stärke und Maßhalten auf der einen Seite, Schwäche und Exzeß auf der anderen. Darum freut man sich über jenen eieressenden Knecht, von dem die Sage geht, er esse jede Ostern 40 Eier, 39 so und das vierzigste mit der Schale, und lacht über ihn. Ueber den Gourmand mit dem chronischen Magenkatarrh freut sich niemand und lacht niemand!

Oder weiter, sonstige Genüsse, alle Art von Vergnügungssucht! Wir haben im Kapitel ‚Dreiviertelkraft' davon gesprochen,

[1]) Daueräpfel. [2]) zum Einmachen.

wie ruhig der Bauer seine freie Zeit, seine Feiertage, seine Feierabende hinbringt, wieviel ruhiger als die Kultur; wie das stete Gegengewicht gegen die Arbeit bei ihm die Ruhe ist, nicht Anregung und Zerstreuung. Gewiß! Er hat auch sein Bedürfnis darnach, aber wie bald ist es gedeckt! Was könnte er darin leisten, wollte er mit seinem Pfeifen, Schreien, Kegelschieben bis an die Grenze seiner Leistungsfähigkeit gehen; und wie wenig leistet er relativ darin! Im schroffen Gegensatz gegen alle Kultur beschäftigt sich fast bloß die Jugend mit dergleichen, und auch für sie ist es heute noch vielfach nichts weiter als eine kurze Unterbrechung strenger und tiefer Häuslichkeit vorher und nachher! Heute noch! muß man sagen. Denn die Kultur belehrt die Natur in diesen, wie in vielen anderen Dingen eines anderen, und die Natur läßt sich gern unterrichten. Es ist ja leider oft so: Man darf dem Menschen nicht anbieten, seine gröbsten und gemeinsten Triebe zu pflegen. Dann wirft er sich in Pose. Man biete ihm aber an, dasselbe mit den Trieben zu tun, die dann kommen, die nicht ganz so grob sind, und er greift mit beiden Händen zu.

Oder noch die letzten beiden hierher gehörigen Gebiete: Geld und Ehre! Das Geld! Es wiederholt sich von neuem dasselbe! Das klassische Beispiel dafür, wie dieser Trieb innerhalb der Kultur zur Gier und zur Sucht ausartet, ist der amerikanische Milliardär, der einst vor Jahren seine Millionen und seine über dem Gelde klein gewordene Vernunft anwandte, einen Ring damit zu gründen, der dadurch aus den Millionen Milliarden machte, der nun in dem Bewußtsein lebt, mit einem Worte Tausenden ihr Brot nehmen, und ebensovielen es geben zu können, und selbst über die schlaflosen Nächte, die dies Ziel gekostet hat, nun bei Weißbrot und Milch sein Leben fristen muß. Und Jeder weiß, es gibt auch bei uns fast nichts, wovor in der Kultur der Einzelne sich so hüten muß, wie davor, daß die Geldgier ihn nicht überkommt und ihm die Sinne umnebelt, daß er unter dem Titel: Man muß beschaffen, was nötig ist! diesem Hang sich nicht verkauft. „Niemand lebt davon, daß er viele Güter habe."

Es gibt einen Hauptgrund, der dazu mitgewirkt hat, das Bauerntum vor dem Inswucherngeraten gerade dieses Triebes zu bewahren. Das ist die Abgeschlossenheit der Welt des Hofes. Die Hauptfrucht, die diese, man muß beachten! seit Jahrhunderten, ja fast Jahrtausenden wirkende Eigentümlichkeit gezeitigt hat, ist die starke Häuslichkeit des Bauerntums. In dem vorliegenden

Zusammenhange wirkt sie, wie leicht ersichtlich, dazu mit, ihm die Welt des Geldes ein gut Teil mehr zu verschließen, als dasselbe bei uns der Fall ist. Der Ring von Bauerntum, der sich um jede Großstadt legt, der mit seinen Erzeugnissen für und durch die Stadt lebt, der Altenländer und Vierländer Bauer, der tagaus tagein mit den ober- und niederelbischen Dampfern seine Ware nach Hamburg bringt, der halb Bauer, halb Kaufmann ist, der zählt hier nicht mit. Derselbe ist aber im Ganzen auch Ausnahme. Von allem anderen Bauerntume aber gilt es, wie seit Jahrhunderten von keinem anderen Stande auch nur annähernd: Sein Haus, sein Hof ist seine Welt! Was jenseits davon liegt, ist Außenwelt, ist Fremde. Sonst ist in ganz Deutschland Geldwirtschaft eingeführt. Ja, man weiß, wie die Kultur nach und nach rein alles zum Gewerbe gemacht hat, wie für Geld alles, ohne Geld nichts zu haben ist. Beim Bauerntum besteht infolge seines obigen Hoflebens in weiten Kreisen noch Naturalwirtschaft fort. Man werfe nur einen Blick auf das geldlose Dasein der Bauern. Seine Nahrung! Wieviel Saat für Feld und Hausgarten kauft er?! Er hat sie vom Vorjahre und was er davon nicht hat, wird er sicher nicht kaufen, sondern vom Nachbar auf Wiedergabe leihen. Weiter! Das Korn fährt er zur Mühle, die ihm zwölf Sack für den dreizehnten mahlt zum Futter fürs Vieh, zur Nahrung für den Menschen. Und das Brot, ebenso für Mensch und Vieh, bäckt er im eigenen Backofen! Oder seine Kleidung! Wieviel Flachs stammt vom eigenen Lein, wieviel Wolle von den eigenen Schafen, wieviel spinnt und webt das eigene Rad, der eigene Webstuhl! Oder die Feuerung! Das große Holz wächst irgendwo im Föhrenkamp. Das kleine für den Backofen findet sich ganz von selbst auf dem Hofe zusammen. Den Torfvorrat liefert das Moor. Bei Familienfesten liefern die Braten, die Hühner, die Kartoffeln die Höfe oder die Nachbarhöfe auf Wiederlieferung bei entsprechender Gelegenheit. Alle Dienste im weitesten Sinn tun die Nachbarn, alles auf Gegenleistung hin bei entsprechender Gelegenheit. Alles aber wirkt darauf hin, daß jeglicher eigentliche Handel und Verkehr nach allen Seiten hin sich ganz bedeutend einschränkt. Es ist ersichtlich, um von den heutigen Ständen den nächstliegenden zum Vergleich heranzuziehen, wieviel mehr schon der Großgrundbesitz Verbindungsfäden nach außen hin hat. Was muß für Nahrung, Kleidung, Feuerung da erst zusammenverdient werden, um dann irgendwohin nach auswärts

zu gehen. Wieviel ist erforderlich für ein einzelnes Gutsfest über das hinaus, was das Gut liefert.

Also kurz und gut, eins kommt zum anderen! Wieviel weniger Geld geht durch die Hand alles Bauerntums wie durch die aller Kultur!

Die einfache Folge ersichtlich schon davon ist, daß es entsprechend geringeren Sinn dafür hat. Davon, daß dem Bauerntum alles Bank- und Börsenleben fremd ist, wollen wir nicht reden. Aber es fehlt ihm, wie bekannt, auch allgemein, was wir so nennen, jeder Unternehmungs- und Spekulationsgeist. Er spekuliert nicht mit Papieren, nicht mit Grundstücken, nicht mit landwirtschaftlichen Maschinen, nicht mit neuen Unternehmungen. Dazu ist er nicht genug hinter dem Gelde her. Der korrekte Bauer will nicht über Nacht reich werden, wenigstens, wo es geschieht, hält er's für Teufelswerk, das mit einem Christenmenschen sich nicht verträgt. Er kommt nicht auf den Gedanken, aus seinem Hofe etwas ganz Besonderes zu machen, was keiner seiner Vorgänger noch aus ihm gemacht habe. Der ganze Geldsinn beim Bauern, wenn er auch oft genug in allerlei Geiz ausartet, ist, wie beim Jungen, wo er ja auch in dergleichen ausarten kann, eine Art Sparbüchsensinn. Wie der rechte Junge seinen Taler, um sich jederzeit an dem Geldstück freuen zu können, in die Sparbüchse legt, statt ihn auf die Sparkasse zu tragen, wo er ihm noch etwas bringen kann, so trägt der Bauer seine beim Schweinehandel erübrigten Hundertmarkscheine auf die Sparkasse und kommt nicht auf den Gedanken, sich in der Welt der Papiere nach etwas Passendem dafür umzusehen!

Denn es kommt eben wieder dies Zweite hinzu.

Die erste Hauptursache des mangelnden Geldsinnes beim Bauer mag seine Unbekanntschaft überhaupt mit der Welt des Geldes sein. Hierzu tritt noch außerdem sicher seine Beharrung, seine Abneigung vor Neuerungen überhaupt. Aber der eigentliche zweite Hauptgrund dieser seiner Eigenschaft ist wieder seine jugendliche Geringschätzung des Geldes.

Er schätzt es nicht so, weil er alles, was die Kultur mit ihm anfängt, nicht so schätzt. Des Bauern Hauptunger, wenn man so will, ist nie Geldhunger gewesen, sondern Landhunger. Land versteht und Land begehrt er, nach Land hungert er. Aber Landhunger, das ist ersichtlich, kann nie in derartige Exzesse ausarten wie Geldhunger. Es sind zwei Begriffe, die eigentlich nur durch

die gleiche Wortkonstruktion nahe gebracht sind, ihrem Kern nach, wie überhaupt ihrer ganzen Art nach sind sie grundverschieden! —

Es ist endlich ebenso, wie mit den genannten Gütern des Diesseits, so auch mit der Ehre. Davon zu sprechen kommt einem schon überhaupt fast merkwürdig vor, so klar ist der Unterschied auf diesem Gebiete zwischen Kultur und Natur. Welch maßlosen Wert alle späte Kultur auf Ehre legt, auf Ehrerweisung durch die Umgebung, erwähnten wir. Man bedenke, wie wahrscheinlich nicht mit Unrecht darauf hingewiesen ist, daß in der ganzen Bewegung der Sozialdemokratie möglicherweise die Haupttriebfeder nicht das Geld sei, sondern die Ehre, die Empfindung, mit irgend welchen anderen Ständen nicht gleichgestellt zu sein, und der Gedanke, diese Gleichstellung zu erzwingen!

Es ist bemerkenswert, wieviel weniger Wert der Bauer auch wieder hierauf legt! Wahrscheinlich zum großen Teile wieder mit aus dem Grunde, weil sein Leben wesentlich nicht ein öffentliches, sondern ein häusliches ist. Wenn er seinem Hofe richtig vorsteht, ist er zufrieden, was man darüber und darüber hinaus draußen von ihm hält, ist ihm gleichgültig! Er gebraucht auch das Wort Ehre gemeinhin in durchaus anderem Sinne. Es geht seiner Ehre zu nahe, die Hochzeit seines Sohnes etwa zu klein auszurüsten, etwa, wenn der Aelteste, der Erbe krank ist, nicht den Arzt zu holen; es geht seiner Ehre zu nahe, seinen Pfarrer um Geld anzuleihen; es geht seiner Ehre zu nahe, mit dem Gesinde zu zanken u. dgl.

Es ist bemerkenswert, wieviel weniger leichtverletzlich wegen der geringeren Sucht nach Ehre der Vertreter des Bauerntums ist. Es macht ohne Zweifel den Verkehr mit ihm in seiner Weise angenehm, daß man die Empfindung hat, nicht mit jedem nicht ganz tadellos gewählten Wort ihn zu verletzen und nach Beendigung des Zusammenseins hundert Dinge gesagt zu haben, die dem Partner nicht nach Wunsch waren und die nun besprochen werden. Es ist bemerkenswert, wie viel, viel vorsichtiger unter entsprechenden Verhältnissen ein Pastor in der Stadt sein muß, wie auf dem Lande, Uebelnehmen und Mißverständnisse zu vermeiden, wieviel weniger man überhaupt unter Bauerntum darauf aus ist, nach Absichten und Nachlässigkeiten, Spitzen und Nadelstichen in den Worten des anderen zu suchen.

Man hat, wie so manchmal, die Empfindung, diese verschlossenen, in sich gekehrten Menschen, die die Front ihrer Häuser und ihrer Herzen abseits von der Straße haben, wenden

dem, was in der Außenwelt passiert, überhaupt nie ihre vollen Gedanken zu. Diese Menschen nehmen, was nötig ist, von allem, hier eine Hand voll, da eine Hand voll. Im übrigen aber lassen sie den großen Strom an sich vorüberrauschen: Mag daran sich laben, mag darin sich baden, mag darin ertrinken wer will, es ist nicht ihre Sache! Ehre, Lust und Geld sind späte Güter. Sie berühren die nicht viel, die frühe Menschen sind. Wie es in ähnlicher Weise unendlich viel kostet, den Sinn für sie bei der Jugend zu wecken.

Es ist ein allgemeines Maßhalten, eine Gemessenheit und Gelassenheit, die zuletzt das ganze Leben durchziehen. Man könnte viele Beispiele bringen. Wir wollen nur zwei aus dem Jugendleben heranziehen.

Man vergleiche die Disziplin in einer ländlichen Volksschule mit der in einer Großstadtschule. Der Unterschied ist auffallend. Ist so auffallend, daß bei der Anstellung des ländlichen Lehrers, wie es doch eigentlich sein sollte, kaum viel nach der Disziplin gefragt wird, weil er das Quantum, das die Verhältnisse von ihm fordern werden, ganz sicher leisten wird. Während der städtische Lehrer geradezu, wenn er die Disziplin beherrscht, fast damit allein sein Glück machen, wenn er sie nicht beherrscht, daran allein scheitern kann. Man vergleiche doch eine westfälische Landfreiviertelstunde mit einer Berliner. Dort ein einfaches Spiel, farblos oft, kaum irgendwie mit Interesse und Aufregung verbunden, dazwischen eine Anzahl Knaben ruhig zusammenstehend, nichts oder wenig besprechend, eine Anzahl Mädchen nebeneinander am Zaun lehnend und ihr Frühstück verzehrend: Man erkennt deutlich, die künstlich eingeführten Stadtspiele, ‚Wilder Mann‘ u. dgl., fallen nicht auf den richtigen Boden! Und demgegenüber, wie gesagt, eine städtische Klasse 12- oder 13jähriger, wenn Tag für Tag, sowie die Glocke tönt, die ganze Klasse einen wilden Knäuel bildet, in der mehr als eine Beule geprügelt, mehr als ein Zahn eingeschlagen wird, in dem die Lehrer nur mit Mühe oft das Aergste abwenden, eine Freiviertelstunde, aus der, wie Jeder sich erinnert, man glühend und heiß wieder in die Klasse zurückkam, die nächsten 20 Minuten zu nichts weiterem fähig, wie zum Sicherholen und Sichverschnaufen! Rein an der Disziplin liegt es doch, daß der ländliche Lehrer, wenn er sonst einigermaßen etwas leistet, im Alter stets an Ehrfurcht gewinnt, der städtische, sobald er nicht mehr

mit jugendlicher Faust und frischem Auge alles regieren kann, immer so leicht einer unverdienten Lächerlichkeit verfällt!

Oder weiter! Es ist merkwürdig, mit wie wenig die Kinder auf einem Hofe ihr Sonntagnachmittagsvergnügen decken! Sie haben sich eine Anzahl Nachbarkinder herzugeholt. Die Eltern sind fortgegangen, so daß das Haus nur in der Obhut der Kinder ist. Und bei der nun freilich fehlenden Neigung zu Torheiten und Exzessen läuft das in der Regel gut ab. Es ist unglaublich, wenn man an unsere Kindersonntagnachmittage denkt, wie wenig genügt, die Wünsche solcher vier oder sechs Hofkinder zu befriedigen. Von Spielzeug keine Rede. Sie sitzen auf Bänken aufgebaut da. Wie manchmal überrascht man sie so. Um vier bauen sie sich einmal um. Das deckt den Bedarf an Vergnügen für die zweite Hälfte des Nachmittags. Man denkt an die Bilder Terborgs, auf denen auch immer alles so ruhig aufgebaut ist! Jedenfalls, aus solchen Anfängen heraus entsteht später die Tatsache, daß alles Bauerntum ohne Polizei lebt, keine braucht und auch sozusagen keine hat. Denn der ländliche Gendarm kommt, in seinem ausgedehnten Bezirk kaum in Betracht. Das Bauernleben ohne Polizei! Es ist durchaus ein Bild des Maßhaltens. Die Eisenbahnen werden es bald ruinieren. Das Land fängt schon an, bedenklich unsicher zu werden! Was soll dann werden?

Es ist ein Maßhalten, eine Gemessenheit und Gelassenheit, die das ganze Leben durchzieht, und die uns, die wir ebenso allgemein an jeglichen Exzeß gewöhnt sind, an Aufgeregtheit und Hast bis zur Ueberstürzung, bei allem, bei Menschen, Zeit und Gelegenheit, an ein Ausnutzen und Auspressen bis zum Aeußersten, schwer fällt, überhaupt richtig zu verstehen und zu würdigen. Wir verstehen nicht, wie man zum Westfälischen Friedensschluß nach so langen Kriegsjahren sich Zeit nehmen konnte zu achtjährigen Verhandlungen, und wir verstehen den Bauer nicht, der so gelassen und gemessen durchs Leben hingeht und nach unserer Meinung so unendlich viel Zeit und gute Gelegenheit verschwendet und ungenutzt vorüberstreichen läßt.

Wir verstehen ihn nicht, weil wir als späte Menschen ihn als frühen überhaupt nicht recht verstehen können, so wie der Bejahrte nicht im stande ist, eine Kinderseele wirklich zu verstehen! Es ist höchst beachtenswert, wie man sich sein Bild gerade in der vorliegenden Beziehung so oft nach folgendem grundfalschen Rezept zurechtmacht. Man geht davon aus als von einer Art

Axiom, daß wir in unserer gesamten Eigenart mehr oder weniger den gesund entwickelten normalen Menschen repräsentieren. Da nun vom Bauerntum die allgemeine Kunde einer besonders naturgemäßen Kraft umgeht, steigern wir in derselben Richtung, in der es sich entwickelt hat, unser Seelenleben noch um ein paar Hände breit weiter, und glauben damit dann die Triangulationspunkte einer Bauernseele festgelegt zu haben: So daß dann allerdings zum Schluß das Maßhalten wieder auf die Seite der Kultur fällt und der Exzeß auf die des Bauerntums. Aber wir haben uns geirrt, wir haben nicht Kraft, sondern Exzeß gesteigert. Wir haben denselben Fehler begangen, den so viele Literatur und Kunst begeht, sobald sie sich eine mittelalterliche Figur zum Vorwurfe nimmt. Da sitzt der gepanzerte Eisenritter wild auf dem Pferde, d. h. er steht in den scharf abgespreizten Steigbügeln. Der Mund ist fest geschlossen, die Augen rollen, die Augenbrauen sind wild zusammengezogen, der hochgeschwungene Arm hält die Lanze, und das Pferd schlägt wild mit den Hufen den Granit. Und das alles soll Mittelalter sein! Es ist übertrieben modern, es ist auch nur deshalb modernen Beschauern eigentlich interessant und verständlich: Aber es ist nicht Mittelalter. Dazu fehlt auf Schritt und Tritt der Figur vor allem eins: Das Maßhalten! Man sehe echte mittelalterliche Werke an, alle Rolande, die in ähnlicher Weise Wache haltend auf den Marktplätzen stehen: Sie tragen keinen Zug von solchem wilden Gebaren an sich: Nicht wegen der Unbeholfenheit des Künstlers, nicht wegen eines besonderen Zeremoniells, sondern wegen der damaligen Menschennatur. Dasselbe Maßhalten liegt über ihnen ausgegossen, wie über allem heutigen Bauerntum. ‚Owerdad dögt nans[1]) to, as to diken un to dammen'.

Es ist übrigens ein Maßhalten, das sich, wenn man weiter suchen wollte und wenn man den Inhalt des Wortes etwas modifizieren würde, ebenso wie der Exzeß der Kultur, über sämtliche, auch über die höchsten geistigen Gebiete ausgedehnt auffinden ließe. Wir werden bei der Religion des Bauerntums von seiner niedrigstehenden Gottesvorstellung sprechen, der aber eine nicht unbedeutende praktische Wirkungskraft innewohnt. Wir werden ihr die bis zur Verflüchtigung fast hochgeschraubte Gottesvorstellung, die hochgeschraubten moralischen Vorstellungen aller

[1]) „Uebermaß taugt nirgends, außer beim Deich- und Dammbauen."

Kultur entgegenstellen, hinter der die entsprechende Wirklichkeit so viel weiter zurückbleibt. Es paßt wieder in dasselbe Begriffspaar Exzeß und Maßhalten. Ein doppelter Exzeß dort, ein doppeltes Maßhalten hier.

Nur über die Folgen all solchen Maßhaltens, über seinen Einfluß auf Schönheit und Gesundheit sei noch ein Wort gesagt! Wir sahen, wie in dem Beispiel zu Anfang unseres Kapitels beides unter dem Mangel eben solchen Maßhaltens litt: Die Schönheit der Stimme, wie auf die Dauer überhaupt die ganze Existenz der Stimme.

Wir können sagen, beides letztere gilt von dem gesamten Gebiet des Exzesses! Sämtlichen Gebieten sämtlicher Hochkultur fehlt die Schönheit. So verwegen das klingt, es wird nicht zuviel gesagt sein. Sie riechen alle zu sehr nach Arbeit und Schweiß, sie tragen alle die Züge verzerrter Ueberanstrengung an sich. Man ist überall nicht damit zufrieden, daß, wenn Gott seinem Volke einen Genius schenkt, und für diesen Gottgegebenen die Stunde des Schaffens gekommen ist, er seinem Volk seine Werke beschert, sondern mit Gewalt will jede Mittelmäßigkeit Geniales schaffen. Mit gierigem Auge und heißem Atem rottet sie sich zusammen, um, koste es den letzten Atem von Roß und Mann, die Palme dem allein Gottbegnadeten zu entreißen, der nie darnach gestrebt hat. Das aber ruiniert die Schönheit. Es kommt wie ein Alkoholrausch über die Menschheit. Anscheinend wird alles beflügelt und belebt, in Wahrheit alles entstellt und getötet! Das ruiniert die Schönheit, weil der Stempel aller Schönheit stets das Maß und das Naturgemäße war.

Vor allen Dingen auch, aufs engste damit zusammenhängend, die Gesundheit. Gesundheit ist eine Grundlage und wie oft überhaupt der bessere Teil aller Schönheit. Die aber geht, wie leicht zu sehen, in solcher Welt der wilden Jagd nicht minder verloren! In aller Vollkraft, gar aller Ueberkraft, liegt die stete Gefahr einer allzugroßen Abnutzung, die Gefahr einer plötzlichen Katastrophe, eines Untergangs über Nacht. Nur alle Dreiviertelkraft allein liefert auf die Dauer gesunde, vollsaftige Resultate. Sie liefert sie nur zu ihrer Zeit, nicht eher und nicht immer, aber sie liefert sie mit einer Bürgschaft für die Gesundheit des Organismus, mit einer Bürgschaft besonders auch für die Gesundheit seiner Zukunft. Sie allein treibt mit dem Kapital der Vergangenheit und dem Erbe der Väter keinen Raubbau, von

dem es auf diesem, wie auf jedem Gebiete heißt: ‚Reiche Väter, arme Söhne!‘

Man kann sagen, das Urteil der Jahrhunderte über alle solche Uebertreibung wird feststehen, wenn sie auch mit dem eigenen Urteile meist unter der Selbstüberschätzung leidet, die allem Vordergrunde anhaftet. Es wird ebenso feststehen über all solches Maßhalten, obgleich dieses selbst mit einer Selbsteinschätzung sich überhaupt nicht abzugeben pflegt.

12. Frei geboren.

Was ist die Ursache solches Maßhaltens beim Bauerntum?!

Es ist ein Gesetz, das sich schon durch die Tier- und Pflanzenwelt hindurchzieht und für den aufmerksamen Beobachter oft genug zu Tage tritt, das Gesetz: Zwang macht wild! Zwang macht nicht zahm, solange das in dem betreffenden Wesen befindliche Freiheitsbedürfnis noch nicht ertötet ist. Sondern solange das noch lebt: Zwang macht wild! Will man einen Hund wild machen, so ist bekannt, muß man ihn an die Kette legen. Wenn er dann losgelassen wird, dann geht er auf den Mann. Maulkorb, Stube, Leine, Kette machen aus ihm in jeder Beziehung ein völlig anderes Wesen wie freies Aufwachsen, ein Tier, das ebenso, wie viel mehr Krankheiten, so viel mehr Exzessen ausgesetzt ist. Jeder Reisende erzählt, wie die Massen herrenloser Hunde in Konstantinopel ein Schrecken sind für jeden, der sie nicht gesehen hat. Sobald man einmal zwischen sie geraten ist, wundert man sich über die Harmlosigkeit und ruhige Gesittung dieser doch sämtlich maulkorb- und leinenlosen Geschöpfe. ‚Biten as'n Käenhund‘ ist eine durchaus berechtigte bäuerliche Redensart! Oder das Pferd. Was für den Hund die Leine, ist für das Pferd der Stall. Wenn in Südamerika jemand ein Pferd bestellt, und es wird abends mit dem Lasso eingefangen und steht anderen Morgens angebunden am Fensterladen, so ist das ein völlig anderes Tier, wie ein entsprechend aus dem Stalle geholtes bei uns. Es hat nicht Temperament und Feuer, aber Kraft, Energie und Ausdauer weit mehr wie bei uns. Man kann mit solch einem Pferde Touren machen, wie mit keinem unsrigen. Vor allem aber,

worauf es uns hier ankommt, es ist in einer uns ebenso unbekannten Weise fromm, gutmütig und ruhig dabei. Eine Menge von Damen, auch europäische, wissen mit solchem freilebenden Tiere spielend fertig zu werden, gelangen schnell zu dem verwegenen Spruch: Das Paradies der Erde liegt auf dem Rücken der Pferde! Und würden sich doch nie dem europäischen Tiere anvertrauen mit seiner Verve, seiner Nervosität und Schreckhaftigkeit, seiner Blödigkeit gegen die wirkliche Welt. Jedermann erzählt einem von drüben den charakteristischen Unterschied, wie ja dort selbstverständlich das Pferd auch scheut und seinen Satz macht. Merkt es aber, der Reiter ist dabei gestürzt, so steht es fast ausnahmslos, während bei uns ebenso oft in dem Momente erst der Hauptschrecken und damit das Hauptunglück des Geschleiftwerdens anfängt! Oder um in der Kürze noch zwei Beispiele zu bringen aus den alten und neuen Tierkämpfen. Damals wie heute war das Mittel, die Tiere dazu in die gehörige Wildheit zu bringen, dasselbe: Einsperren! Nicht bloß, um sie hungrig zu machen. Dazu hätten jedesmal ein, zwei Tage genügt, und bis heute ist es in Spanien oder Südfrankreich auf den Hunger der Stiere gleich gar nicht abgesehen. Nein, was man jederzeit wollte, war die Wildheit der Bestien, und die erreichte man durch Einsperren. Der heutige spanische Stier, wenn er draußen auf der Weide eingefangen wird, taugt überhaupt nicht zum Kampfe, geht weder auf das Pferd noch auf den Reiter, ist durchaus noch nicht einmal so gefährlich, wie unser Stallochse, ja, er würde einfach kurzerhand solchem Kampfe ausweichen, vor ihm fliehen usw. Erst durch Einsperren wird er, wie man ihn haben will, erst Enge und Gefängnis machen ihn leidenschaftlich. Erst der Zwang macht ihn wild.

Dasselbe Gesetz läßt sich, wie gesagt, und wie man ja von vornherein gleich vermuten wird, auch im Pflanzenleben verfolgen! Jeder weiß, daß es vollständig unmöglich ist, einen Obstbaum mit der gewöhnlichen Wildlingsunterlage und seinem ziemlich starken Wachstums- und Freiheitsbedürfnis als Spalier an einer engen Hauswand zu ziehen. Will man es doch erzwingen und fängt an zu binden und zu schneiden, so weiß Jeder, wie an Stelle eines abgeschnittenen Zweiges jedesmal zwei, drei, vier andere hervorschießen, wie er viel wilder exzediert, wie je unter normalen Verhältnissen, bis zum Schluß, wenn die Behandlung nicht eingestellt wird, der ganze Baum eingeht. Jeder weiß, wie

Spalierzucht sich nur ausführen läßt mit ganz besonders langsam wachsender Unterlage, und wie selbst dann noch der Züchter sich stets auf einzelne bestimmte Sorten beschränken muß, die sich solchen Zwang, solche Bändigung gefallen lassen, ohne dabei erst zu exzedieren und dann unterzugehen. Es ist dasselbe Gesetz, wie oben in der Tierwelt, und Zoolog und Botaniker oder vielmehr allerlei Tier- und Pflanzenzüchter würden mutmaßlich leicht die Beispiele dafür vermehren können.

Es gilt eben dieses Gesetz aber durchaus auch für die Menschenwelt, oder vielmehr für diese als die höchstorganisierte noch ganz besonders! Wer einmal einen Beduinen in seinem weißen Mantel beobachtet hat, irgendwo in einem seiner primitiven Cafés sitzend und dann aufstehen und langsam, hochragend und einfach seine Wege gehen, oder, etwas Näherliegendes! wer in den letzten Jahren hier oder da auf den Bahnhöfen die Vertreter des Burenvolkes aufmerksam betrachtet hat, die überall durchkamen, der wird dasselbe beobachtet haben! In diesen ‚unkultivierten‘ Leuten eine Hoheit, eine Pracht der Haltung, eine Sicherheit, eine Freiheit und doch ein Maßhalten in jeder Bewegung, wie wir sie hierzulande nur in Kreisen finden, die aus diesem Kapitel mehr oder weniger ein spezielles Lebensstudium machen. Man hat die Empfindung, solche Leute bewegen sich ein gut Teil ungebundener, wie wir oft, sie rühren unendlich oft genau an die Grenze an, jenseits welcher Schönheit, Wohlanständigkeit u. dgl. aufhören würden. Aber nicht ein einziges Mal überschreiten sie dieselbe. Man wird sich erinnern, wie solche Buren, ehe die Züge abgingen, jedesmal aller Augen auf sich zogen. Und es war nicht bloß das Mitleid mit ihrem Geschick, was die Blicke an sie fesselte, sondern der unmittelbare Beweis, den sie durch ihr Gebaren lieferten, wie wenig sie solchen Geschickes würdig wären. Man hatte die dunkle Empfindung, man könnte alle die stolzen Großstädte des eigenen Vaterlandes durchstreifen, und würde wenig ähnliche Figuren wiederfinden, ähnlich frei und ähnlich maßvoll! Wie wenn im Inneren eines Jeden ein Feuer brennte, und um das Feuer herum läuft, einen Kreis über den anderen, eine Spirale. Und so oft die Flamme an die Spirale rührt, schlägt sie wieder zurück! Es war die Schönheit, der Adel einer freien Geburt, eines freien Aufwachsens! Nicht einer Freiheit von einzelnen Zöllen, Abgaben und Verpflichtungen, sondern eine Freiheit von dem schweren Druck der Kultur, von ‚der Straßen quetschender

Enge‘ und all dem, was in solch quetschender Enge aufwächst, die Menschen bildend und bedrückend, glücklich und elend machend!

Freiheit macht maßvoll! Man weiß, man braucht zum Erweis davon noch lange nicht so pathetische Beispiele herbeizuholen! Ein Kind, das zu Hause fortwährend von allem miterhält, kommt nicht auf den Gedanken, bei Besuch in fremden Häusern sich den Magen zu überladen. Ein Dienstmädchen, das von allem erhält, gewöhnt sich das Naschen ab; es müßte denn krankhaft veranlagt sein oder nicht eine Spur von sittlichem Ehrgefühl besitzen. Es wird eines Tages geradezu zur Frau sagen: Sie brauchen mir nicht von allem zu geben, beim Bauer ist man das nicht gewöhnt!

Freiheit macht maßvoll. Die Beispiele dafür liegen bei genauem Hinsehen auf der Hand! Ebenso, wie für das Gegenteil, daß Zwang wild macht! Man denke an weiter nichts, wie an das Pariser junge Mädchen in Kloster und Klosterschule! Bewacht vom Morgen bis zum Abend, ohne einen Bruchteil persönlicher Freiheit, gar vom anderen Geschlecht aufs ängstlichste ferngehalten, dann aus dem Kloster heraus verheiratet: Man weiß, was das gibt! Oder ein zweites Beispiel! Man versuche einmal, die ganz eigenartige Wildheit der katholischen Kirche, besonders auch allen Gegnern gegenüber, nicht zu erklären aus Glaubenslehren u. dgl. heraus, sondern aus der Unnatur, die auf ihr ruht, der Unnatur des Gedankenzwanges und der Unnatur des Zölibates. Derartiges muß den Menschen wild machen! Wie die moderne Kultur es tut, die sich auch wie eine Gewitterwolke von Unnatur auf die Menschheit legt, mit den Kindern anfangend, denen sie den Garten und den Anger nimmt und dafür den täglichen Spaziergang in den Anlagen bietet. Dergleichen befriedigt nicht. Solange im gedrückten Menschen überhaupt noch Lebenskraft ist, sammelt sich durch solchen Zwang wie in einem überheizten Dampfkessel zu viel Kraft, die stets bereit ist, nach irgend welcher Richtung hin zu explodieren, während im Freieren die Gesamtsumme der täglichen kleinen Freiheiten sein Bedürfnis nach Freiheit deckt.

Gewiß, es mag ja bei diesem Gesetz von der Freiheit und vom Maßhalten noch allerlei mit zu berücksichtigen sein, so daß gerade dieses Gesetz vielleicht mehr als andere seine Ausnahmen besitzt. An Zwang Gewöhntes plötzlich freigeben, bei irgend einem Gebiet, das unter einem Zwangsdasein seufzt und zu verkümmern droht, plötzlich die Stäbe des Käfigs niederreißen, das gibt nichts.

Plötzlichkeit dürfte, wie nirgends, so hier vielleicht am wenigsten am Platze sein. Dergleichen diskreditiert dann die Freiheit. Freiheit muß mehr wie manches andere, wie wir oben sagten, gewachsener Boden sein, nicht aufgeschütteter! Auch die gesamte Art des zur Freiheit Bestimmten spricht mit. Es muß eine Art sein, die ein Gefühl hat für Selbsthaltung, ein Gefühl für Freiheit. Also all dergleichen und wahrscheinlich noch manches andere müßte dabei berücksichtigt werden. Gerade aber nach all solchen Abstrichen wird das Gesetz dann vielleicht in einer besonderen Ausdehnung seine Geltung haben: Freiheit erzeugt Maßhalten.

Es wird sich festhalten lassen, alle sog. wilden Tiere haben etwas von dem Löwen des Androklus, dem Löwen Heinrichs des Löwen, dem Löwen des Hieronymus an sich, den Dürer so gutmütig vorn auf seine Radierung hingelegt hat. Und alle Naturmenschen etwas vom Seumeschen Kanadier, der, so sehr er auch eine Rousseausche Tendenzfigur sein mag, in seinem Hauptgedanken doch wohl richtig ist. Alle Reisenden stimmen darin überein, daß der Ausdruck ‚Wilde Völker' eigentlich nur in der Phantasie des Europäers besteht, der sie entweder nicht kennt und diejenige Härte und Herbheit, die auf Rechnung besserer gesunderer Nerven und größerer Volksjugend zu schieben ist, als größere Roheit und Wildheit auslegt. Oder der sie bloß kennt im Stande der Notwehr, wenn sie Haus und Hof vor dem andringenden weißen Mann verteidigen! Natürlich, der angeschossene Löwe ist immer wild!

Das obige Gesetz, der Adel des Maßhaltens, den eine freie Geburt und ein freies Leben verleihen, die Freiheit des Daseins als Ursache solchen Maßhaltens gilt ganz unverkennbar auch von allem guterhaltenen Bauerntum.

Wir müssen, um von dessen Freiheit uns ein richtiges Bild zu machen, um in unseren Gedanken nicht etwa an seiner langen einstigen Hörigkeit diese seine Freiheit scheitern zu lassen, allerdings ein kurzes Wort noch vorausschicken über diesen vielbesprochenen Begriff überhaupt. Welche Freiheit meinen wir hier?! Wir sind uns eins darüber, man wird unter ihr im vorliegenden Zusammenhange nicht zu verstehen haben lediglich ein Entbundensein von einer Anzahl von Polizeivorschriften! Wir werden noch weniger darunter verstehen eine Freiheit womöglich gar von moralischen Verpflichtungen. Solches exlex- und outlaw-sein so vieler Revolutionen verflüchtigt sich am schnellsten vor jeder eingehenden Betrachtung! Wir fühlen, auch alle die speziellen Frei-

heiten, welche die besonderen Errungenschaften aller Kultur sind, Rede-, Preß-, Gewerbe-, Bewegungsfreiheit, die ganze Summe aller solcher persönlicher Freiheiten ist immer noch nicht diejenige Freiheit, auf welche es ankommt: Jene Freiheit, der von der Geschichte der Menschheit stets eine so besondere Krone aufs Haupt gesetzt ist, und die wir dem Bauerntum zu vindizieren beabsichtigen! Wir schließen uns der Herbartschen Behandlung des Begriffes an[1]). Wir sagen: Jene eigentliche, jene besondere Freiheit vor aller anderen ist vorhanden da, wo Platz, wo Spielraum, wo freier Raum vorhanden ist für die naturgemäßen, für die wesentlichen, für die tiefsten Bedürfnisse des Menschen. Wo diese in demselben Mischungsverhältnis, in dem sie in unserem geistleiblichen Dasein miteinander vermengt sind, auch befriedigt werden können und befriedigt werden. Wo nicht einseitig etwa das leibliche Bedürfnis befriedigt wird, daß sein Lärm die geistige und moralische Welt überschreit und übertäubt und schließlich erstickt, so daß der Mensch zuletzt in völlige Disharmonie seines Wesens gerät, sondern wo jeder wirklich wesentliche Trieb im Menschen, vom sinnlichsten hinauf bis zum rein moralischen, Licht und Luft bekommt, Befriedigung und Sättigung erfährt: Da ist jene Freiheit, da fühlt sich der gesunde Mensch wirklich frei! Der Mensch bedarf des Brotes, damit sein Leib lebt. Er bedarf der Religion, damit sein Geist lebt. Wo er in der Weise findet, was er unentbehrlich nötig hat, da ist Freiheit für ihn. Die Bedürfnisse der innersten Natur befriedigt sehen, von den Wünschen des Leibes an bis zu den Wünschen des Gewissens hin, das ist Freiheit für den Menschen.

Die aber findet in diesem Sinne sich, es wird nicht zu leugnen sein, nirgends, bei keinem anderen unserer Stände so gewahrt, wie beim Bauernstande!

Man überfliege die einzelnen Gebiete.

Die äußeren Lebensbedürfnisse! Die Ansprüche steigen nicht bis zur Maßlosigkeit. Der Hydra wachsen nicht für jeden abgeschlagenen Kopf zwei neue. Die Wünsche sind, und, was das Wesentliche ist, sie bleiben auch niedriger, und die Befriedigung ist leichter, wie anderswo.

---

[1]) Vgl. R. Volkmann, Lehrbuch der Psychologie; O. Flügel, Von der Freiheit des Willens. Zeitschr. f. exakte Philosophie Bd. 10 1872, S. 128 ff.

Dazu die **frische Luft**, dieses pabulum vitae schon der Alten. Soll man sie nicht auch als ein absolutes Bedürfnis von uns Neuen bezeichnen? Ein Bedürfnis, man wird auch damit nicht zu viel sagen, für Leib und Seele? Das man auf die Dauer nicht ungestraft mißachtet?! Wie ebenso die Ruhe des Lebens! Einmal und hundertmal von Stadtlärm aufwachen, schadet selbstredend nichts. Täglich aber morgens statt durch Vogelgezwitscher durch Straßenbahnklingeln geweckt werden, soll das nicht sicher auch die Mißachtung eines Bedürfnisses bedeuten, die sich dann so oder so irgendwie rächt?!

Oder Höheres! **Häuslichkeit**, genommen im weitesten Sinn, ist sicherlich im Menschen, wie vor tausend Jahren, so auch noch heute nicht eine Liebhaberei, ein Tun, das man auch lassen kann, sondern ein tiefangelegtes Bedürfnis. Der zu Jahren gekommene Mann will ein Weib, will Kinder. Er will den Verkehr mit ihnen, mit Verwandten, mit der ganzen häuslichen Luft. Er will auf sie alle einwirken und will, daß sie alle auf ihn einwirken. Er will das alles seit Jahrtausenden mit der Wucht eines Bedürfnisses. Was verschlägt es, daß man von den Größten der Menschheit einige anführt, die ohne diese Dinge und vielleicht auch gerade deswegen groß gewesen seien? Raffael, Michelangelo und Lionardo seien alle drei ehelos gewesen. Wir fragen, was verschlägt das? Wessen kann ein Genie nicht alles entraten?! Gauß soll bloß mit jeder vierten Zahl gerechnet, die drei anderen jedesmal übersprungen und vernachlässigt haben! Was soll das Beispiel vom Genius für Durchschnittsmenschen?! Für Durchschnittsmenschen ist das Haus ein Bedürfnis! Dann aber muß man gestehen, finden Haus und Häuslichkeit sich nirgends so klassisch, wie beim Bauerntum. Die Kultur hat sich zu aller Zeit Surrogate dafür ausgedacht, vom Kloster an bis zum modernen Klubhaus, tausend Veränderungen, aber wohl nie eine Verbesserung. Der Bauer denkt anders darüber und wahrscheinlich richtiger. Häuslichkeit ist ihm ein im Menschen fundamentiertes Bedürfnis, und Freiheit besitzt er, weil keiner so wie er dieses Bedürfnis befriedigt.

Es wird sich weiter sagen lassen, daß ebenso tief im Menschen begründet liegt das Bedürfnis einer gewissen **Ueberzeugungsfreiheit und Selbstbestimmung**, einer gewissen Selbstbetätigung und Auswirkung seines Inhaltes. Den Menschen zum Rade in irgend einer Maschine machen, das vor allem nicht selbständig zu

denken hat, und über das, was er damit verliert, ihn zu trösten mit dem Hinweis auf das große Ganze, dem er nunmehr diene, das dürfte wiederum heißen, Menschenart verkennen. Derartig unselbständig werden will sie nicht, und geht der Mensch darauf ein, so befriedigt er seinen Hunger, seinen Ehrgeiz u. dgl. auf Kosten fundamentalerer Bedürfnisse! Nirgends aber braucht er im allgemeinen das so wenig, nirgends kann er in dieser Beziehung so naturgemäß leben, wie im Bauernstande. Der Bauer ist Herr auf seinem Hofe, und da sein ganzes Leben auf seinem Hofe liegt, ist er auch der Herr und frei in seinem Leben. Es ist in die Augen springend, wie naturgemäß, wie bedürfnisbefriedigend das ist.

Und wir steigen zum Höchsten auf! „In dir ein edler Sklave ist, dem du die Freiheit schuldig bist!" Religion und Moral! Diese beiden leisesten und höchsten Wünsche im Menschen, die er am wenigsten ungestraft überhört. Daß der Mensch unruhig ist, bis er in Gott ruht, daß er nicht dauernd im Rate der Gottlosen und auf der Bank der Spötter zu sitzen wünscht: Das wird zehnmal bestritten und die Menschheit in ihren besten Stunden hat es doch immer wieder behauptet. Und gerade je edler der Bestreiter immer war, je ernster und aufrichtiger er es jedesmal mit seiner Feindschaft meinte, desto mehr stand er immer in Gefahr, daß über ihn wie über Paulus ein Damaskus kam. Denn je edler der Mensch ist, desto weniger ist er gegen Gott veranlagt und gegen das, was gut ist! Beide Bedürfnisse aber deckt wieder keiner unserer Stände so wie der Bauernstand. Er weiß, was ihm sein Gott ist. Seine Tochter kommt aus ihrem Stadtdienst zurück und erzählt mit einer Art Entsetzen: „Wat Lüe! Un wat hebbt se Geld! Awerst se glöwt nix!" Und er lebt, wovon wir sprachen, in einer Luft von einer nicht unerheblichen moralischen Reinheit. Er liest und hört keine Flut von Zweideutigkeiten. Witz und Spott sind ihm nicht dasjenige, wofür zum Schluß alles verkauft wird, der Freund und das Heilige, vielmehr gerade für diese beiden Gesellen hat er nicht ein wuchtiges ‚Quos ego' zur Hand, hinter dem sie wiederkehren, wenn es verflogen ist, sondern eine feste richtige Empfindung, die eine weit bessere Polizei ist. In solcher Luft aber leben, das heißt wieder haben, was man bedarf, heißt, wieder frei sein.

Es soll nicht gesagt sein, daß die genannten Bedürfnisse die sämtlichen der Menschennatur seien, nur die Richtung derselben soll ungefähr bezeichnet werden. Im großen und ganzen sind sie

so festgelegt seit Jahrhunderten und seit Jahrtausenden, und es ist ein Akt der Gesundheit, ein Akt richtigen Augenmaßes, ein Akt richtigen Freiheitsbedürfnisses beim Bauerntum im Gegensatz zu weiten Flächen der Kultur, daß dies letztere gar nicht darauf kommt, seine Kraft an der Prüfung solcher Fundamente zu versuchen. Es ist ein richtiges Augenmaß, wie es sich, darf man vielleicht sagen, nur eben in freier Luft entwickelt, daß Dingen gegenüber, die so über Entstehen und Vergehen hinausliegen, ein Einzelner oder ein einzelnes Jahrhundert, die sie bezweifeln wollen, nur der Lächerlichkeit und Unnatur anheimfallen! Darin, daß das Bauerntum sie hochhält, hält er seine Freiheit hoch!

Der Kulturgeist rühmt sich der Freiheiten, die er seinerseits errungen hat, und die wir oben andeuteten. Gewiß, es ist unbestreitbar, auch er hat einer Anzahl von Trieben im Menschen freie Bahn geschafft und tut dasselbe bis zur Stunde, arbeitet für sie und macht Tausende von Erfindungen für sie. Aber je länger je mehr für Triebe zweiten Ranges, Bequemlichkeit, Zeitersparnis, Reichwerden an irgend welchem irdischen Besitz, Lebensgenuß u. dgl.: Kant und Schiller treten in den Hintergrund, Brot und Spiele in den Vordergrund! Das von wirklicher Gesundheit zeugende richtige Augenmaß geht verloren. Die Freiheit für die Bedürfnisse ersten Ranges im Menschen, deshalb, weil diese nicht so laut und vordringlich zu schreien pflegen wie die anderen, übersieht man, bis sie zum Schluß vertändelt ist. Die Kultur gleicht dem arabischen Scheik, der seine Selbständigkeit verloren, dafür aber das Recht erhalten hat, in Zukunft eigene Briefmarken zu drucken! Sie rühmt sich ihrer Aufklärung und Freiheit gegenüber dem dunkeln Mittelalter und hat dessen Freiheit auf den hauptsächlichsten Gebieten eingebüßt: Der heutige Fabrikarbeiter ist schlechter dran, wie der Bauer in den schlechtesten Zeiten seiner Hörigkeit, denn der hatte einen Gott, hatte Häuslichkeit, hatte für Leib und Seele reine Luft. Unfreiheit durch allerlei Modezwang, Etiketten- und Polizeizwang, was tun die zur Sache! Derartigen Zwang, etwas sinnvoller meist, aber im übrigen ebenso streng, besitzt auch alle Natur in den ehernen Vorschriften vieler ihrer Sitten. Was tut dergleichen dabei. Auf die Hauptsache kommt es an, ob die lapidaren Bedürfnisse frei sind. Nur wo das der Fall ist, da ist wirkliche Freiheit. Und diese Freiheit erzeugt Maßhalten.

„Vor dem Sklaven, welcher die Kette bricht,
Vor dem freien Mann erzittre nicht!“

13. Geschichtliches.

Es würde naheliegen, die gesamte Art des Bauerntums wesentlich auch auf seine Geschichte zu gründen. Die Gegenwart als Ergebnis der Vergangenheit gilt für so vieles. Weshalb sollte es nicht auch für das Bauerntum gelten.

Denken wir ihr einen Augenblick nach!

Nehmen wir die Eigenschaft der Unpersönlichkeit, den Begriff der Tradition, dieses Zusammenarbeiten aller, dieses Zurücktreten aller Einzelarbeit, die wir als einen Grundzug alles bäuerlichen Tuns bezeichneten.

Man kann wohl mit Recht fragen, auf die Geschichte dieser Eigenschaft sehend: Wo haben sich in aller Vergangenheit je ähnliche Gemeinschaften gefunden, die so nur als Gemeinschaften existierten, so ohne alles und jedes Persönliche in sich lebten, wie die Tausende der über Deutschland verstreuten Bauernschaften?! Und vor allen Dingen, wo haben solche Gemeinschaften so gleich fast ungezählte Jahrhunderte hindurch derartig existiert, daß rein durch die Gewohnheit da alles zum unausrottbaren Instinkt werden mußte! Wir reden davon, daß unsere heutige Zeit eine Neigung zum Vereinswesen besitzt, wir denken an die mittelalterlichen Vereinigungen der Gilden und Innungen. Wie schattenhaft sind aber all solche Koalitionen, wie locker und lose sind sie, wie eng begrenzt ist das Gemeinsame in ihnen! Ein einziger, wie nebensächlicher Lebenszweck verbindet oft nur die 50 oder 100 Menschen. Die übrigen 90 oder 99 Prozent seines Lebens lebt Jeder gesondert! Man vergleiche mit solchen Erscheinungen die Jahrhunderte des Gemeinschaftslebens in der Bauernschaft! Vor Zeiten unter ihrer Führern in ihre meist noch heutigen Wohnsitze eingewandert, dem Prinzip nach schon die heutige politische Gemeinde, dem Prinzip nach, wenn man nur Heidentum mit Christentum, Götterhain mit Kirche vertauscht, schon die heutigen Kirchspiele mit ihren oft so zufälligen Grenzen[1]), haben sie in diesen durch die Zeiten hindurch sich so ähnlich gebliebenen Formen ihr einziges Gemeinschaftsleben geführt[2]), gegründet auf die Ge-

[1]) Vgl. G. S. von Maurer, Geschichte der Dorfverfassung. 2 Bde. Erlangen 1865/66. Bd. 1 S. 110.

[2]) Eine Menge unserer heutigen Dörfer reichen nach Ausweis der

meindemark. Die Gemeindemark war der alles verbindende Faktor. Gemeinweide, Gemeinhaide, Gemeinwasser, Gemeintorf, Gemeinmast, Gemeinsand und -lehm zum Bauen, in den Bergen der Gemeinwald, der Gemeinsteinbruch, die Gemeinalp: Das war die alles einigende Gemeinmark! Zu welch allem wie lange und wie oft noch hinzukam als das meiste der Gemeinacker! In der Gegend der Einzelhöfe findet sich wenigstens in dieser letzteren Beziehung schon früh der Einzelbesitz, der Sonderacker, der Hofacker. Von ihrem gesamten Feldland umgeben, liegen sie weit zerstreut da. Die Gegenden der geschlossenen Dörfer aber haben Jahrhunderte hindurch auch den Gemeinacker gehabt. Aller Boden liegt draußen, je nach der Art etwa in zwei ‚Gewanne' eingeteilt, das eine schwer, das andere leicht, und jedes Gewann mit so viel ‚Bifängen', jenen allbekannten schmalen Ackerstreifen, wie die Bauernschaft Stellen mit eigenem Rauch besaß. Alles aber eben Gesamtbesitz. Um niemand zu benachteiligen, alle paar Jahre von neuem verlost. Um niemand zu benachteiligen, um allem Ausbeuten des Bodens vorzubeugen, der dem Nachfolger ein ausgehungertes Land beschert hätte — denn die Kunst des Düngens kannte man noch nicht! unter dem vielgestaltigsten Flurzwange stehend: Bestimmungen über Saat- und Erntezeit, über Flurwechsel, über Acker- und Ruhejahre, alles von der Gesamtheit der Bauernschaft überwacht[1]).

Urkundenbücher mit Leichtigkeit bis in die Zeit der fränkischen und sächsischen Kaiser hinauf. R. Andree, Braunschw. Landeskunde 1896, S. 17.

[1]) Ueber die Nutzung der Ackerflur vgl. R. Schröder, Lehrbuch der Rechtsgeschichte, 2. Aufl. 1894, S. 43—50, 195—208, 407—418, 734—743. Dieselbe entwickelte sich nicht bloß bei den Germanen durch die drei Stadien hindurch: Gemeinbesitz und Gemeinnutzung, Gemeinbesitz und Privatnutzung, Privatbesitz und Privatnutzung. Cäsar traf die Germanen noch als Nomaden und wesentlich Viehzüchter an. Soweit sie aber Acker bauten, waren Besitz und Nutzung gemeinsam. Seine Bemerkung von dem jährlichen Weiterziehen und dem jährlichen Neubruch einer Wildnis klingt etwas sehr nach Hörensagen, wie mehreres in jenen Kapiteln; man denke an die phantastische Beschreibung des alces Bell. Gall. 17, 27! Es ist unmöglich, Wildnis in einem Jahre umzubrechen, geschweige denn umzubrechen und zu benutzen. Und es ist weiter kaum denkbar, wenn man erst einmal vom Lande lebt, daß man dann sich an dessen schlechtestem ersten Jahre genügen ließe. Jedenfalls aber, das mag feststehen, was zu Cäsars Zeit an Ackerbau bereits geübt wurde, das geschah im Rahmen von Gemeinbesitz und Gemeinnutzung! Anders zu Tacitus' Zeit, der bereits feste Dörfer erwähnt und Häuser mit Kellern für Früchte und Menschen im

Man kann sagen, es war alles dieses ein solcher weitgehender wirtschaftlicher Kommunismus, wie er einem jungen Volk ebenso naheliegt und ebenso ansteht, als er für ein späteres mit seinem ausgebildeten Individualismus praktisch stets undurchführbar sein wird! Es ist aber auch klar, wie jenes alles, der Gesamtbegriff der bis vor kurzem doch noch aufs höchste wichtigen Allmende, um seiner Alltäglichkeit, um seiner jeden Morgen wieder neu werdenden Sichtbarkeit willen, um des allgemeinen Dranbeteiligtseins eines Jeden willen ganz anders auf eine Verbindung, auf ein Zusammenschweißen unter den Gemeindegliedern hingewirkt haben muß, wie irgend anderes Gemeingut, Gemeinkapitalien, Gemeinpfarr- und Schulhäuser u. dgl., deren Gemeinsamkeit zu sehr immer nur eine abstrakte war, zu selten eine auch für den Einzelnen in sichtbare Erscheinung tretende. Der Anteil des Einzelnen an der Allmende, die tägliche Nutzung derselben sind etwas ganz anders in die Augen Springendes, wie der ideelle Anteil des Einzelnen in der Gemeinde an einem Gemeindekapitale! Also die Mark ist es gewesen, die gewiß wesentlich dazu mitwirkte, dem Bauerntum in dieser Beziehung seine Eigenart zu verleihen. Die Mark hat jede Bauernschaft zur Masse zusammengeschweißt. Zu einer Masse, in der in allen Dingen, wie wir ausführten, die Gemeinde stets der übergeordnete Begriff, die Einzelperson bei weitem der untergeordnete war, in der der Einzelne alles andere war wie eine mit jener Allgemeinheit nur möglichst lose zusammenhängende Einzelperson. Es trifft

---

Winter, alles Land aber als ‚Volkland', in Gemeinbesitz, im übrigen aber teils in Gemein-, teils in Privatnutzung. In diesem Stadium haben sich, wie bekannt, die Verhältnisse zum Teil gehalten bis ins vorige Jahrhundert hinein, in Resten in vielen Gegenden bis heute. Schritt für Schritt aber ist im wesentlichen nebenher der dritte Zustand eingetreten, Privatbesitz und Privatnutzung. Die Stücke blieben eines Tages, wie sie zuletzt verlost waren, die Ackerlose wurden Privateigentum. —

Ueber die häufig in den Hocheinöden der Rhön, in vielen Wäldern, in den verhaideten Ebenen Norddeutschlands unter der obersten Bodennarbe noch heute deutlich erkennbaren alten Bifänge ist zu bemerken, daß dieselben wahrscheinlich nicht bereits aus früherer Zeit, sondern meist erst aus dem Dreißigjährigen Kriege herstammen. An der Beschaffenheit des Bodens sind sie ja nicht mehr von ihrer Umgebung zu unterscheiden. Mutterboden, unbenutzt, vergeht nach zehn Jahren und wird wieder, was er vorher war. Die gebliebenen Furchenreihen aber lassen deutlich den gepflügten und dann nie benutzten Bifang erkennen. Vgl. Schröder a. a. O.

überall der Vergleich zu: Eine Schale mit Erbsen auf der einen Seite und eine Schale etwa mit Pech auf der anderen. Man schütte beide aus und man hat das Gleichnis einer Kulturstadt und einer Bauernschaft.

Solches Insichzusammenhängen, bei dem man kaum weiß, was eine Einzelperson ist, das würde die historische Grundlage sein, auf die unsere Kapitel von der Unpersönlichkeit und Tradition sich gründeten! —

Oder die Eigenschaft der **Beharrung** erklärt aus bäuerlicher Vergangenheit.

Die Beharrung in den Verhältnissen schafft die Beharrung als Instinkt. Wo aber findet, könnte man aufs neue auch hier fragen, sich wieder eine gleiche Beharrung, eine gleiche Stabilität der Verhältnisse, weil eine gleiche Abgeschlossenheit gegen alle Außenwelt, wie in der Geschichte des Bauerntums.

Welche Abgeschlossenheit nach außen in weltlichen Dingen! Man lese in Maurers ‚Dorfverfassung' das Kapitel: „Schließung der Mark nach außen[1]." Nicht eine willkürliche, sondern gleich eine in den Verhältnissen notwendig begründete, eine, die von vornherein gar nicht auf Aenderung eingerichtet war. Man vergegenwärtige sich nur die Lage der Dinge. Irgend eine Ackerflur ist von vornherein auf etwa 20 Stellen hin ausgesucht und für 20 Stellen eingeteilt und zugeschnitten, jedes Ackerlos ungefähr gleich groß, jedes ungefähr berechnet auf das für ein Haus Nötige, auf das von einem Hause an Arbeit zu Leistende. Welcher Umwälzungen hätte es bedurft, eines Tages jedes der Gewanne statt in 20 in 30 Lose zu teilen? Wie hätten sowohl Acker wie Allmende ausreichen sollen für noch halbmal soviel Stellen wie bisher? Es lag in den Verhältnissen begründet, daß eine fertige Bauernschaft notwendig gegen Zuzug von außen sich abschließen mußte, und immer wieder kommt dieser Gedanke in Weistümern und Landrechten zum Ausdruck. Neue Bauernschaften in neuem Rodeland bilden, ging an, alte vergrößern war mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Alle paar Jahre gar groß und klein werden, anschwellen und sich zusammenziehen, wie die Stadt, diese Erscheinung fehlt durchaus den Bauernschaften. Die Zahl der Höfe war für jede derselben meist von Anfang an festgelegt und wie oft blieb sie durch die Jahrhunderte hindurch dieselbe. Maurer

[1]) **Maurer**, Dorfverfassung Bd. 1 S. 313—327.

führt einen Fall an von der Bauernschaft Mörlenbach im Odenwalde, die bereits zur fränkischen Zeit 34 Huben zählte, und heute deren 38[1]).

Und entsprechend diesem Grundsatze, daß niemand in die Mark hineindurfte, der korrelate: Nichts durfte aus ihr heraus! Nichts von dem, was aus der Gemeindemark stammt, was innerhalb der Gemeindemark erzeugt wird, darf nach außen gegeben werden. Gar von einem systematischen Export, der sich durch einen entsprechenden Import wieder ausgeglichen hätte, keine Rede. Kein Stück Holz soll nach auswärts gehen. „Es soll niemand kein stecken, noch kein gerten auß dem Gemeinmarck hauen, er wil es den auf die erbgüter brauchen. Es soll niemand, der erbgüter hat, kein Holtz verkauffen noch geben, den einem, der auch auf den erbgütern sitzt, aus dem gemeinmarck[2])." Kein Stroh, Heu, Futter und Dünger darf nach auswärts gehen. „Kein Stro oder Hey, vom herbst an biß saned Georgen Tag, soll aus dem Dorff verkaufft, und im Jar durchaus ainiges Fuetter, Müst yemandt anderen Frembden ausser des Dorffs zu verkhauffen oder zu vertauschen gestatt werden soll[3])." „Alle gestreue, die in der marck werden, sollen uff der marck bliben[4])." Dasselbe gilt von allen in der Mark hervorgebrachten Früchten und Tieren. „Keiner soll Fisch noch Krebs von Dorff tragen[5])." Es soll kein Schwein, welches im St. Goarer Wald gemästet wird, außerhalb der Marck verkauft werden[6]). Korn und Wein, welche in der Bauernschaft wachsen, sollen auch in der Bauernschaft verzehrt werden. Nur die Mühle der Bauernschaft, nur das Backhaus, nur die Kelter der Bauernschaft dürfen zu ihrer Verarbeitung benutzt werden.

Mit einem Wort: Womöglich in nichts eine Ausfuhr.

Zweitens, wenn aber doch, so war ihr vorgelagert das aus-

[1]) Maurer a. a. O. S. 39.

[2]) Maurer, Dorfverfassung Bd. 1 S. 314. Weistum zu Wellhausen in der Schweiz. Die zitierten Weistümer stammen aus dem siebenbändigen gewaltigen Sammelwerke: Jakob Grimm, Weistümer. Göttingen 1840 ff.

[3]) Weistum zu Aschizheim. Grimm Bd. 1 S. 800.

[4]) Maurer, Dorfverfassung Bd. 1 S. 315. Dorfordnung von Jugersheim in Mones Zeitschrift f. die Geschichte des Oberrheins Bd. 1 1851, S. 13.

[5]) Grimm Bd. 3 S. 631.

[6]) St. Goarer Weistum. Maurer, Dorfverfassung Bd. 1 S. 316.

gedehnteste Vorkaufsrecht der Markgenossen. Sämtliche Erzeugnisse müssen vor dem Verkauf nach außen den Dorfgenossen angeboten werden. „Ob jemand Mist außerhalb der Mark verkauft und dasselbige nit zuvor den Bürgern feil gebotten?[1])." „Und begäbe es sich, daß etlicher vnder vns die güter, so er hat eins teils oder gar verkoffen wolte — soll er die einer gemeind des ersten anbieten[2])". Oder folgende merkwürdige Bestimmung eines Weistumes: „Item, wer fail hat prott, fleisch oder salz, oder waz ain mann fail hat, der in dem Dorff zu Peytigo gesessen ist, und ein ander gesessen mann gen im khöm, oder sein pot, und wollt gern kauffen prott, fleisch oder ander Ding, daß er fail hat, und daß diser im noch seinem poten nicht geben wolt, so mag derselbig mann ... pfant nemen und mag im sein Keller oder gaden außstoffen und mag daraus nemen prott oder wein, oder was er fail hat[3])." Also das ausgedehnteste Kaufrecht jedes Eingesessenen in seiner Gemeinde, um nichts aus der Gemeinde herauszulassen.

Dem sich, auf dieselbe Schließung der Mark nach außen hin gerichtet, um den Aufenthalt in der eigenen Mark wohnlicher zu machen, eine durchgehende Bevorzugung der Gemeindegenossen seitens der Handwerker der Gemeinde anschloß. „Die in der Dorfmark angesessenen Handwerker hatten nur für die Gemeindsleute oder für sie wenigstens vor allen anderen und wohlfeiler zu arbeiten. Die Wagner, Schüßler und Köhler zu Sachsenheim in der Pfalz durften nur für diejenigen arbeiten, welche in der Allmende angesessen waren. Der Dorfschmied zu Schönfeld u. a. m. in Bayern sollte jedem Bauer eine Pflugschar umsonst machen und im übrigen emsig und zu wohlfeilen Preisen für die Bauern arbeiten. Anderwärts durften die Dorfschmiede nur so viele Kohlen im Walde brennen und die Dorfschuster nur so viele Baumrinden holen, als sie für den Bedarf ihrer Dorfnachbarn notwendig hatten. Die Ziegler zu Schwommendingen in der Schweiz hatten die Gemeindsleute mit dem nötigen Ziegelbedarf umsonst zu versorgen. Die Ziegler zu Baar sollten für die Gemeindsleute um einen sehr geringen Preis arbeiten. Die Müller zu Schwommen-

[1]) St. Goarer Rügefragen von 1640. Maurer, Dorfverfassung Bd. 1 S. 315.

[2]) Weistum von Töß bei Winterthur. Grimm Bd. 1 S. 133 f.

[3]) Ebd. Bd. 3 S. 650. Maurer. S. 320.

dingen mußten die Gemeindeglieder vor allen anderen bedienen ꝛc.[1])." In allem eine Abschließung der Mark nach außen.

Und wie in weltlichen, so in kirchlichen Dingen.

Gewiß, jede Herrschaft konnte, wo sie in einer Mark ansässig war, in derselben Klöster gründen, Kirchen und Kapellen bauen, die in ihrer Wirksamkeit über die Grenzen der betreffenden Bauernschaft hinausgingen. Sie konnte in grundherrlichen Bauernschaften, die sie ihrerseits anlegte und ausstattete, deren mehreren zusammen eine Kirche geben, dadurch ganz gewaltig ihre Abgeschlossenheit aufhebend. Sie konnte in sog. gemischten Bauernschaften, die freie Bauern und an irgend einen Schutzherrn Hörige in sich begriff, diese letzteren an eine besondere Kirche zusammenfassen und dadurch von den anderen trennen. Das alles war möglich und es trat häufig genug ein! Aber in vielen Gegenden doch auch wie selten! Wie oft ist es einfach nunmehr zwei Jahrtausende lang bei dem uralten Grundsatz geblieben: Jede Bauernschaft ein Kirchspiel, jedes Kirchspiel eine Bauernschaft!

Man muß immer von neuem sagen, es war ein ganz einziges Untersichbleiben. Es war die Regel, in demselben Hause zu sterben, in dem man geboren war. Wie denn noch heute eine Menge von Bauernnamen mit Leichtigkeit auf ihren Höfen bis an den Anfang der betreffenden Kirchenbücher, also bis ca. 1550 sich zurückverfolgen lassen. Und reichten die Verzeichnisse nur weiter, wie oft würde sich ihnen möglicherweise in derselben Art noch eine Anzahl Jahrhunderte weiter nachgehen lassen. Unbekümmert um alle Zeiten ein kaum sich veränderndes Bild auf ein und derselben Scholle.

Ein derartiges Zusammenbleiben aber, ein derartiges Insichverkeiltsein nach Innen, ein derartiges Sichverschließen gegen alle Außenwelt, gegen alles, was sie in die Bauernschaft hineinbringen könnte, gegen alles, was nach Neuerung, nach Fortschritt, nach Anregung von außen aussah, und vor allem eine derartige einzige Stabilität der Verhältnisse jahrhundertelang, mußte endlich eine ebenso einzige Stabilität der Gesinnung zur Folge haben. Auf solchem Boden, wo nicht einer alle 500 Jahre gefahren kommen konnte und jedesmal etwas Neues fand, sondern vielmehr fast

---

[1]) **Maurer** a. a. O. S. 319. **Weistum von Sachsenheim** (a. d. Bergstraße). **Grimm** a. a. O. Bd. 1 S. 453, 454. **Dreieicher Wildbann** (Dr. b. Frankfurt a. M.). **Grimm** a. a. O. Bd. 1 S. 498 usw.

immer wieder nur dasselbe, da mußte zuletzt eine Beharrung als Instinkt sich herausbilden, von der weder der Bürger in der Stadt, noch der Klerus in seinem Kloster eine Ahnung hatte! —

Oder weiter! Versuchen wir des Bauern Nervenstärke aus seiner Geschichte zu erklären, jene seine starke, aushaltende, geduldige Art, die der Tod nicht schreckt; die sich nicht wappnet gegen ihn mit Fassung und Gebet, weil er sie im letzten Grunde doch schreckt; die in die Schlacht zieht, wie es Frenssen beschreibt, nicht weil es befohlen ist, und nicht, weil dem Tapfern das Eiserne Kreuz angehängt wird, sondern weil es eben die Stunde so mit sich bringt! Versuchen wir diese seine Art in ihrer Vielgestaltigkeit aus seiner Geschichte zu erklären!

Was macht den Menschen nervenstark?! Frische Luft allein tut's nicht, das rechte tägliche Brot dazu, nicht zu schmal und nicht zu üppig, tut's auch noch nicht. Es gehört noch mehr dazu. Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται. Es gehört die harte Schule des Lebens dazu. So hart, daß sie den Menschen drückt und gerade doch nicht erdrückt, drückt und eben nicht zerquetscht. Daß es nach dem Grundsatz geht: „Was mich nicht umbringt, das macht mich stärker!" Also in alledem muß gerade das richtige Maß getroffen werden. Und dann muß dem allem, all solchen Druck ausgleichend, ein ebensolcher Idealismus, eine solche Jenseitigkeit gegenüberstehen, wie nur das Bauerntum jederzeit wieder darüber verfügt hat. Nicht der Klerus wieder, der immer zu viel von der irdischen Art des mit den Jahrtausenden alt gewordenen Rom an sich trug. Aber das Bauerntum.

Man unterschätze die frische Luft die Jahrhunderte hindurch nicht. Wir meinen nicht bloß ihre physische Wirksamkeit! Mauern ruinieren den Menschen, Klostermauern wie Großstadtmauern; jahrhundertelang dem Mutterboden, dem Walde und der Wiese, nahe sein, das erzeugt sicher ein anderes Geschlecht. Dergleichen Dinge sind Imponderabilien, ebenso leicht übersehen, wie im letzten Grunde eine ganze Hauptsache!

Indes damit einmal zu der genannten harten Vergangenheit des Bauerntums.

Was ist alles im Lauf der Jahrhunderte über dasselbe hingestürmt! Maurer zählt es in seinem Kapitel ‚Veränderungen in der Dorfverfassung' auf[1]): Die Landeshoheit, die Herr-

[1]) Maurer, Dorfverfassung Bd. 2 S. 188—304.

schaft, die Reformation, das römische Recht, die neuere Philosophie, die neuere Verwaltung. Man denkt an das Ghettoleben der Juden.

Ursprünglich war alles freies Bauerntum, Gemeinden mit eigener Verwaltung und eigenem Gericht, die Vorläufer der heutigen Dithmarschen, der Elbmarschen, der heutigen Friesen, Oldenburger, überhaupt eines großen Teils der Niedersachsen, die durch die Jahrhunderte hindurch sich ganz oder relativ frei und unabhängig erhalten haben, eine Art ländlicher Aristokratie, Selbstbewußtsein und Maßhalten miteinander verbindend, die Art der seit immer Freien in sich tragend. In ähnlichem Geiste werden jene ersten germanischen Jahrhunderte verflossen sein. Es war jener Geist einer bemerkenswerten Hoheit, die in den Schilderungen des Tacitus uns entgegentritt.

Bis unter der Masse der ziemlich Gleichen bald vereinzelt, bald mehr in Menge allerlei größere Herren aufkamen, Klöster, Kirchen, weltliche Grundherren, teils aus sich selbst heraus zum Großbesitz erwachsen, teils in Verbindung mit der Kirche oder der Landeshoheit groß geworden. Und mit ihnen, man kann nicht sagen, entstanden jene zwei gewaltigen Faktoren der Leibeigenschaft und Hörigkeit, aber entwickelten sie sich so recht zu breiten Institutionen, die Masse der Hintersassen repräsentierend![1])

[1]) Die Leibeigenschaft, der bekannte stärkere Grad der Abhängigkeit. Der Leibeigene, der Scalk, Luthers Schalksknecht im Evangelium, nicht waffenfähig, völlig glebae adscriptus, verkaufbar, verschenkbar, ohne jedes Bestimmungsrecht über seinen Aufenthalt, ohne Rechtsschutz und ohne Rechtsfähigkeit. Für sein Verschulden haftete der Herr wie für Schaden durch sein Vieh. ‚Wer Schaden tut, muß Schaden bessern‘; dieser altgermanische Grundsatz galt für ihn nicht. Ohne Wergeld war er oder vielleicht mit einem ganz geringen, das vielleicht noch seinem Herrn anheimfiel; eine Sache, deren Mißbrauch nur durch die Sitte und durch kirchliche Strafen bei Mißbrauch eingeschränkt wurde. Ohne Vermögen und ohne Fähigkeit, etwas zu erwerben, gehörte, was er erwarb, dem Herrn; starb der Leibeigene, so fiel nicht nur das Besthaupt, wie beim Hörigen, sondern der ganze Besitz an den Herrn zurück! Und dem gegenüber die Hörigkeit, der schwächere Grad solcher Abhängigkeit. Die Hörigen, Hofhörigen, Hofmänner, die Leti, Lassen der Urkunden, in den Weistümern oft ‚Grundholden‘ genannt, eine Mittelstufe zwischen Freiheit und Unfreiheit, in ihrem ersten Anfang als ein Produkt der Kriege mit den Römern bezeichnet, die römische deditio gegenüber der occupatio, Besitzer einer Hofstelle in der Bauernschaft, Besitzer eigenen Rauches. So oder so in wirtschaftliche Notlage geraten, waren sie in eine verschiedene, stets ursprünglich leichte Anlehnung an irgend eine Herrschaft, ein Kloster oder einen Herrenhof ge-

Freie Leute gab es nach und nach bedeutend weniger. Die meisten Höfe kamen im Laufe der Zeit durch Teilung und Zerstückelung oder schwere Jahre einmal in wirtschaftliche Schwierigkeiten, und dann blieb ihm kaum etwas anderes übrig, als die Schutzherrschaft irgend eines Fronhofes aufzusuchen.

Das Mittelalter hat betreffs der beiden Verhältnisse der Leibeigenschaft und Hörigkeit insofern eine Aenderung herbeigeführt, als es in seiner theoretisch rechtlichen Bedeutung das Aergere derselben überhaupt fast ganz aufgehoben hat. Es kam die Ansicht auf, daß die Leibeigenschaft der Heiligen Schrift zuwider sei. „Wir haben an der schrift, daz nieman sol eigen sin." Und es erfolgten die Freilassungen. Einzeln und in Massen. In ganz Deutschland und Frankreich. Seitens der verschiedensten geistlichen und weltlichen Herren. Sie füllen die ganze Zeit vom 10. bis 15. Jahrhundert. Oft gibt ein weltlicher Fürst seine Hörigen frei, macht aber die Freigelassenen zu Zinsleuten an irgend einen Heiligen, irgend ein Kloster! Nicht auch, daß dieselben damit auf einmal verschwanden! Mit nichten. Eine Menge blieben. Eine Menge kamen noch immer hinzu. Sei's durch Eroberung. Sei's durch freiwillige Hingabe in der Not. Sei's durch Heirat nach dem alten Satz: Die unfreie Hand zieht die freie nach sich! Trittst du mein Huhn, so wirst du mein Hahn! Teils auch zur Strafe. Aber das Gesamtlos wurde doch milder[1]). Die Ansicht wurde immer allgemeiner, daß an eines Menschen Leib niemand ein Recht habe. Es kam dahin, daß Leibeigene nicht mehr verkauft, daß sie nur mit eigener Zustimmung vertauscht werden durften. Das Vermögen der Leibeigenen gehörte immer noch den Herren, aber dieselben durften keinen Gebrauch mehr davon machen. Es kam dahin, daß die Leibeigenen sich eigenen Besitz erwarben, daß Leibeigene für das Heil ihrer Seelen kirchliche Schenkungen machten, daß sie für er-

kommen, mit vollem Rechtsschutz, mit dem halben Wergeld der Freien, persönlich frei, als Inhaber eines in einigen Dingen abhängig gewordenen Hofes aber nicht mehr, vielmehr auch noch glebae adscriptus. Freie Bauern, die keinen Grundherrn in ihrer Mitte hatten, die zu keinem überhaupt in Verbindung standen, waren die Hörigen nicht! Ueber die mittelalterlichen vier Geburtsstände auf dem Lande, Unfreie, Hörige, Freie, Adelige vgl. Rich. Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte, 2. Aufl. 1894, S. 37—43, 208—219, 418—453, 743—750.

[1]) K. Lamprecht, Bäuerliches Dasein im 14. und 15. Jahrhundert. Westd. Zeitschrift f. Geschichte und Kunst 1889, S. 196 ff.

worbenes Geld und Land von ihrem Herrn sich aus der Leibeigenschaft loskaufen konnten. Dahin kam es! Die Leibeigenen schwanden, es gab der Sache nach fast nur noch Hörige.

Es ist bekannt, auch in anderer Beziehung kamen bessere Verhältnisse auf! Der Osten wurde kolonisiert. 1147—1149 teilte sich ganz Deutschland. Die idealistische Hälfte zog nach Jerusalem zum zweiten Kreuzzug. Die Realisten unter Albrecht dem Bär und Heinrich dem Löwen zogen nach Osten gegen die Slaven. Es ist bekannt, wie ein Erfolg nach dem anderen da errungen wurde. Vom hohen Elbufer zu Tangermünde sah man, wie heute, hinüber ins weite Land jenseits des Stromes, nur damals damit hinein zugleich in einen der blutigsten und längsten Rassenkämpfe, den die Geschichte kennt. Dann wurde die Altmark eben zur Altmark, die Wacht an der Elbe zur Wacht an der Oder, an die Stelle von Tangermünde, Arneburg und Werben traten Chorin, Ruppin und Straußberg. Der Westen aber wanderte aus! Wanderte damals in die Städte aus, deren Luft frei machte, und wanderte nach dem Osten aus, der dünn bevölkert war und reich an Wildnissen. Alles wurde im Osten zu Hintersassen bei irgend welchem Lehnsherrn, in leichter Abhängigkeit, gut behandelt, wie noch nie, dadurch, ohne es zu wollen, dem sich leerenden Westen zu ähnlichen günstigen Verhältnissen verhelfend. Das 13. Jahrhundert war der Höhepunkt der Entwicklung der drei unteren Stände auf dem Lande. Es gab fast nur gutgestellte Freie.

Aber solche Zeiten waren vereinzelte Lichtblicke, waren Episoden. Und vor allen Dingen, im späteren Mittelalter und darüber hinaus, nahmen sie so schnell, wie sie entstanden, auch wieder ab, um Stück für Stück schlimmer zu werden, wie vorher.

Das Kolonisieren und Städtegründen im Osten hörte auf. Ein neues ländliches Proletariat entstand. Leibeigenschaft und Hörigkeit stellten sich wieder ein, im Osten wie im Westen! Die erstarkende Landeshoheit legte ihre Lasten immer von neuem dem Bauerntum auf, das nicht in den Landständen vertreten war. Es bereiteten sich die Verhältnisse vor, welche zu den Bauernkriegen führten! Und diese mißlangen! Das Bauerntum unterlag von neuem in der Wirklichkeit und in der Meinung! Und noch weiter! Der Adel sollte seßhaft gemacht werden in den noch unwohnlichen neuen Landesteilen. Da gestattete man ihm Ungerechtigkeiten. Das ‚Arrondieren‘ seiner Güter wurde ihm erlaubt, unter irgend

welchen Vorwänden zu dem Zwecke das ‚Abmeiern‘ der Bauern, das berüchtigte ‚Bauernlegen‘. Es kam zum anerkannten Recht der Zwangsenteignung bei Selbstgebrauch des Landes, zu dem anerkannten Recht der Einziehung verlassener Bauernstellen nach dem Dreißigjährigen Kriege. Es kam im östlichen Schleswig-Holstein, in Mecklenburg, in Schwedisch-Pommern zu einer ‚Güterabrundung‘ bis zur fast vollständigen Beseitigung der Bauerngüter! Auch eine Vermehrung der Dienste wurde stillschweigend gestattet, die Fronen nahmen zu. Und endlich, nicht das Geringste! Das Ausscheiden des Herrengutes aus der Allmende wurde gestattet. Beide gehörten in vielen Dingen nicht mehr untrennbar zusammen, die Bauernschaft mit dem Rest der Allmende erhielt an dem Herrengut einen nur zu oft übermächtigen Partner und Gegner. Was half gegen dergleichen alle Theorie, was half das theoretische Aufhören der Leibeigenschaft, was half selbst die Bauernschutzgesetzgebung unter Friedrich Wilhelm I., Friedrich II. und Joseph II.?! Sie war nicht ausreichend. Im ganzen Osten blieben frei nur die Culmer Bauern und einige Schulzen, alle übrigen gerieten in schwere Abhängigkeit! Ein Jahrhundert nach dem anderen dehnte sich vor dem Bauer, lastete das von Gott auferlegte Joch auf ihm, wurde die Abhängigkeit immer strenger. Ob es ‚königliche Dienste‘ waren, der Ursprung der späteren Steuern, ob sog. ‚Bauerndienste‘, die späteren Reallasten, ob es ein Fron- oder Herrenhof war, ob ein Dom-, Bischofs- oder Klosterhof, ob ein landesherrlicher, Königs- oder Reichshof, oder falls ein Vogt denselben verwaltete, ein Meier- oder Vogtshof, mochte er von den vielen Namen, die es für alle solche Herrenhöfe gab, führen welchen er wollte: Darin waren sie alle einander gleich, daß, wo sie einmal entstanden waren, gar in Masse entstanden waren, sie immer schwerer lasteten und drückten. Solange alle solche Höfe wenigstens noch ihre eigene Landwirtschaft hatten, gar solange der Herr selbst noch pflügte, waren die Verhältnisse immer noch erträglich. Als aber die Fronländereien mehr und mehr alle an Kolonen abgegeben wurden und diese alles liefern mußten, als den Herren selbst das Verständnis für die Arbeit hinter dem Pfluge abhanden kam, da hieß trotz aller Besserung der theoretischen Definitionen Herr sein oft nicht viel was anderes, als wenn einst einem römischen Konsul oder Prokonsul eine Provinz zur ‚Verwaltung‘ übergeben war.

Es waren die Jahrhunderte der in solchen Gegenden sprichwörtlich gebliebenen „Herrendienste".

Es ist für unser heutiges Denken ja fast unverständlich, was für Grundsätze man damals den Bauern gegenüber sich ausgedacht hat.

Werfen wir einen Blick auf jene Welt.

Die Abgaben, Dienste und Zinse waren ja hart genug, aber waren doch verständlich. Die unendlichen Naturallieferungen, die einfach alles umfaßten, was es damals gab. Für Küche und Keller alles: Obst, Wein, Korn, zahllose Schweine, zahllose Gänse und gar zahllose Hühner, Sommer-, Michaelis-, Laurenzi- und Martinshahnen, Herbst- und Fastnachtshennen, Oster-, Pfingst-, Advents- und Weihnachtshühner; dazu Kessel, Teller, Häfen und Tischtücher, Lederschläuche für Oel, Messer, Gabeln, Becher, Leuchter, Lichte, Holz. Weiter! Für die Kleidung alles: Tuch, Leder, Felle, Schuhe, fertige Kleider, in manchen geistlichen Stiften sogar die fertigen Chorröcke. Alles zum Garten- und zum Feldbau bei Herrenhöfen Nötige, Saatkorn, Pflanzen und Geräte, Pfähle und Stecken zu den vielen Zäunen des Mittelalters; dazu gelegentlich in der Abtei Prüm bei Trier die Bestimmung, daß wenn ein Dieb oder ein Tier nächtlicherweise einen solchen durchbräche, der, welcher an jener Stelle den Zaun geflochten habe, für den Schaden ersatzpflichtig sei. Oder alles beim Bauen der Burgen, Kirchen und Klöster Nötige, Balken, Latten, Schindeln, Steine, Kalk. Jede Leistung war genau auf jeden einzelnen der Pflichthöfe verteilt, die danach ihre zahlreichen mittelalterlichen Namen hatten: Kornlehen, Obstlehen, Weinlehen, Viehlehen, Faßlehen, Schüsselhof, Hafenhof, Fischhof, Holzhof, Küchen- und Kellerhof. Doppelt und zehnfach aber erhöhte sich leicht alles, wenn der Herr reiste, Hof- oder Gerichtstage abzuhalten, wenn der Erzbischof oder Bischof seinen Sprengel besuchte, wenn der Landesherr von einer villa regis zur anderen seinen ‚Umritt' hielt oder der landesherrliche Vogt in dessem Auftrage die Königshöfe besuchte. Mit 24 großen und mittleren Schweinen, 230 Eiern und 100 Hühnern ꝛc. ꝛc. für einen einzigen solchen Hoftag des Erzbischofs von Köln[1]) fing die Leistung an, und bis zu der Wacholderstange und dem Huhn für den Falken auf der Reise

[1]) Hofdienste des Erzbischofs von Köln, Kindlinger, Geschichte der deutschen Hörigkeit 1819, Bd. 2 S. 147.

waren die Kleinigkeiten vorgeschrieben. Einmal bis zu der Anweisung, von der man nicht weiß, ob man sie ernst nehmen soll, die Frösche zu stillen, wenn sie zu sehr lärmten und dem Abt von Prüm den Schlaf störten [1]). Es war auf solchen Reisen und Tagen für Herr und Gefolge in jeder Beziehung Beschränkung auf ein Mindestmaß des Aufwandes vorgeschrieben, solche Vorschriften wurden aber, wie die Weistümer zeigen, in keiner Beziehung gehalten [2]).

Dergleichen waren die Naturallieferungen.

An die sich die Hofdienste im engeren Sinn, die Frondienste oder Scharwerke oder Tagwanne schlossen. Ihrer Zeit und Länge, den Frontagen, nach zweitägige, dreitägige oder wöchentliche, nur einmal wöchentlich zu leistende, wonach die Bauern eingeteilt wurden in coloni cotidiani, coloni triduani, coloni quattriduani, coloni hebdomales ꝛc. Oder ihrer endlosen Art nach: Fußdienste, Pferdedienste, Wagendienste, Schiffsdienste, Hand- und Spanndienste, Baufronen, Hausfronen, Feldfronen, Heu-, Flachs- und Weinfronen, Jagd-, Fisch- und Tanzfronen. Die Fuß- und Pferdedienste besonders für die Briefbeförderung, wenn auch oft nur bis an die ‚große Straße‘; daher die ‚Brieflehen‘ in Bayern [3]). Aber auch für andere Dinge. „Im Stifte Korvei mußten auf einem Fronhofe vier Litonen abwechselnd die Fische entweder nach Korvei oder nach Bardewick tragen [4]).“ „Im Kloster Allerheiligen in Schaffhausen hatten manche Kolonen den Käs von den Alpen herunter in den herrschaftlichen Keller zu tragen [5]).“ Die Wagendienste ‚stätigs zu warten dem Herrn mit einem Wagen und mit zweien Pferden, also, daß die Deixel auswärts ste, wenn unser Herr reisen muß oder will, es sei ufwerts oder abwerts in das land zwischen den vier wäldern‘ [6]). Die Wagendienste an die Herrschaft alle acht oder vierzehn Tage in die Kirche. Oder die Wagendienste für die unendlichen Fronfuhren, Getreide-, Mehl-, Wein-, Holz-, Steinfuhren. „In dem Stifte Korvei wurde zur Herbeischaffung des Weines jedes Jahr eine eigene Weinreise von Korvei nach den Weingütern in Kestenich bei Lüttich unter-

[1]) Grimm, Weistümer Bd. 2 S. 725.
[2]) Maurer, Fronhöfe Bd. 3 S. 236.
[3]) Maurer, Fronhöfe Bd. 3 S. 299.
[4]) Maurer, Fronhöfe ebd.
[5]) Maurer, Fronhöfe ebd.
[6]) Maurer ebd. S. 300.

nommen, zu der von den verschiedenen Höfen die nötigen Wagen gestellt werden mußten, desgleichen Früchte, Brot, Mehl, Vieh und andere Lebensmittel, dazu von einem Hofe zwölf Männer mit Knütteln (XII viros cum totidem fustibus) zum Schutze der Reisenden[1])." Dann die Schiffsdienste als Zug- und Ruderdienste, und die Hand- und Spanndienste, aus allerjüngster Vergangenheit her noch bekannt. Alles auch im speziellen Sinne Fronen genannt. Die Baufronen als Maurer- und Steinmetzarbeiten an allen nur denkbaren Gebäuden, von der Kathedrale und Burg hinab bis zum Stall. Die Jagdfronen während der Jagd, aber auch nicht zum mindesten vor und nach derselben bei der Pflege des Wildes und besonders auch der der Hunde. Die Fischfronen, die Pflege der herrschaftlichen Weiher und ihres Inhaltes umfassend. Die Tanzfronen oder Frontänze[2]) endlich, Pfingsttänze, Dreikönigstänze 2c.: Auch zur Unterhaltung der Herrschaft? Oder eine symbolische Anerkennung derselben? u. s. f. u. s. f. Dem Rechte nach waren alle Fronen eigentlich ungemessen. Die Litonen und Kolonen waren bei der Herrschaft ‚gebrodete' Diener und weiter nichts. Wo hofhörige Leute Kinder hatten, die etwa in Dienst gehen konnten, mußten dieselben stets zuerst der Herrschaft angeboten werden, ob die sie nehmen wollte. Sonst zog ein solches ‚verschwiegenes Kind' ziemliche Strafe nach sich, den Betrag eines Freibriefes, ohne daß das Kind dafür die Freiheit erhielt oder dergleichen[3]).

Also das waren die zahllosen Naturalabgaben und Dienste, die nach und nach in die ebenso zahlreichen Pfennige und Schillinge umgewandelt und damit abgelöst wurden, deren Namen uns heutzutage so manchmal unverständlich sind. Eigentliche Geldleistungen waren ursprünglich begreiflicherweise sehr selten[4]). Jeden-

---

[1]) Maurer, Fronhöfe S. 301, 305 ff.

[2]) G. L. Kriegk, Deutsches Bürgertum im Mittelalter 1868, S. 355.

[3]) Joh. Kunze, Deutsches Privatleben z. Z. der salischen Kaiser 1902, S. 96.

[4]) Es ist dem anderen Schein gegenüber zu beachten, daß das Wort Geld (geldum) weit älter ist wie das, was wir heutzutage eigentlich darunter verstehen. Geld bedeutete ursprünglich nicht viel anderes, wie ganz allgemein Leistung. „Nachdem wir alsolchen Dienst thun und gelten an das Hauß Barmen." (‚Haus', wie noch heute in Westfalen, in der Bedeutung ‚Grundherrschaft'.) In diesem Sinne wird von Geldhühnern, Geldschweinen und Geldgänsen gesprochen, von Hünergelt, Fleischgelt, Weingelt als Hühner-, Fleisch- und Weinleistung, von Honiggeltern, Biergeltern und Gerstengeltern als Honig-, Bier- und

falls aber nahmen dieselben, einmal aufgekommen, schnell unendlich zu, wie eine neue Wolke sich auf das Bauerntum legend: Teils gleich ursprünglich als Geldabgaben gedacht und als Bede[1]), Stewer[2]), Schatzung, Schott, Geschoß nach Bedarf und Willkür von den Grundherren bestimmt und ausgeschrieben, für die laufenden wie für außerordentliche Bedürfnisse, wenn der Sohn Ritter wurde, die Tochter verheiratet wurde, wenn der Grundherr mit ins gelobte Land zog oder aus Gefangenschaft losgekauft werden mußte, teils als Ablösungen, Reluitionen von ursprünglichen Naturalleistungen entstanden. Bis auch ihrer nach und nach an Zahl wie an Namen Legion wurden: Martini-, Bartholomä-, Thomas-, Sebastiani-, Katharinästeuer, Flachs-, Hafer-, Wachs-, bete, Bier-, Most-, Wein-, Honig, Schweine-, Kuh-, Schaf-, Immen-, Gansschatz, Dienstpfennig, Angerpfennig, Fronpfennig, Scharwerkspfennige, Tagwanspfennige, Lichtmeßzinse, Osterzinse, Martinszinse, Michaeliszinse, Adventszinse, Leibschilling, Hausschilling, Bodenschilling, Herdschilling, Rauchschilling. Woher wieder die Namen: Schatz- und Zinsgüter, Schillings- und Pfennigshöfe, Beten- und Geldlehen[3]).

Wie gesagt, alle solche Lieferungen, Dienste und Zinse, so hart sie waren, sind doch wenigstens verständlich. Aber unter den Rechtstheorien, mit denen man sie fundamentierte, befand sich krauses Zeug.

Von Frankreich her kam der Satz herüber, in manchen Gegenden Geltung erlangend: Nulle terre sans Seigneur! Seigneur bedeutete in Frankreich den König. In Deutschland wandte es aber alle Grundherrschaft auf sich an, daraufhin den Grundsatz entwickelnd, daß es keinen Grund und Boden gäbe, er gehöre denn in letzter Linie dem Grundherrn und sei von diesem nur zum Lehen gegeben. Die Weistümer sprechen derartiges oft aus. „Daß niemandt binnen G. Eigenthumb haben, sondern alle Gutter

Gerstenpflichtigen. Erst mit einer zunehmenden wirklichen Ausbreitung der Geldwirtschaft stellten sich Geldabgaben in Form von Münzen ein, die wiederum ihrerseits lange Zeit hindurch nicht den Namen Geld führten, sondern, wie gesagt, Pfennig, Schilling, denarium, Zins hießen. Maurer ebd. S. 326.

[1]) Nicht von bitten, sondern von gebieten abzuleiten. Maurer, Fronhöfe Bd. 3 S. 332 f.

[2]) Das Wort kommt schon 1236 vor. Petitiones, quas steuras vocant. Maurer ebd. S. 334.

[3]) Hagelstange a. a. O. S. 20 ff.; Andree, Braunschw. Volkskunde S. 151 ff.

von einem Abt zu Lehen empfangen sein sollen.“ Andere Weistümer modifizieren jenen Grundsatz dahin, daß jeder, der ‚so viel Guts‘ von dem Grundherrn habe, daß ‚man dritten halben Fuß darauff stellen mag, dieses zu empfangen schuldig sein solle‘. Gewöhnlich heißt es, daß jeder Grund und Boden, wenn er auch so klein wäre, daß nur ein dreibeiniger Stuhl oder eine Bettstelle darauf stehen oder eine Geiß darauf angebunden oder eine Feuerstelle darauf gemacht werden könne, von der Herrschaft empfangen, also seiner Grundherrschaft unterworfen sein müsse (‚wannehe ein Man als vill aigen Erffs hat, daß er ein Feurplatz daruff machen, und so viel Geraums, daß er ein Bettplatz darauf gemachen künte, vnd künte eine Geiß bei sich gebinden, und ein dreistemplichen Stul darbei gesetzen, sol er sich dessen nit gebrauchen, er habs dan entpfenklicher Hand vom Grundtherrn‘[1]). Das Eigentumsrecht wurde zu einem noch dazu überall eingeengten Nutzungsrecht. Das galt von Hof wie von Allmende. Für die Nutzung dieser einst selbstverständlichen Dinge mußte alljährlich eine Abgabe entrichtet werden. Der Grundherr wurde zum Markherrn und die Bauern zu Markleuten, der Grundherr zum Obermärken, die Bauern zu Untermärkern. Es ist bekannt, welche Beschränkungen daraufhin nach und nach über die einst freien Bauern kamen, bei aller Bewirtschaftung der Höfe, bei der Verheiratung, bei allem Verkaufen und Vererben. Fortwährend drohte der gefürchtete ‚Heimfall‘ des Hofes, der Vorläufer des späteren Bauernlegens.

Oder weiter, der andere Grundsatz: „Die Luft macht eigen!“ Die Luft gehörte mit zu Grund und Boden. Was in ihr lebte und webte, gehörte mit dem, dem der Grund und Boden gehörte. Dieser letztere Gedanke vom Eigentum der Luft wurde aber ganz bedeutend noch gedehnt und erweitert zu dem Grundsatze: Alles über und unter dem Boden gehöre dem Grundherrn! Alles vom Himmel bis in den Grund. Mit der Luft aller Zug und Flug, Vögel und Bienen, am liebsten alles, was sie atmete! Mit dem Grund alles darin an Gestein und Erzen: Jedes Bergwerk bedurfte der Belehnung und brachte einen Bergzehnten mit sich. Mit der Erde alles trockene und nasse Wild, Wildbret, Fisch und Krebs. Die Härten gerade auf diesen Ge-

[1]) Grimm, Weistümer Bd. 2 S. 519, 533, 756. Maurer, Fronhöfe Bd. 3 S. 147 f.

bieten in vielen Teilen des deutschen Mittelalters sind bekannt. Dem hohen Wilde hatten die hofhörigen Leute nur mit großer Zuvorkommenheit und Schonung zu begegnen[1]). „So dem Hoffmann das Wild mit dem geschlitten Fuße begegnet off dem Feld, solt er das nit mehr schrecken, denn allein sein Kogel davor abthun (den Hut davor abnehmen) und damit zu ehren (um seine Herrschaft auch in dem Wilde zu ehren)[2])." „Die drei braunschweigischen Dörfer Schliestedt, Küblingen und Eitzum lagen hart am Elm, in der es von sorgsam gepflegten und geschonten Hirschen, Rehen und Wildschweinen wimmelte. Die Bauern mußten es sich gefallen lassen, daß in einer Nacht fast alle Früchte auf den in der Nähe der Wälder liegenden Feldern vernichtet wurden, und es war ihnen nur gestattet, mit einer Klapper das Wild von den Ackerstücken zu verscheuchen; oder sie durften einen kleinen Pintscher mit einem Knüppel am Halse außer der Klapper verwenden[3])." Kleine Reste waren alles, was dem Bauer in diesen Dingen überall gelassen war. Nach beendigtem herrschaftlichen Fischen durfte er fischen. Oder was sie mit der Hand fangen konnten, gehörte ihnen. Und für Kindbetterinnen durften sie jederzeit fischen. Selten, daß ihnen hier und da einmal ein kleines ‚Freiwasser' gelassen war. Oder das Wildbret mit dem runden Fuß durften die Bauern jagen, und der Grundherr hatte sich nur dasjenige mit dem geslitten Fuß vorbehalten. Oder, bezüglich der Erde, was sich im Grund fand, soweit der Pflug ging, gehörte ihnen wohl, und dem Grundherrn nur alles Tiefere.

In Verbindung mit solchen Grundsätzen stand die weitgehende Handhabung des ‚Banns'. Man knüpfte nochmals an Frankreich an. Dort hatte sich die Königsgewalt von den Merowingern her ganz anders energisch entwickelt wie in Deutschland. Immer mehr Regale entstanden, zuletzt der genannte Satz: Nulle terre sans Seigneur, der das allgemeine Bodenregal proklamierte, welches dann auch dem Grundsatze nach in Deutschland gehandhabt wurde, nur hier weit weniger von der bedeutend schwächeren Zentralgewalt, wie im Bann von den Grundherren. Alles zusammen trug dem Grundherrn den Namen Bannherr ein, seinem Hofe den Namen Bannhof, Bannschloß, auch Zwingschloß.

---

[1]) Maurer, Fronhöfe Bd. 3 S. 44.
[2]) Grimm, Weistümer Bd. 2 S. 546. Maurer a. a. O. S. 44
[3]) Braunschweigisches Magazin 1896, S. 194.

Alles konnte die Grundherrschaft mit ihrem ‚Bann' belegen[1]), dadurch, je nachdem, es der Benutzung durch jeden anderen entziehend oder die Untertanen im Gegenteil zu seiner Benutzung zwingend. Was gab es alles an Banngut und Bannrechten. Bannwald, Bannwasser, Bannweiher, Bannwege, die allein die Herrschaft benutzen durfte, Bannofen, Bannbrauhaus, Bannmühle, Bannkelter, an die allein sich Jeder zu halten hatte; Bannwein, den Jeder ausschließlich zu trinken hatte!

Nun nehme man dazu, als Schritt für Schritt immer mehr auch in die Hand des Grundherrn geratend, ungefähr sämtliche Gerichtsbarkeit, sämtliche Verwaltung, sämtliche Polizei[2]) bis hinab zur Kleiderpolizei in seinem Gebiete, so hat man jenes harte Regiment über das Bauerntum, dessen Erinnerung aus dem Mittelalter her sich noch deutlich genug bis auf die Gegenwart erhalten hat.

Gewiß, dasselbe war ja in einzelnen Gegenden durchaus milder wie in anderen. Hier und da waren die Zinse kleiner, waren insbesondere die Wildgesetze milder wie anderswo. In allen reichsunmittelbaren Gebieten erhielt sich die ‚freie Pürsch'. Ritter wie Bürger, wie von den Bauern, wer eigenen Rauch führte, jagte gegen Ausstellung lediglich eines Pürschpasses. Oder weite Gegenden ließen in ihrer Verschiedenheit sich erkennen an dem Unterschied zwischen Bringzins und Holzins. In den freier gebliebenen Gegenden war alles nur zum Holzins geworden: ‚Wende man is nich plichtig, sinen Tyns buten sin hus to gewen[3]).' ‚Der Vogt oder sein Bote soll mit dem Korbe

[1]) Inbannire seu ad pacem ponere. Grimm, Weistümer Bd 3. S. 862. Vgl. Maurer, Fronhöfe Bd. 3 S. 61 ff.

[2]) „Item der Dorffs herr mag auch seines gefallens Ordnung in allen gemeinlichen Händeln, wie es gehalten werden soll, machen. Item, was sich einfällt, zuträgt in gemeinen Nutzen (d. i. Allmende), Wiesen, Hölzern, Fischbachen, Weihern, auch sonst uff der Straßen, auch in der Nachbauern Aecker, Wiesen, Hölzern, Weihern, Wassern, Wein, Hopffen, Baum, Graß, Kraut oder Garten, so Schad geschicht, mit stehlen, hüten, treiben, weiden oder anderes, dieselbige Fäll, Freffel, Bußen, Straffen und Irrungen gehören alle dem Dorffherrn zu entrichten, und zu straffen und Ordnung zu geben. Item alle Freffel, Bußen und Straffen in Dorff oder Flecken, uff der Gassen, Kirchen, Kirchhöf, Rathhauß, Tantzhauß und überall." Die Zuwiderhandelnden durfte der Grundherr mit Strafe belegen, die erkannte Strafe auch wieder in Gnaden erlassen, ohne daß dies von irgend jemand verhindert werden konnte und verhindert wurde. Ebd.

[3]) Maurer, Fronhöfe. Ebd.

am Arme von Haus zu Haus herumgehen und die fälligen Zinseier erheben[1]).' Es waren dieselben Abgaben, die oft Gatterzinse hießen, weil der Zinserheber nicht über die Schwelle des Hauses treten durfte, den Zins vielmehr über das Gatter, d. h. die bis zur Stunde gebräuchliche Gatterhalbtür vor dem Einfahrtstor, fordern und sodann warten mußte, bis er ihm, ohne dieselbe zu öffnen, darüber hinausgereicht wurde[2]). Der Zinsherr hieß in solchem Falle Gatterherr und das von dessen Zutritt befreite Bauerngut ein Gattergut. Der Zinserheber mußte insgemein, nachdem er den Zins gefordert, vor dem Gatter bis in die Nacht warten (,dieweil daß er den Thürrigel bey tag dannoch gesehen mag')[3]). Wenn der Zinspflichtige dann immer noch säumig war, pflegte eine Strafe einzutreten, ein Zuschlag zu dem Zinse oder dergl. Aber das Zinshaus durfte nicht betreten werden. Auch sonst wurde vielfach Milde bei der Einforderung der Abgaben vorgeschrieben. Der Bote mußte sie sanft und sinnig fordern. Er durfte das Kind in der Wiege nicht wecken, noch den Hahn auf dem Rick erschrecken[4]). Und wenn die Frau des Zinspflichtigen gerade im Kindbette lag, so sollte sich der Zinserheber mit dem Kopf des Zinshuhnes begnügen, das Huhn selbst aber der Kindbetterin zur Stärkung überlassen[5]). Oft aber wird das Verfahren auch schon wieder strenger: Der Zinsvogt wird berechtigt, einen Knecht in die zinspflichtige Gemeinde zu schicken, welcher in einem Wirtshause so lange auf Kosten der Gemeinde zehren durfte, bis der Vogthafer entrichtet war. ‚Item, so der habern fellig ist, so soll der vaget denselben lassen fordern durch sein Knecht, würd aber der habern nit ausgericht vf genanten Tag, so mag der vaget einen Knecht herschicken zu pferd oder zu fuß, der mag in eines wirtshaus zihen oder in eines schultheissen haus, vnd was

[1]) Grimm Bd. 3 S. 16. Weistum von Barmen in Westfalen.

[2]) Maurer, Fronhöfe Bd. 3 S. 346.

[3]) Grimm Bd. 3 S. 563.

[4]) „Ein Rauchhorn, das soll er also still hollen, das er den Hanen uff dem gader nit entschrecke, noch das Kindt in der wiegen nit erwecke." Grimm, Weistümer Bd. 2 S. 546.

[5]) „Item dar eine Kindelsbethfrawe wehre, soll man den Kopf vom rauch- oder schirmhoen nehmen und der Frawen den rompff lassen." Grimm, Weistümer Bd. 2 S. 534 f. „Und wäre das die Frowe cze Kämenaten gangen wär, so sol der nahe vogt das Hun niemen, vnd vor dem Huse haben und sol dem Hun das Höpt abprechen, vnd dem jungen Kint das Hun wider inwerffen." Grimm Bd. 1 S. 376.

der verzert die Zeit, als lang, bis daß ihm sein habern ausgericht würd, die Atzung soll die gemeind zalen[1])."

Wir wollen abbrechen. „De ole Amtmann war noch mitn Bukk tosree, de nee awerst will de ganze Heerde!" „Gott lat use ole Amtmann lange lewen, wir kannt wol en slimmern Düwel kregen!" Es war der Ausdruck des unmittelbarsten Druckes, der auf dem Bauerntum seit Jahrhunderten sich sammelte! Maurer führt aus, wie im stillen aber vieles noch zu ihm hinzukam. Das vordringende römische Recht, das für die rein germanischen bäuerlichen Rechtsbegriffe kein Verständnis hatte! Weiter die neue Philosophie mit ihrer Nivellierung der menschlichen Gesellschaft. Der heutige Bauer formuliert die Sache dahin: „Was nutzt mir ein großes Dorf, wenn kein Unterschied drin ist?!" Weiter, Riehl steht Maurer ziemlich stark zur Seite, und wer die Dinge kennt, muß gestehen, mit Recht, in Vorwürfen gegen die moderne Verwaltung und ihr Verhältnis zum Bauernstande. Sie kennt ihn nicht und nimmt die Mühe, ihn kennen zu lernen, zu leicht. Auf die Kenntnis des ihr am fernsten stehenden Standes verwendet sie weit weniger Mühe, wie auf die so manches anderen ihr viel näher stehenden. Einige Jahre Landrat auf dem Lande, währenddessen hier und da eine Stunde in einem Bauernhause sollen dazu genügen. Sie reichen in der Regel nicht weiter, als immer von neuem wieder die landläufigen ungenügenden Begriffe über diesen Stand zu erzeugen und einige drastische Einzelfälle über seine Stierköpfigkeit und Unreinlichkeit dazu zu sammeln. Bis man zum Schluß die Sache kurz erledigt und den Bauer wie einen vereinfachten Städter, d. h. auf Schritt und Tritt falsch behandelt. Riehls Vorwürfe in den fünfziger Jahren gerade gegen den modernen Staat waren sehr groß und ganz unmißverständlich. Sie haben aber nicht genügend geholfen. Eben deshalb, weil diesem andersgearteten Menschen gegenüber nicht bloß guter Wille genügt, sondern, wie die Dinge heute liegen, durchaus ein gewisses Studium und ein gewisses Umlernen. Ohne die genannten beiden Autoren einigermaßen zu studieren, wird es für einen, der diesen Leuten nicht durch Geburt nahesteht oder der ihnen so nahe tritt, wie etwa ein Landarzt oder ein Landgeistlicher, schwer sein, ihnen gegenüber den rechten Standpunkt zu

[1]) Weistum zu Alsenbruck (Alsebrück beim Donnersberg). Grimm Bd. 1 S. 792.

finden. Wer die Dinge kennt, wird dem einen wie dem anderen zustimmen, wenn sie nicht zum mindesten immer wieder auch den Staat von heute als denjenigen hinstellen, der sein gutes Teil Schuld am Untergange dieses Standes mitträgt. Ohne jeglichen bösen Willen, nur aus Irrtum und Unkenntnis. Aber Irrtum ist in solchen Fällen Sünde[1]).

Also man muß sagen: Druck über Druck![2])

Und all solchem Druck gegenüber nun ein Idealismus, der ebensowenig erlahmte, der zum Schluß auch über das Schwerste weghalf. Man möchte fast an die Verfolgungsjahrhunderte des Christentums denken! Des Bauern Schwerpunkt lag in der übersinnlichen Welt. Der Bauer kam nicht auf den Gedanken, man könne auch leben ohne Gott, ohne Religion, als man in den Städten und in der Kultur bereits lange dazu überging. Der Bauer hatte am Volkslied, am Sprichwort, an den großen Nationalepen, an den Sagen seines Volkes zu schaffen[3]). Das ist bessere, ist vor allem dauerhaftere Ware, wie selbst Schiller und Goethe, es setzte natürlich auch wesentlich idealer konstruierte Menschen voraus. Es war eine ideale Weltanschauung, die eben deshalb im Kampf mit aller irdischen Kultur jedesmal unterlag! Es sollte nicht schwer halten, aus dem Zusammenwirken solcher entgegengesetzter Faktoren, alles solchen Druckes auf der einen Seite und alles solchen Idealismus auf der anderen, des Bauern leibliche und besonders auch geistige Gesundheit zu erklären!

Und entsprechend, wenn man wollte, aus seiner Vergangenheit, wohl jede seiner Eigenschaften.

Insbesondere auch seine noch eben genannte Uebersinnlichkeit, sein geringes Interesse für das Diesseits: Noch einen kurzen Augenblick davon!

[1]) ‚Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit'
‚Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln,'
‚Und was man so den Geist der Zeiten heißt'
‚Das ist zumeist der Herren eigner Geist'
‚Darin die Zeiten sich bespiegeln.'

Das Zitat ist gemeint von Neuzeit und Mittelalter. Es gilt aber in derselben Weise und aus denselben Gründen auch von Hochkultur und Bauerntum.

[2]) A. Hagelstange, Südd. Bauernleben im Mittelalter S. 20ff. R. Andree, Braunschw. Landeskunde S. 151 ff.

[3]) K. Lamprecht, Bäuerl. Dasein im 14. und 15. Jahrhundert. A. a. O. S. 209f.

Um an ein praktisches Beispiel anzuknüpfen! Irgendwo im Oldenburgischen, wie es in jener Gegend noch bis zur Stunde zuweilen vorkommt, befanden sich bis vor zwei Jahren noch 30 Morgen Wiesen- und Weideland im gemeinsamen Besitz von vier Höfen, die selbst jenseits der Hauptstadt lagen. Jeder Hof hatte gleichen Anteil, das Ganze war sog. Wechselland. Jeder Hof trat jedes nächste Jahr das folgende der vier Stücke an. Eigentliche Ungleichheiten für den Einzelnen wurden dadurch ferngehalten. Stück eins und drei waren hohes Land, Stück zwei und vier niedriges. Vor 50 Jahren, als die benachbarte Stromkorrektion noch nicht vorgenommen war, war das nie zu feucht werdende hohe Land das lieber genommene. Heute nach der Korrektion, nachdem mit dem Stromspiegel ringsumher auch der Grundwasserstand gesunken ist, ist bei weitem das nie zu stark austrocknende niedrige Land das bessere. Alles also wechselte teils Jahr für Jahr, teils Jahrhundert für Jahrhundert; denn das Land war schon jahrhundertelang bei den vier Höfen. Bald bekam der eine Hof, bald der andere das bessere Teil. An das Zurechtmachen jedes Teiles für den Nachbar im nächsten Jahre hatte sich Jeder gewöhnt: „Da war nin Knurren un Murren ower!"

Aber nun auch die Kehrseite davon!

Was der moderne Mensch bei Land und Besitz unter Vorwärtskommen versteht, das war bei diesen vier Stücken ausgeschlossen, wie es vorzeiten ausgeschlossen war, als fast aller Besitz solches Wechselland war. Vor Jahren schlugen drei von den vieren vor, das Land eine Zeitlang zu Acker zu machen und mit Hafer zu bestellen, um eine andere Bodennarbe darauf zu erzeugen. Der vierte aber war nicht der Meinung, und es blieb beim alten. Von den Söhnen der Alten wollten später einmal drei wieder die ganzen Stücke, weil so endlos weit abgelegen von den Höfen, verkaufen. Der vierte aber wünschte sie zu behalten, und so blieb es dabei. Vor zwei Jahren waren die modern gewordenen Enkel mit größerer Leichtigkeit eines Tages über solchen Verkauf einig geworden, und es kam, wie gesagt, dazu. Und das Land fing an sichtlich ‚vorwärts' zu kommen. Sein Grundsteuerertrag wird sich in einigen Jahren verdreifacht haben.

Das eine aber steht fest: Wie wenig war ein solches Mittelalter, denn was wir hier vor uns haben, ist ein mittelalterliches Bild! wie wenig war es darauf angelegt, den Menschen ‚vorwärts' zu bringen. Wie wenig wurzelten Menschen, die sich ihm

fügten, die nicht längst vorzeiten seine Bande sprengten und modern wurden, im Diesseits, im Vorwärtskommen im Diesseits, diesem einzigen Gedanken des modernen Menschen. Gewiß, den Pflug hat man auch in anderen Zeiten dauernd verbessert und seinen Besitz strebte man auch abzurunden: Aber wieviel weniger energisch! Die geringere Diesseitigkeit, die stärkere Uebersinnlichkeit des Bauerntums bis heute hängt ebenso wie seine Unpersönlichkeit sicher aufs engste gerade mit diesen einstigen, mit diesen für heutiges Empfinden so völlig unmodernen Verhältnissen zusammen. — —

Es ist ja richtig, was Jeder weiß, eben diese einstigen anderen Verhältnisse existieren zum bei weitem größeren Teile für das heutige Bauerntum nicht mehr: Das eben zuletzt angeführte Bild wird nicht mehr viele Gegenstücke in Deutschland haben. Das eigenartigste Gemeindeleben, das wir je in unseren Kreisen hatten, hat sich nach und nach von der Kultur zureden lassen, hat sich den immer neuen Ansturm einer ausschließlich von Kulturgesichtspunkten konstruierten Gesetzgebung gefallen lassen müssen, bis endlich Schritt für Schritt die Jugend der Weisheit und Erfahrung, der Welt- und Menschenauffassung des Alters erlegen ist, bis eine Bauernschaft nach der anderen auf den Weg gebracht ist, aus einer Gemeinde eine Summe von Personen zu werden. Zuerst war der Einzelhof als solcher nichts. Sein ganzer Reichtum war, völlig untrennbar von ihm, sein Nutzungsrecht an der Gemeinheit. Um der Gemeindemark willen, die auf eine Anzahl von Höfen festgelegt war, konnten diese letzteren schlecht anders eingerichtet werden, als sie waren. Und ein anders gefügtes und konstruiertes Geschlecht, das unbewußt nach dem Instinkt lebte: „Wenn wir Nahrung und Kleidung haben, so lasset uns genügen!“ das am wenigsten in irdischen Dingen ein Streben ins Ungemessene kannte, war mit einer solchen Festlegung der Verhältnisse, die alles Hab und Gut nur zum Leben und zur Investitur machten, einverstanden, bis es sich von einer anderen Weltanschauung zu anderem bringen ließ. Die Kultur hat, wie bekannt, nie von einem derartigen Gemeindeleben etwas gehalten, hat kein Verständnis für solches Leben und seine Großtaten gehabt, sondern stets eigentlich nur Sinn gehabt für die Einzelperson: Ueberredet von ihr hat man Schritt für Schritt geteilt, bis in unseren Tagen die Gemeindemark bis auf kleine Reste gefallen ist. Mit der Gemeindemark aber fällt diese gesamte andere Welt. Beide steigen in dasselbe Grab.

Also gewiß, es ist richtig, offiziell ist über diese Welt die Leichenfeier wohl bereits gehalten. Aber der Bauer müßte nicht diejenige konservative Natur sein, die er ist, wenn derartige Beschlüsse so schnell ihn beeinflußten, wie sie ausgehen. Vorderhand sind in ihm die Instinkte einer jahrhundertelangen gleichförmigen und eigenartigen Vergangenheit noch mächtig. Sein heutiges Geschlecht steht augenblicklich uns gegenüber noch in großen Zügen als eine Welt von einst, seine Eigenart und Besonderheit geworden in den langen Jahrhunderten seiner Geschichte.

Es würde nicht allzuschwer halten, in der angegebenen Weise auch seine sämtlichen anderen Eigenschaften zurückzuführen auf seine Geschichte, die Gegenwart bei ihm zu erklären als das Ergebnis seiner Vergangenheit. Indes trotz alledem wollen wir nicht länger, als es bereits geschehen, bei dieser Betrachtungsweise stehen bleiben, da sie uns den Hauptpunkt immer noch nicht zu treffen scheint. Sie soll nicht verworfen werden. Das ihm zu Grunde liegende Prinzip ist zu erprobt, als daß es sich nicht auch hier wieder bewähren sollte. Aber der Hauptschlüssel zur Erklärung bäuerlicher Eigenart scheint uns doch noch anderswo zu liegen.

14. Jugendnatur.

Wir möchten uns der Geschichtsauffassung von Kurt Breysig anschließen. „Von den Aehnlichkeiten griechischer und römischer Entwickelung mit der unserer Völker ist hier und da einmal gesprochen worden. Aber es ist immer nur gelegentlich geschehen und, wie mir vorkommt, viel zu zaghaft. In Wahrheit haben erst die Griechen, dann die Römer und schließlich die germanischen Völker, die heute teils ungemischten, teils halbromanischen Blutes Europa und die Welt beherrschen, eine Laufbahn durchmessen. Sie haben dazu nur sehr verschiedene Zeitmengen verbraucht und, wie selbstverständlich ist, der Boden, auf dem, der Himmel, unter dem sie sich niederließen, haben viele Verschiedenheiten in der Haltung, nicht so sehr in der Richtung der Laufenden hervorgebracht ... Es findet sich schließlich eine ganze Leiter von Entwickelungsstufen, die sich in allen drei Geschichtszügen nachweisen lassen. Nennt man sie mit den bisher üblichen Namen, so wird

man Urzeit, Altertum, frühes und spätes Mittelalter in jedem der drei Fälle unterscheiden können[1])." Daß das Urteil einer ‚Geschichtsphilosophie' über eine solche Betrachtungsweise gefällt werden kann, spricht Breysig selbst aus. Es liegt nahe, liegt in der Luft bei jeder derartigen zusammenfassenden Betrachtung. Er hat für seine Person jedenfalls in einem umfangreich angelegten Werke diese Grundsätze auf die Geschichte, welche Europa hinter sich hat, angewandt, dadurch die bisher übliche Anschauung von einem Altertum, einem Mittelalter und einer Neuzeit ersetzend durch eine Wiederholung eben dieser Perioden bei jedem Volk. —

Es darf erlaubt sein, obiges Schema ebenso wie es zu übertragen von der gesamten Menschheit auf das einzelne Volk, so es auch bei dem einzelnen Volke wiederzufinden, solange dasselbe noch nicht eine uniforme Masse geworden ist, solange noch einzelne Gruppen und Schichten in demselben zu unterscheiden sind. In dieser Weise möchten wir für den vorliegenden Fall das Bauerntum Deutschlands als eine eigene Schicht unterscheiden, welche im Unterschiede von der Kultur ihr eigenes Tempo, ihre eigene Art der Entwickelung gehabt hat. Bauerntum und Kultur sind derselbe Mensch, aber Deutschlands Bauerntum, bedingt durch seine gesamten inneren und äußeren Verhältnisse, lebt langsamer, entwickelt sich langsamer, wie alle Kultur: So, daß es in vieler Weise heute noch auf dem Standpunkte steht, auf dem die Kultur im Mittelalter stand; daß es in vieler Weise eine jüngere Schicht desselben Volkes ausmacht, in dem wir bereits die ältere sind. Wir deuteten den Gedanken im Kapitel ‚Uebersinnlichkeit' bereits an.

Derselbe Unterschied zwischen Jugend und Alter, zwischen Mittelalter und Neuzeit, welcher in der ganzen Welt grundsätzlich andere Lebensprinzipien mit sich bringt, beim Baume so gut wie bei einer Idee, beim einzelnen Menschen so gut wie beim ganzen Volke: Dieser selbe Unterschied charakterisiert unseres Erachtens den Hauptteil des heutigen Abstandes zwischen Bauerntum und Kultur. Ihn möchten wir als den Schlüssel bezeichnen, der am wesentlichsten das Verständnis dieser Verschiedenheit aufschließt!

[1]) K. Breysig, Imperialismus unserer und alter Zeiten. ‚Der Lotse' 1900, Heft 1. Ders., Kulturgeschichte der Neuzeit 1900 ff. Ders., Der Stufenbau und d. Gesſ. der Weltgeschichte 1904.

B. Religion.

15. Der Glaube.

Unter Glaube sei verstanden das, was stets im innersten Wesen der Kernpunkt aller Religion gewesen ist und was in besonderer Klarheit uns wieder Luther aus dem Gedankengange des Neuen Testamentes herausgehoben hat: Glaube gleich Gottvertrauen, in diesem Sinne gleich Gotteskindschaft, in diesem Sinne Hingebung an Gott, Einssein mit Gott. Wie es anschaulich im Bilde etwa der Bibelspruch ausdrückt: ‚Gott vor Augen und im Herzen haben.‘ Oder der Liedervers: ‚Meine starke Glaubenshand wird in ihm gelegt befunden‘. Glaube soll nicht heißen eine Summe von frommen Werken oder eine Summe von Gefühlen oder eine Summe von dogmatischen Lehrmeinungen über Gott und Christus. All diesem ist nicht die Verheißung des Gelingens gegeben, sondern allein der Aufrichtigkeit. Aufrichtig sein Herz Gott hingeben: Diese Auffassung Luthers meinen wir, wenn wir einen Augenblick vom Glauben sprechen wollen.

Unsere erste Frage: Wie steht die Jugend, wie steht das Alter zu ihm?

Es braucht nicht viel darüber gesagt zu werden. Wie alle Ideale bei der Jugend einen ganz anderen Resonanzboden fanden und finden, als bei jedem alternden Menschen, alle Menschenbeglücker, die wirklich hohe reine Triebe in sich trugen, stets fast ausschließlich aus den Reihen der Jugend hervorgegangen sind, so ergreift und packt auch der Glaube, dieser religiöse Idealismus, die Jugend bei weitem elementarer wie das vielerfahrene, vielüberlegende Alter. Es ist bekannt, wie kein Tag im ganzen Kirchenjahr einen so mächtigen, einen so wuchtigen, einen so oft über das ganze Leben hinaus sich erstreckenden Eindruck macht

als der Konfirmationstag, der nicht im Kirchenjahre mit verzeichnet ist. Weshalb? Ersichtlich deshalb, weil seine Gemeinde in erster Linie eine jugendliche ist. Auch die Alten ergreift der Tag, gewiß! und manches Auge, das der Träne sich lange entwöhnt hatte, weint wieder. Auch die Eltern denken ihres Gottes! Aber der absolute Idealismus, der in derselben Stunde hinter den Knaben- und Mädchentränen steht, die bedingungslose Bereitschaft in dem Augenblick, aus Liebe zu Gott, um Gottes willen, in Gottes Namen in Zukunft alles zu sein und alles zu tun: Man muß zugeben, das sind noch Empfindungen an dem Tage von einer ganz anderen Wucht, Höhe und Heiligkeit. Und dazu Empfindungen, die, wo nur ganz einigermaßen das Elternhaus danach ist, doch mit einer fast wunderbaren Leichtigkeit sich auslösen, durch den Konfirmandenunterricht sich auslösen lassen. Es ist die, wie auf allen idealen Gebieten, so auch auf diesem höchsten so leicht und rein begeisterungsfähige Jugend. Was ist der Silvesterabend, wohl der an zweiter Stelle tiefstempfundene Gottesdienst im Jahre, gegen den Konfirmationsgottesdienst? Zum großen Teil mit, weil an jenem Abend wesentlich eine bejahrte Gemeinde die Kirche füllt.

Oder ähnliches von der Jugend auch noch aus späteren Jahren. Die Bereitschaft und Geneigtheit, überall in der Welt Gottes Spuren und Gottes Wege zu sehen. Die Geneigtheit, an Gottes Weltordnung auf Schritt und Tritt zu glauben. Die Bereitschaft, an das Gebet zu glauben u. dgl.

Der Glaube an Gott steht der Jugend so viel fester, weil Gott selbst ihr überhaupt so viel fester steht. Gott ist der Jugend nicht der durch allerlei Menschenlogik Angefochtene und der durch allerlei menschliche Beweise und durch die Zusicherung der Bibel dann glücklich doch wieder Gehaltene. Was ist der Jugend Logik? Gott ist ihr ein Axiom, über menschliches Leugnen und Beweisen überhaupt erhaben! Und je fester dieser Gott, je fester der Glaube!

Es sind alles Erinnerungen aus unserem eigenen Leben. Sie gelten selbst auch noch bis zur Stunde für die viel jugendärmer gewordene moderne Jugend. Wieviel mehr aber würde alles zutreffen, wenn diese nicht seit 100, 200 Jahren, und gar seit 50 und 30 Jahren in unserem alternden, mit Altersstimmungen und Altersart überall durchsetzten und übersättigten Zeitalter regelmäßig so schnell, in so frühen Jahren bereits erdrückt und

erstickt würde, bekehrt würde, als wäre das die auch für sie richtige, zur Weltanschauung des Alters.

Welches, es ist auch kaum nötig, darauf näher einzugehen, bei weitem nicht so fest, so blind, so bedingungslos und so freudig in jener jenseitigen Welt wurzelt. Welches nach und nach mit tausend Wurzeln im Diesseits festgewachsen, mit tausend Fäden an ihm festgebunden ist, die alle, alle einst nicht existierten. Welches, von Ausnahmen abgesehen, gegen eine derartige bedingungslose Hingabe an eine übersinnliche Welt so viel einzuwenden hat, daß darüber jene Welt es inzwischen längst vorzieht, sich andere, begeistertere Verehrer zu suchen. Was will der Spott der Jugend über Gott besagen, der mit viel Pathos vielleicht vorgetragen wird, aber in Wahrheit unverstandene Weisheit des Alters ist, an die niemand im Herzen weniger glaubt, wie der jugendliche Spötter selbst. Was will er besagen gegen das stille Unterminieren, welches das Alter mit seinen grausigen Waffen, Denken und Welterfahrung an der Welt der Offenbarung vornimmt! Man kann zusammenfassen: Gottlose Jugend gibt es eigentlich nicht, gottloses Alter, in dem wörtlichen Sinne dieses Wortes verstanden, in Menge. Weil es auf diesem Gebiete, wie auf jedem, seine realistische Art so ist. Weil seine Größe auf realistischem Gebiete liegt!

Wie aber das Alter, so die Kultur, wie die Jugend, so das Bauerntum!

Wie das Alter, so die Kultur: Mit ihren Wurzeln haftet sie, wenn nicht ausschließlich, so aber sehr, sehr vorwiegend im Diesseits.

Je älter jede Kultur wird, desto ausgebreiteter wird sie, wir werden später noch ein Wort davon sagen. Und so ist auch das Leben unserer Kultur, wie bekannt, im Vergleich zu früheren Zeiten das denkbar vielseitigste. Neue Wege und neue Ziele, neue Gebiete hat sie erschlossen, an die im Mittelalter sicher niemand gedacht hätte. In der Beziehung ist ein Erdteil nach dem anderen entdeckt. Wenn unsere Kultur sich rühmt, keine Zeit habe auf Erden einen so weiten Horizont beherrscht wie die Jetztzeit, so hat sie durchaus damit recht.

Aber wenn unser Selbstlob nun weitergeht: Also sei ersichtlich, wie groß unser heutiges Zeitalter im Vergleich zu allen früheren sei! dann legt der überlegende Leser die Zeitung beiseite, ob nicht aus der Krone, die es trägt, der große Edelstein heraus-

gefallen sei, den sie einst besaß. Der große Edelstein, genannt Religion!

Es ist bekannt, das Mittelalter war nicht bloß im allgemeinen eine übersinnliche, es war auch im besonderen eine religiöse Zeit. An den Bildern der Merianschen Topographien kann man es studieren. An dem Verhältnis der Kirchen dort zu den umgebenden Häusern. Auch des Papstpalastes zu Avignon zu seiner Umgebung. Wie man an dem Bilde der heutigen Kirchen zu den ringsumher sie fast überragenden und erstickenden Häusern das Verhältnis zwischen Kirche und Welt in seiner heutigen Gestalt erkennt! Gewiß, bauen konnte man damals, Geld dazu hatte man auch. Warum aber kam kein Fürst, geschweige denn ein Privatmann darauf, sich einen Palast zu bauen, ähnlich stolz wie solche Kirche? Wie bescheiden wohnte der gewaltige Heinrich III., in dessen Hand die Päpste Wachs waren, in seinem Kaiserhause zu Goslar. Und wie gewaltig sein Gott, dem er so ernst diente, im Dom zu Speyer. Das Mittelalter war eine stark religiöse Zeit! Wie schwach religiös sind wir geworden. Es soll selbstverständlich nicht ausnahmslos gesagt werden von allen Ständen. Den Klerus wird man beim Urteil beiseite lassen müssen, und an manchen Stellen, wo man es nicht erwartet, wird man Religion finden. Aber von denjenigen, die die eigentlichen Führer unserer Kultur sind, was man so nennt, ihre eigentlichen Kinder und ihr Stolz, von denen wird es, nicht Mann für Mann, aber Stand für Stand ausnahmslos gelten.

Es ist ja völlig klar, an sich hat eine solche religionslose Weltanschauung der Hochkultur nicht das geringste Recht mehr für sich, wie etwa jede begeisterte religiöse frühe. Ja, wenn die Dinge so lägen, daß diese Weltanschauung der Hochkultur die auf langen Umwegen endlich erreichte einzig richtige wäre, die aus hundert Phasen der Unvollkommenheit nun endlich nach Jahrhunderten herausgewachsene vollkommene! Ja, wenn die Dinge so lägen, dann müßte man billigerweise schon zu allem schweigen! Aber so liegen sie doch nicht. Das Lob der Gegenwart in diesem Punkte ist nur Eigenlob. Sie liegen doch so: Der Nerv der modernen Weltanschauung ist das Erkenntnisvermögen, eingestellt und eingelaufen auf Dinge dieser Welt. Mit dem aber fängt man nun an, auch die ganze übersinnliche Welt zu bearbeiten! Das gibt nichts! Der Uhrmacher für Turmuhren geht auch an Taschenuhren. Der Witzbold macht sich auch an ein Drama oder

schreibt Religiöses. Das gibt nichts! Die Vernunft tummelt sich weit über die Grenze des Hofes hinaus wie der wildernde Hund im Blachfelde umher. Kant hat ihrer Zudringlichkeit, die aufs höchste anmaßend geworden war, sein Quos ego! zugerufen. Wie bekannt, nicht in irgend welchem Pathos, sondern in derselben kühlen Sachlichkeit, die ihr eigener Stolz war. Mit ihren eigenen Waffen im eigenen Lande hat er sie bekämpft. Aber derartige Quos egos helfen gemeinhin nicht viel. Mit dem Tode des Siegers vergaß man die Niederlage. Anima naturaliter hegeliana! Alle Welt betrank sich von neuem geradezu an der Vernunft. Und tut es bis heute. Das Ganze ist nicht mehr und hat nicht mehr Berechtigung für sich, als wenn zwei Mäuse im Stalle des Bauern, die froh sein können, daß sie die Katze noch nicht erwischt hat, ihre Räsonnements anstellen über den die Diele auf- und abschreitenden Mann. Oder um ein anderes Gleichnis zu bringen, wie wenn späte Jahrhunderte die Wunderfreude der frühen kritisieren. Wunder gehören diesen mit zu den Realitäten des Lebens, die ihr Leben bestimmen. Damit ist die Sache erledigt. Was spätere Zeiten dazu sagen, ist diesen ebenso gleichgültig, wie das, was frühe zu dem Studium und dem Kultus der Naturgesetze der späten sagen, diesen gleichgültig ist!

Es wird dabei bleiben müssen: Unsere gesamte eigentliche Kultur lebt und arbeitet ohne Gott, ohne Religion. Religion in dem eingangs des Kapitels genannten Sinne! Was will es besagen, wenn hier und da einige interessierte Laien sich ihr zuwenden, und Tausende wandern indes vom Lande in die Fabrikstädte, lassen sich von der greisenhaften Weisheit dort bereden und werfen den Glauben ihrer Väter fort. Wir jubeln ganz ohne Zweifel zu früh über Anzeichen zunehmenden religiösen Sinnes. Wir sehen mit entsetzten Augen, wie selbst die ernste Wissenschaft, die vielleicht noch unser bestes Teil ist, auf zehn Gottesbeweise elf Zweifel konstruiert. Der Deichbrüche rings um die einst so festgefügte Weltanschauung der Väter herum werden so viele, daß man verzweifelt schon den Augenblick kommen sieht, wo man nicht mehr im stande sein wird, sie alle zuzuschütten. Erst geht die Religion verloren, dann die Religionsfähigkeit. Eine Zeitlang bewundert man noch die, welche Religion hatten. Zum Schluß vermag man das auch nicht mehr. Der Sinn eines späten Volkes für Religion und Moral will nicht viel mehr besagen, wie sein Sinn für Natur. Frisierte Natur und frisierte Religion.

Watteau-Natur aber keine Ruysdael-Natur. Wahre Natur und wahre Religion sind ihnen beide zu scharf und zu derb, vor der scheuen sie zurück. Statt an der Bibel sich zu stärken, schwächt man sich an einer so zerfahrenen Gestalt wie Faust, der nicht weiß, was er will. Das bleibt nicht ohne Folgen! Der Leser legt die Zeitung aus der Hand und findet, das Metall, selbst das Gold und Silber an unserer Krone hat sich gemehrt: Aber der Edelstein ist aus ihr herausgefallen. Die Religion ist uns aus der Hand entglitten.

Man darf sich ja nicht durch allerlei täuschen lassen.

Kirche haben wir genug und Theologie haben wir genug. Aber Kirche und Theologie sind keine Religion.

Alle späte Zeit archaisiert. Archaisiert in Kunst und Leben! Bei wieviel Erscheinungen aus einer abgeschlossenen Vergangenheit steht man immer wieder vor derselben Frage: Antik oder archaistisch? Durch alle späten Zeiten zieht die Sehnsucht hindurch, mit der alten Form noch einmal die alte Jugend in ihre Mitte zurückzurufen. Und damit beginnt das Archaisieren. Das eine gelingt und das andere gelingt natürlich nicht! Wie aber auf vielen Gebieten, so spielt sich vor allen, läßt sich denken, dieser Vorgang auf dem religiösen ab. Und uns ist er geläufig genug. Das Gewand halten wir fest, an die Formen der Väter klammern wir uns an. Religion behaupten wir noch genug von uns: Aber man sieht es den Leuten an ihrem Leben an, daß nichts dahinter im Herzen wohnt. Der einstige jugendkräftige, himmelstürmende und im Himmel gewurzelte Geist fehlt. Kirche ist keine Religion: Mit Schmerzen muß das immer von neuem festgestellt werden.

Und Theologie ist keine Religion. Theologie ist eine Wissenschaft. Theologie ist eine Sammlung all des menschlichen Räsonnements, das jedesmal die Menschheit angestellt hat, wenn in ihrer Mitte einmal wahre Religion entstand, wie ein Vulkan mitten zwischen ihnen aus der Erde brechend, oder wie die blaue Wunderblume still aufblühend. Darüber ist dann jedesmal eine Last von Wissenschaft entstanden. Die theologische Wissenschaft hat sich erweitert, wie jede Wissenschaft sich erweitert hat. Aber das alles ändert an unserer Tatsache nichts: Theologie ist eine Wissenschaft. Theologie ist keine Religion.

Wir haben Kirche genug, wir haben Theologie genug. Aber die Religion fehlt uns. Die Religion, die dem Ungebildeten

ebenso offen steht, und wie oft weit besser, wie dem Gebildeten und Unterrichteten: Vorbedingung nur, daß sie eben überhaupt in der Luft liegt. Und das tut sie bei uns nicht mehr. An ihr sind wir arm geworden. Und die tragische Perspektive ist: Wer weiß, ob wir sie nicht mit eigener Hand aus unserer Mitte noch immer mehr ausrotten werden. Es ist einmal die scharfe, sondierende Art des alten Zeitalters so, daß das der letzte Schluß ist. Die Frage wird ja gerade heute so unendlich oft gestellt: Wie ist unserer Zeit zu helfen, daß sie gerade diesen Edelstein wieder fester fasse? Es ist nur das eine immer darauf zu antworten: Einzelne zerstreute Mittel helfen da nicht. Gelingt es uns, was in unserem Volk jung ist, die jungen Schichten in ihm noch jung zu erhalten, dann ist uns geholfen. Gelingt uns das nicht, opfern und schlachten wir alles dem Moloch Kultur, können wir jene nicht vor diesem Greise mit seiner greisenhaften Lebensweisheit schützen, so sind wir in dieser Beziehung verloren. Damit aber wahrscheinlich in jeder!

Doch damit weiter von der Kultur zum religiösen Bauerntum als dem Gegenstück der religiösen Jugend.

Mancher, der letzteres kennt, wird hier vielleicht gleich eingangs wieder Widerspruch erheben. Und er hat bis zu einem gewissen Grade recht damit. Denn das heutige Bauerntum hat auch auf diesem Gebiete ohne Zweifel bereits ein gut Teil seiner Eigenart durch die Versuchung der Kultur sich abschwätzen lassen. Wir müssen zum Beweis für unsere Behauptung, wollen wir klar sein, in vielen Dingen schon mehr der Väter des jetzigen Geschlechtes denken, als dieses selbst. Bei dem war auch äußerlich noch alles das, was jetzt zum großen Teile bereits geschwunden ist: Die Morgenandacht vor dem Hafermus und der Milchsuppe und Abendgebet nach dem Abendessen. Mittags und abends Tischgebet. Wenigstens einer vom Hofe jeden Sonntag in der Kirche und die übrigen zu Hause versammelt um eine Hausandacht. Von mehr wie einem dieser Väter wird uns solche einfache, rührende Lebensgeschichte erzählt. „Er war immer aufgemuntert und nie verzagt. Jeden Morgen, wenn er vom Bette herabkam“ — wir sehen uns in dem Strohdachhause um, seine Reinlichkeit mag sehr gering gewesen sein — „aber sein erstes war dann immer, er sang einen Lobgesang aus dem Gesangbuche, daß man's durchs ganze Haus hörte. Und wie sinnig war er immer bei der Morgenandacht. Und solch großes Gottvertrauen hat er sein ganzes Leben

behalten. Manchmal sagte er mittags beim Gebet: ‚Kinder, laßt's euch nicht wundern, wenn ich mein Gebet im Knien tue.‘ Und dann kniete er bei Tisch nieder und betete das Tischgebet im Knien. Und wenn einmal ein Unglück kam, dann hatte er die feste Zuversicht, daß ein ernstliches Gebet von Gott erhört würde. Er tat es jedesmal und gelobte dazu etwas in den Gotteskasten. Und wenn es ihm auch noch so schwer fiel, er brachte es zusammen und schrieb auf das Papier: Was du gelobt, das halte! Und dazu dann die vielen Kinder, die er alle gut kleiden und nähren und mit Ehren großmachen wollte.“ Oder ein Bild noch aus der Gegenwart. Eine Frau hat plötzlich den Mann verloren und hat noch drei Kinder in der Schule und noch drei davor. „Ja, de in Glück un Free tohope[1]) lebt hebbt, de möt faken[2]) fruh von enander. Awerst wat de Minsken leew hebbt, dat harr use Herrgott ook leew! — — Wi hebbt ja acht Jahr to Schole gahn, un hebbt ja wat leernt. Da möt wi us nu an holen, anns hebbt wi ja uinen Trost!“ Wenn sie wenigstens den ältesten Sohn von den Soldaten freibekäme. „Et is en gauen Sohn! He kann noch weenen. Un de Jungens, da noch Tranen inne sitt, da kann'n sek noch up truen!“ Und er kommt und tröstet die Mutter und arbeitet für sie. „Nee, Moer, ween nich! Du schast nich weenen! Darto bin ek nich wedder komen to di! Un nu bliw man sitten, un rau di[3]). Ek kann woll loopen, gah du man sacht!“ Solche Herzensfrömmigkeit war in Menge vorhanden noch bei den Vätern des jetzigen Geschlechtes.

Ihre äußeren Formen sind geschwunden, bis auf Reste geschwunden. Die Kultur hat sie den Leuten verleidet. Sie ist zu ihnen gekommen, wie die hausierende Alte im Schneewittchen: Schöne Ware feil! Schöne Ware feil! Und hat sie vergiftet, wie sie Schneewittchen mit ihren Aepfeln und Kämmen vergiftete! Man weiß ja, wie leicht es ist, Kinder zu verführen. Ein Sommerfrischler! Der sich natürlich gerade auf dem Lande etwas ausleben will! Aber ein Wort aus seiner leichtfüßigen, an nichts recht glaubenden, über alles erhabenen Weltanschauung heraus, der so manchmal das Geld das einzige ist, an dessen Heiligkeit er nicht zweifelt. Ein einziges solch leichtfertiges Gespräch! Man weiß, es ist niemals ein richtiger Erziehungsgrundsatz gewesen: Kinder müssen sich nach und nach an die Weltanschauung

---

[1]) Zusammen. [2]) Oft. [3]) Ruhe dich aus.

der Alten gewöhnen! Sondern, solange es geht, hält das einsichtsvolle Alter diese ihre Weltanschauung vor den Kindern zurück und verborgen! Deshalb, weil sie für sie nicht taugt! Wer schützt aber das Bauerntum vor der alten Kultur, die höchstens in der alleroberflächlichsten, gewöhnlich aber in der allerselbstsüchtigsten Weise erziehliche Aufgaben an ihm ausübt, die sich zuletzt eilig tröstet: Da ist nichts zu machen! und deklamiert: Was nicht leben kann, muß sterben! Man arrangiert ein Trachtenfest und meint, damit dem Bauerntum zu helfen!!

Also Hausandacht und Tischgebet sind bis auf Reste geschwunden. Wenn Knecht und Magd aufgefordert werden, daran teilzunehmen, dann kommt es vor, daß sie sich dessen weigern. Aeußerlich stehen wir da auf einem Trümmerfelde. Es kam vereinzelt bei der Einführung der neuen Gesangbücher noch vor, daß hier und da in einem Hause der Bauer das Buch von A bis Z durchstudierte und sein mißfälliges Urteil über allerlei neue Gesänge kundgab. Im allgemeinen, wenn die Gewohnheit überwunden war, und vielleicht die Bücher auch umsonst oder billig zu haben waren, vollzog sich der Umtausch des Buches ruhig. Und gar, daß heute nochmal so etwas möglich wäre, wie der hannoversche Katechismussturm im Jahre 1862, wo die Bauern (aus der Umgegend der Stadt!) nach Hannover kamen, die Räte des Konsistoriums für die Einführung eines neuen exponierten Katechismus zu verprügeln: Das darf durchaus bezweifelt werden. Kaum in weltlichen, aber in kirchlichen Dingen läßt sich heute alles Bauerntum ganz bedeutend leichter regieren, wie früher. Man hat den Gedanken, es war besser umgekehrt. Also wie gesagt, in äußerlichen Dingen haben wir da ein Trümmerfeld vor uns.

Aber doch eben im Inneren, in der eigentlichen bäuerlichen Weltanschauung, das ist ebenso unverkennbar, ist vieles, vieles davon noch erhalten wie ehemals. Der Respekt alles Bauerntums vor Gott und göttlichen Dingen, in einer Weise, wie ihn die Kultur nie und in keiner Weise kennt, tritt uns überall entgegen. Der korrekte Bauer ist in seiner Seele nicht bloß ein schwerkonservativer, sondern auch ein schwerreligiöser Mensch. Das Bauerntum ist entschieden Deutschlands religiösester Stand, zugleich im Besitz der gesundesten Religion.

Das sei ja an dieser Stelle ein für allemal gesagt: Man darf die Sache, wie man sie sich zuweilen denn doch allzuleicht

gemacht hat, nicht bei dem Punkte anfassen: Der Bauer hat für diese Dinge, für Religion und Glauben überhaupt keine Worte. Das sei ein Beweis dafür, daß er auch sie, die Dinge selbst, nicht habe! Das erstere ist richtig: Das Wort Religion ist in allen Bauerndialekten erst ein spät eingeführtes. Und wenn von jemand gesagt wird: „De harr nin Globen!“ so heißt das wohl soviel, als dem darf man nicht borgen! Aber mit dem Fehlen des richtigen Ausdruckes braucht nicht die Sache in ihrer vollen Richtigkeit zu fehlen. Dann möchte ihm auch Wahrhaftigkeit, Anhänglichkeit und was sonst alles fehlen, weil er dafür diejenigen Abstrakta nicht hat, die alle erst spät aus dem Hochdeutschen ein wenig in die Bauerndialekte eingedrungen sind. Welches Bauerntum hat sich je damit abgegeben, Abstrakta zu prägen? Also so leicht darf man sich ein für allemal die Sache nicht machen[1]).

Wir haben vielmehr den höchst eigentümlichen Fall vor uns, der gerade aller Kultur stets so etwas völlig Fremdes ist, die für ihre gesamten Empfindungen fast sofort den adäquaten Ausdruck zur Hand hat, und wie oft überdies Empfindungsausdrücke handhabt, hinter denen keine Empfindung steht: Wir haben den höchst eigentümlichen Fall eines Menschenschlages vor uns, dem ein starker Idealismus bezüglich all der großen Güter des Menschenlebens eigen ist, und dessen Reichtum so wortkarg ist! Es sind Inhalt und Form stets, wie wir oben andeuteten, in der Geschichte des Menschengeschlechts getrennte Wege gegangen. Stets aber waren es nicht Zeiten der Unvollkommenheit, sondern Höhepunkte, wenn die Form nicht Schritt hielt mit dem Inhalt, und Zeiten des Tiefstandes, wenn die Form anfing, mit ihrem seelenlosen Rankenwerk alles zu überwuchern. Man denke, wenn man nichts anderes zur Hand hat, an das herbe italienische Trecento und an Bernini, den Schwätzer!

Also die Bibel ist kein bäuerliches Hausbuch mehr. Die Kultur, die selbst darüber hinaus ist, hat sie dem Bauerntum aus der Hand genommen. Man beschränkt sich, was man früher nicht tat, auf das Gesangbuch und auf Gebetbücher. Aber wenn auch das Bibelbuch unverkennbar im Gebrauche zurückgetreten ist, seine innerste unverfälschte Gedankenwelt liegt ebenso unverkennbar

[1]) Zwei treffende Beispiele von Verdrehung vgl. P. Drews, Relig. Volkskunde. Hess. Bl. für Volkskunde 1902 S. 28.

allem Bauerntum noch nahe bis heute: Der Glaube, das ‚Gott vor Augen und im Herzen haben‘, ihm unbewußt ein eigenartiges Schwergewicht, eine eigenartige richtige Stimmung gebend!

Ein paar Beispiele dazu.

Der gehaltene Ernst in Gedanken, Worten und Werken bei allem echten Bauerntum gegenüber dem leichten Sinn aller Kultur! Der Bauer kennt den Scherz und Spott auch über sämtliche Fundamente des menschlichen Lebens im allgemeinen und über Gott und göttliche Dinge im besonderen nicht, der der Kultur fast zu einer Art Lebensbedürfnis geworden ist. Was scherzt und witzelt dieselbe über die Ehe! Wo es anfängt, weiß man, wo es aufhört, weiß man fast nicht. Nicht daß der Bauer nicht auch wüßte, was Witz wäre, man vergleiche die Sammlungen seiner Volksrätsel: Wie oft besserer Witz wie bei uns! Aber er macht viel früher Halt. Er findet viel instinktiver den richtigen Punkt, wo Scherz und Witz umzukehren haben. So empfindet er in weltlichen Dingen, besonders scharf aber in göttlichen und religiösen. Zu all den wenig geschmackvollen Anekdoten: Wer war der erste Reiseführer? Wie hieß Jakobs Kutscher? und dergleichen mehr (abgesehen davon, daß dieselben gewöhnlich auf Bibelsprüche sich beziehen, die überhaupt nicht in der Bibel stehen), zu solchem Unnützlichführen des Namens Gottes, zu derartiger naiver Mißhandlung biblischer Figuren, die kaum vor der Person Christi selbst Halt macht: Für all dergleichen hat das Bauerntum kein Verständnis und dazu hat es kein Gegenstück. Die Kultur pflegt sich ja auch damit auszureden: Man denkt sich bei all dergleichen nicht viel! Aber das gerade, daß man dabei sich nichts denkt, beurteilt man dort als Leichtfertigkeit. Gottes Dinge sind ihm ernst, und in den Staub des Witzes läßt er sie nicht ziehen. Und der Pastor aus der Stadt, wo die Luft voll solcher kleinen Witzeleien hängt, die niemand ernst nimmt, muß es ganz besonders erst lernen, dem Bauerntum gegenüber sich in diesem Punkte andere Maßstäbe anzueignen. „De glöwt wol nix!“ ist sonst möglicherweise die kurze Antwort auf einen Witz über den persönlichen Satan oder dergleichen. Solcherlei versteht das Bauerntum nicht. Heiliges ist ihm heilig. Wie immer, nicht in der Art, daß man sich beherrscht: Es liegt ihm im Blute so!

Oder nochmal: Der gehaltene Sinn des Bauerntums gegenüber dem leichten Sinn aller Kultur auch in anderen Dingen! Das himmelhohe Jauchzen und das bis zum Tode Betrübtsein

und die zahlreichen Stufen dazwischen, das zwerchfellerschütternde Lachen, insbesondere auch das zu verstehen sich die Kultur vor allem rühmt, das mehr soll wirken können, wie unter Umständen ein Medizinalrat: Das alles ist Kulturart. Ein solches völliges Hingegebensein an eine einzelne Stimmung, ein solches völliges Losgelöstsein von dem Gottesgedanken als dem ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht: Das ist Kulturart! Und solch leichter Sinn mag für sie auch das Angebrachteste sein! Denn besonders sobald Unglück über sie kommt, das sie im allgemeinen nicht im stande ist, auf Gott zu beziehen und damit in seiner Art umzudeuten, dann ist ein möglichst leichtes Sichdarüberhinwegsetzen das beste! Alles Bauerntum hat dem gegenüber etwas Gehaltenes, das man zum Teil begründen mag mit seiner konservativen Natur, die eine fortwährende Veränderung verabscheut; besser und zutreffender aber jedenfalls noch religiös. Es rechnet und kann rechnen, wie die Jugend, mit einem viel stärkeren Instinkt für Gottes Fürsorge. Diese dauernd starke Empfindung für Gottes Hand aber läßt es nicht dahin kommen, daß je derartig stark sein Seelenleben durch irgend welche Lebenseinzelheiten aufgeregt wird. Sie wehen darüber hin, wie Stürme, die die eigentlichen Tiefen des Sees nie treffen. Der Glaube schafft den Unterschied.

Der sich am deutlichsten, man sagt nicht zu viel, am erhabensten ausprägt in dem Frieden, der um deswillen der Bauernseele beschieden ist. Es möchte einem vorkommen, als stünde über jedem Bauernhaus das Wort Christi: „Den Frieden habe ich, meinen Frieden gebe ich euch!" Wieviel Landgeistliche in solchen Gegenden alten Hofbauerntums haben es schon erfahren! Wenn sie selbst einmal die Unterliegenden waren in Unglück, oder selbst wenn es nur Mißstimmung war: Ein Besuch von zwei oder drei Stunden auf dem Bauernhofe, es mochte fast sein, welcher es wollte, etwas Reden, aber auch viel Schweigen und ruhiges Stilldasitzen: Und sie gingen anders fort, wie sie gekommen waren. Ein Stück von dem Frieden, der unter dem gewaltigen Strohdache inmitten der mächtigen Eichen wohnte, war in ihre Seele hineingezogen! Was weiß die Kultur von solchem Frieden! Wir wollen sie nicht schmähen, aber sie wird gerade dieses selbst zugeben, sie weiß nicht viel davon. Sie sehnt sich danach, aber in ihrer Mitte hat sie dieses Gut nicht. Sie klammert sich an Goethe an, weil der ein so gesundes Gleichmaß der Stimmung in sich

getragen habe! Man wird uns verspotten, wenn wir sagen: Sie kennt nichts Besseres! — Aber es ist so.

Es ist der Friede, der in doppelter Weise sich zeigt in allem Unglück. Es ist ja von dieser bäuerlichen Ruhe im Unglück schon die Rede gewesen im Kapitel ‚Gesundheit‘. Und es ist richtig, diese wirkt sicher dabei mit. Aber es ist richtig, sie tut's auch wieder in keiner Weise allein. Die Hauptsache ist auch hier wieder der so fest in den Tiefen der Instinkte verankerte Gottesgedanke. Dieser Gottesgedanke, der im Unglück solchen Frieden doppelt schafft! Wenn endlose Güsse die Ernte vernichten! Wenn die Menschen so manchmal vom Felde mit leeren Wagen wieder umkehren müssen, weil der gefürchtete Regen, der einen Augenblick aufhörte, schon von neuem wieder einsetzt! Wenn die Garben einmal ziemlich abgetrocknet sind draußen, aber der Boden ist so naß, daß der Wagen nicht bis heran kann, weil er bis an die Achsen in die Erde sinkt! Ruhig wird wieder ausgespannt und anderes vorgenommen. Kein hartes Wort! Oder wenn's ans Kranksein und Sterben geht! Wie schlimm sind gerade diese beiden Dinge für die Kultur. Tausend Künste versteht sie, aber die Kunst, bei diesen beiden Dingen eine gute Figur zu machen, versteht sie von allen am wenigsten. Und beim Bauerntum wieviel Zufriedenheit! Wie bei der Jugend! Man wird möglicherweise wieder lächeln, aber es kommt uns nicht übertrieben vor, wenn wir es aussprechen, daß unsere gesamte Kultur kaum etwas Gleichartiges aufzuweisen hat, wie die bäuerlichen Krankenbetten. Wenn die Menschen so ruhig daliegen: „Da möt'n tofree wesen!" und „Use lewe Herrgott will dat ja nu mal so!" Wenn sie sich täglich aus den Psalmen vorlesen lassen und sich selbst mit all den Liedern trösten, die sie unverstanden einst in so schöner Menge in der Schule lernten. Jetzt kommt das Verständnis! Sie haben sie alle in sich aufgespeichert, wie das Korn auf dem Boden, und nun gehen sie an diese Vorräte! „Ek bä'n ganzen Dag un de ganze Nacht. Man de Lucht will't nich mer lien!" Es kommen einem allerlei Gedanken, wenn man überlegt, daß die moderne Kultur zu solchen Menschen allzeit ihre Geistlichen aussendet, damit ihnen der Glaube und die Religion gewahrt bleibe! Man fragt sich, wenn sie mit solchen ungeschriebenen Lebensbildern zusammentreffen: Wer ist nun da der Lehrende und wer der Lernende?!

Die Kultur macht sich die Erklärung der Dinge auch hier gewöhnlich wieder zu leicht. Es ist begreiflich, daß auch sie wieder

auf diesem hohen Gebiete die Palme gern für sich behalten möchte. Und genügt deshalb Nervenstärke nicht, die den Leuten solchen Frieden im Leben und Sterben beschert, so regt sich schnell eine Stimme und möchte von Indolenz sprechen, die nichts aufregt! Es ist nicht richtig! Gott wohnt in des Bauern Seele und deshalb wohnt Friede in seinem Hause! Sein Friede ist nicht eine Art Kirchhofsfriede oder dergleichen, sondern der Friede, der, ganz wie die Dogmatik lehrt, aus dem Glauben kommt!

Denn es ist Glaube im allerbesten, allerchristlichsten Sinne, der hier vorliegt. Es ist dieser höchste und wichtigste Punkt des Lebens, in dem Jeder, der seine Weisheit der Kultur verdankt, hier von der Natur lernen kann. Von diesem höchsten Punkte ist's am meisten gemeint, wenn Rosegger das so außerordentlich richtige Wort gelegentlich ausgesprochen hat: „Die Kultur kann deswegen so viel von der Natur lernen, weil die Natur bisher so wenig von der Kultur gelernt hat." Um einiger Unreinlichkeit willen will ihr das die Kultur oft nicht glauben. Dieselbe muß sich daran gewöhnen, daß Reinlichkeit eine Tugend zweiten Ranges ist, um der Gesundheit willen gehandhabt und nicht um der Seele willen. In seiner Religion liegt des Bauern größtes Gewicht! Riehl wird gewußt haben, weshalb er vor 50 Jahren es so fest verlangte: „Beim Bauer muß Deutschlands Zukunft liegen." Besonders dieser seiner religiösen Fundamentierung wegen! —

Wir wollen ja freilich auch nicht ungerecht sein. Mit dem Kommen und Gehen von solchen Gesamterscheinungen, wie unsere Kultur eine ist, ist es leicht, wie mit den Flut- und Ebbewellen. Man kann am Ufer stehen und Betrachtungen darüber anstellen, wie es vielleicht besser wäre, wenn sie drei Stunden früher oder später einträfen, oder vielleicht gänzlich ausblieben. Eingreifen läßt sich da aber schwer. Vielfach kommen solche Dinge eben zu ihrer Zeit, einerlei, ob einem Volke zum Segen oder zum Fluche. Gar vor Gottes Angesicht, wie wir uns das vorstellen, vor Gottes Angesicht, vor dem der Kiesel und der Diamant, das Genie und der Tor einander gleich sind, mag auch all dieses gleich sein. Aber für die tatsächliche Entwicklung eines Volkes ist doch von Wert nur alles, was Jugend in ihm ist, was sich robust und jenseitig in ihm erhält.

16. Dogmatisches.

Nicht wie mit dem Glauben verhält es sich mit der Theologie, mit der Dogmatik.

Sprechen wir einen Augenblick von der Dogmatik in der Bauernkirche, wie man mit ebensolchem Recht sprechen könnte von derselben etwa in einer Universitäts-, Schloß-, Garnison- oder Großstadtkirche. Es wird niemand der Meinung sein, diese Verschiedenheiten, die im Durchschnitt weit mehr sind als etwa schwach getönte Nuancen, in Abrede stellen zu wollen etwa dadurch, daß man die Varianten untereinander vertauschte, in die Bauernkirche brächte, was in die Universitätskirche gehörte, und umgekehrt! Reden wir in diesem Sinne einen Augenbick von der Dogmatik in der Bauernkirche!

Dieselbe ließe sich ja auf das einfachste kategorisieren und charakterisieren, wenn man sie bezeichnete kurzweg als eine Dogmatik noch des Mittelalters. Indes damit wäre uns im vorliegenden Zusammenhange nicht gedient, weil wir die Eigenart des Bauerntums zu bestimmen und zu erklären wünschen nicht als mittelalterliche, sondern als jugendliche Eigenart. Bäuerliche Eigenart erklären als mittelalterliche würde hier wie überall immer mehr ein Abschluß wie eine Lösung des Problemes sein. Stets würde überall an die Antwort, die auf das Mittelalter lautete, sich die weitere Frage anknüpfen: Wie kommt gerade das Mittelalter zu dieser ihm eigentümlichen Art und Besonderheit?

Also die Dogmatik der Bauernkirche eine jugendliche Dogmatik! Daran nehmen wir wieder in allem Ganzen wie Einzelnen keinen Anstoß, daß kein sonst noch so trefflicher Bauer je im stande sein wird, dieselbe irgendwie wiederzugeben. Noch viel weniger wie irgend ein Vertreter der Kultur etwa die seine. Es kommt darauf an, nicht, welche Art und Weise er zu formulieren versteht, sondern welche Art und Weise die ihm zusagende ist: Etwa wie das lesende Publikum sich seine Lektüre wohl wählen, nicht aber schaffen und meist auch nur menschlich, nicht aber technisch irgendwie maßgeblich darüber diskutieren kann. In dieser mehr gefühlten, wie ausgesprochenen, wie je formulierten Weise: Die Dogmatik in der Bauernkirche eine jugendliche Dogmatik!

Der Lokus ‚de Deo‘ in der Bauernkirche!

Also gewiß! Er ist nie in ein System gefaßt, nicht in Kompendien und Monographien verhandelt. Aber, um die Hauptsache herauszugreifen, das steht wohl fest, daß der Gottesbegriff aller modernen theologischen Systeme, der aus der Zahl der ethischen Eigenschaften Gottes gerade immer wieder die Liebe heraushebt, der sie von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr zu der alle anderen überragenden Eigenschaft macht, kein dem Bauerntum zusagender ist. Derartige göttliche Liebe, auf deren Herausarbeitung die modernen Systeme einen ganz anderen Fleiß verwenden, wie die mittelalterlichen, die man als ‚Wohlwollen‘ heute mit ganz anderer Sorgfalt dem anderen Begriff von Liebe als ‚Wohlgefallen‘ gegenübersetzt, wie man je im Mittelalter die entsprechenden Begriffe amor benevolentiae und amor complacentiae bezw. concupiscentiae voneinander unterschieden hat: Solche göttliche Liebe ist dem robuster angelegten Bauer weder zusagend noch verständlich, noch gar etwas besonders Großes und Gottes besonders Würdiges. Sie setzt zartere, schonungsbedürftigere, weniger widerstandsfähige, mit einem Worte, älter gewordene Menschen voraus, als er und sein Stand sind. Sie setzt auch, um verstanden zu werden, mehr logische Gewandtheit voraus, als über die die junge Bauernlogik verfügt. Kein Wohlgefallen an jemand haben und doch Wohlwollen gegen ihn, und das Liebe nennen, das ist ein psychologischer Fund, an dem die in derartiger Dialektik geübte Kultur ihre ganz berechtigte Freude haben mag, die ihr in keiner Weise geschmälert sein soll, der solchen großliniger und einfacher veranlagten Geistern aber einfach zu kompliziert ist. Seinen Regen fallen und seine Sonne scheinen lassen gleicherweise über Gute und Böse, über Gerechte und Ungerechte, und darin gerade Gottes höchste Größe sehen, das ist ihm zu kompliziert.

Es hat in dieser Weise eine ganze Anzahl Gründe, weshalb übereinstimmend Jugend wie Mittelalter wie das jugendliche moderne Bauerntum sich stets entschieden haben für ganz andere ethische Haupteigenschaften in Gott: Für Heiligkeit, d. h. für einen Gott, der mit einer sündigen Menschheit überhaupt nicht unterhandeln kann, außer durch einen Mittler. Für Gerechtigkeit, d. h. nicht in der modernen Auslegung von Gerechtigkeit gleich Rechtbeschaffenheit und zum Schluß dann gleich Gnade ꝛc., sondern für Gerechtigkeit im Sinne der doppelten Vergeltung. Ja, für allerlei scotistische Schattierungen des Gottesbegriffes, Gott ist exlex, ist gegen den Menschen überhaupt an nichts gebunden: Ein Gottes-

bild, das der modernen Kultur ungefähr das Aufhören aller Religion bedeuten würde. Man wird die Frage, um ein Beispiel anzuführen, die in den Tagen, die uns nicht gefallen, wohl bei allen Menschen wenigstens zeitweise auftaucht: Womit habe ich dieses Unglück verdient? Warum ich und ein anderer nicht? Man wird sie, weil beide Menschenklassen je länger je verschiedener voneinander geworden sind, geneigt sein, durchaus verschieden zu beantworten. Die Kultur wird sehr aufgeschlossen sein für den Gedankengang: „Es ist auch alles Unglück Gottes Liebe! Es braucht darum überhaupt im speziellen Fall gar keine Strafe vorzuliegen! Das Leiden kann auch Prüfungs- oder Ehrenleiden sein!" Allem Bauerntum wird es mehr behagen: „Das Leiden ist Gottes Gerechtigkeit, ist Strafe für Sünden, vielleicht für verborgene, für die Sünden der Väter, Sünden der Gemeinde, die Sünde der Menschheit." Daß der Einzelne nicht für die Sünden der Menschheit leiden könne und dürfe, wird man in diesem Kreise kaum zur Antwort bekommen. Und gar so etwas wie ‚Ehrenleiden aus Gottes Liebe heraus' dürfte ihm wieder der Kompliziertheit des Gedankens wegen wohl völlig unverständlich sein. „Bei Christo könne man doch alles nur und allein so beurteilen", entgegnen wir ihm. „Ja, weshalb hat denn Christus dann gelitten? Hatte denn Gott da keinen anderen Weg?!"

Und wie mit Gottes ethischen Eigenschaften, verhält es sich mit seinen metaphysischen. Das Wesen Gottes hinter seinen Wirkungen, dieses X hinter seinen Erscheinungsformen, hat die offizielle Dogmatik, gar die letzte neukantische, als ihr unzugänglich, ihr unverständlich, natürlich nicht geleugnet, aber je länger, je mehr in der Reihe ihrer Betrachtungen zurückgedrängt: Während gerade deshalb Mittelalter und Bauerntum diese Welt bevorzugt haben und bevorzugen. Die Empfindung des Alters lehnt sie ab und spricht: Was ich nicht verstehe, ist für mich nicht von Wert, kann mich nicht beeinflussen u. dgl. Alle jugendliche Empfindung folgert gerade entgegengesetzt: Was für mich das Höchste sein soll, darf ich nicht verstehen. Ideale, die in allen Dingen klar sind, sind keine Ideale. Und beide genannten Gruppen haben eine ausgesprochene Vorliebe, einen breiten reservierten Raum für den metaphysischen deus absconditus. Beiden sind die viae negationis und eminentiae, wovon die moderne Dogmatik nichts wissen will, gerade recht. Sie liefern ihnen einen Gott, so robust und von einer derartigen massiven Jenseitigkeit, wie

sie ihn wünschen und, nicht zu vergessen, wie sie ihn ertragen können.

Es ist so: Der Mensch ist härter und wünscht sich den Gott seiner Bibel härter. Und es ist schon oft darauf hingewiesen: Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde: Aber der Mensch schafft sich seinen Gott auch durchaus nach seinem, des Menschen, Bilde. Es ist ersichtlich, wie die Kultur aus der Bibel sich ihren weicheren und das Bauerntum sich seinen härteren Gott herausliest. Eines geschieht so unwillkürlich wie das andere; es ist nie möglich gewesen, die Art des Auslegers derartig vollständig von seinem Texte, das ‚Auslegen' so vollständig von einem gewissen Prozentsatze ‚Hineinlegens' zu trennen. So wird dieses Kapitel bäuerliche Dogmatik im wesentlichen nur zu einer Fortsetzung unseres obigen Kapitels ‚Gesundheit'!

Oder das Kapitel ‚de morte vicaria Jesu Christi'! Noch allgemeiner gefaßt, von der Stellvertretung überhaupt, an sämtlichen Stellen in der Kirchenlehre, wo sich dieselbe findet: Beim Sündenfall, wo einer für alle gesündigt hat, in Adamo omnes peccaverunt! Beim doppelten Gehorsam Christi, wo einer für alle die verdiente Strafe erlitten, einer für alle die erforderte Gesetzeserfüllung geleistet hat! Auch bei der Taufe, wo die Paten für die Kinder sowohl zu bekennen, wie zu glauben haben! Es ist bekannt, wie dieser Gedanke der Stellvertretung, wo er sich findet, seit 100 Jahren fast zu den stärksten Steinen des Anstoßes gehört, die so, wie sie ursprünglich gemeint sind, ein System nach dem anderen Mittel und Wege aussinnt, zu beseitigen. Wir wissen, so, wie dieselbe ursprünglich gemeint war, etwa beim Erlösungswerke, war sie logisch ein klarer Begriff; und wenn wir ihre Prämisse zugeben, daß überhaupt einer die Strafe übernehmen kann, die ein anderer verdient, einer den Gehorsam leisten kann, den ein anderer schuldig ist, dann ist sie auch für uns heute noch klar und verständlich. Zweierlei leistete alsdann Christus, den passiven Gehorsam, die Strafe erduldung, und den aktiven Gehorsam, die Gesetzeserfüllung. Die zu sühnende Sünde der Menschheit war unendlich, weil an dem unendlichen Gott begangen, aber auch die Leistung Christi war unendlich, weil von dem unendlichen Gottessohn getragen. Jeder vergossene Blutstropfen von ihm, jede einzelne Gesetzeserfüllung von ihm, multipliziert mit der Unendlichkeit seiner Person, war von unendlichem Wert. Also eins machte das andere vollständig quitt; von einer

acceptatio gratuita, einem Augenzudrücken Gottes brauchte in keiner Weise die Rede zu sein. Christus schuf zweimal ein unendliches meritum, das die unendliche Beleidigung Gottes vollständig aufwog, und dem alle Menschengeschlechter für Kind und Kindeskind entnehmen, was sie nötig haben. Aus dem unendlichen Schatz des passiven Gehorsams wird allen Gläubigen die Reinigung von Sünden als Rechtfertigung, aus dem ebenso großen Schatz des aktiven Gehorsams die Versöhnung zu teil. Gottes misericordia aber war, daß er einging überall auf solche Stellvertretung! Es war ein Zusammenhang, wie gesagt, solange man die Prämisse von der Uebertragbarkeit solcher Dinge, wie Sünde, Strafe, sittliche Vollkommenheit und Unvollkommenheit, zugab, von durchsichtiger Klarheit.

Aber eben, die Dogmengeschichte erwies, darauf wollte man sich je länger je weniger mehr einlassen. Es ist bekannt, welche lange Rechnung die ganze moderne Theologie und gerade dieses Kapitel miteinander gehabt haben. Die Socinianer fingen zum erstenmal ernst mit den Einwänden an: Weder Schuld, noch Strafe, noch Verdienst ließen sich übertragen, könnten von jemand für einen anderen geleistet oder erduldet werden, denn ihre Haupteigentümlichkeit sei, sie wären etwas Persönliches. Dann kam Kant, der die ganze Stellvertretung umdeutete in der bekannten scharfsinnigen, aber den ursprünglichen Inhalt völlig abändernden Weise: Der Uebergang von der schlechten Gesinnung zur guten bringe in jedem Menschen eine Menge von Aufopferung und Leiden mit sich, die der neue Mensch übernehmen müsse und die doch eigentlich dem alten gebührten. Die Theologen des 19. Jahrhunderts schlossen sich aber eigentlich sämtlich solchem Zuge der Zeit an, ob nun etwas mehr oder etwas weniger, etwas mehr oder weniger den ursprünglich so klaren Begriff unklar und verwirrt gestaltend. Vergegenwärtigen wir uns einen Augenblick, welche Saltomortales, möchte man sagen, die Theologie gerade an dieser Stelle gemacht hat, indem Jeder von neuem versuchte, mit dieser Krux sich abzufinden! Schleiermacher läßt das schwere Kapitel überhaupt beiseite liegen. Christus bringt den Gläubigen das absolute Abhängigkeitsgefühl: Das ist die Erlösung. Er bringt ihnen das absolute Gottesgefühl: Das ist die Versöhnung. Hofmann behielt den Ausdruck Stellvertretung bei, füllte ihn aber wieder mit völlig anderem Inhalt: Christus ‚ging in den auf der Menschheit lastenden Zorn Gottes ein‘ und

trug die aus diesem entspringenden Strafen. Menken tat es in ähnlicher Weise das alte μετέχειν des Platonismus an. Philippi wiederholte als letzter nochmal die Lehre der altprotestantischen Dogmatiker. Eine ganze Anzahl anderer suchten die Stellvertretung zu halten und sich zu helfen, indem sie den Strafbegriff durch den neuen Begriff der Sühne ersetzten, der aber, bald in vier, fünf Bedeutungen schillernd, die Sache nur erst recht verwirrt machte. Und Ritschl schloß in diesem Punkte das Jahrhundert ähnlich, wie es Kant und Schleiermacher begonnen hatten.

Woher auf der ganzen Linie eine solch ersichtliche Abneigung gegen den Gedanken der Stellvertretung, den man in solcher unleugbaren Klarheit herausgearbeitet hatte, mit dem ein halbes Jahrtausend und mehr im großen und ganzen vollständig zufrieden war? Man wird sagen können, der Begriff der Stellvertretung steht und fällt mit dem der Persönlichkeit. Oder vielmehr umgekehrt: Die Geschichte des Stellvertretungsbegriffes steht im umgekehrten Verhältnisse zu dem des Persönlichkeitsbegriffes! Solange die Menschheit Masse ist und als Masse denkt, kann ohne weiteres einer des anderen Lust und Last tragen. Sobald sie zu einer Summe von Einzelpersönlichkeiten wird, sträubt sich jede Faser dagegen, das Debet und Kredit des anderen anzutreten. Weil sie alle Menschen einer späteren Kultur waren, die auf Schritt und Tritt den Persönlichkeitsbegriff handhabten, deshalb wollte niemand mehr sich dazu verstehen, ein System aufzustellen, das denselben hintansetzte. Philippi blieb der einzige, der dem Rade der Zeit noch einmal in die Speichen fiel.

Aber eben aus demselben Grunde empfindet der Bauer so ganz anders, dessen Eigenart an dieser Stelle gerade die Unpersönlichkeit ist. Der Begriff einer massivsten Stellvertretung ist ihm in theologischer Beziehung etwas völlig Annehmbares und Geläufiges, deshalb, weil er in ersichtlicher Weise es ihm ist auf einer ganzen Reihe von anderen Lebensgebieten. Die völlig sachliche Uebertragbarkeit eines Leidens nimmt in allem Bauernaberglauben, aller Volksmedizin einen ungeheuer breiten Raum ein. Uebertragung von Krankheit auf einen anderen Menschen[1])! Man gibt einem Kranken ein Ei in die Hand und legt es auf die Straße: Wer es aufnimmt, bekommt die Krankheit, man selbst wird gesund. Man schreibt die Krankheit auf einen Zettel und

[1]) **Wuttke** l. c. S. 325.

schiebt ihn einem anderen ihn die Tasche: Der andere wird krank, man selbst wird gesund. Oder man macht so viel Knoten in einen Faden, als man Warzen hat, und legt ihn unter einen Stein: Wer auf den Stein tritt, bekommt die Warzen, man selbst wird gesund u. s. f.! Die Uebertragung der Krankheit auf ein Tier[1])! Eine Spinne wird in eine Walnußschale getan und um den Hals getragen: Das Tier stirbt, man selbst wird gesund. Man nimmt einen Hund oder eine Katze mit ins Bett: Das Tier bekommt das Fieber, man selbst wird gesund. Die Taube zieht Flüsse an, die Lachtaube Gicht, der Stieglitz Schwindsucht, das Meerschweinchen den Rotlauf, die Katze eine ganze Anzahl von Krankheiten! Oder eine Reihe von Sprüchen zur Uebertragung von Krankheiten auf Pflanzen[2]): „Guten Abend, Herr Fleder, da bring ek min Feber; ek bind et di an un gah davon." Man bindet dem Fliederbusch ein Strohseil um oder ein Band, das man selbst getragen hat, und der Flieder stirbt, man selbst aber wird gesund. Oder ähnliche Sprüche, von ähnlichen Handlungen begleitet: „Weide, du Ole, da bring ek dir't Kole![3])" „Boom, ek klag di, dat Feber plagt mi; Gott gäw, dat't von mi geit un di besleit." Dergleichen wird auf einen Zettel geschrieben, der an den Baum geklebt wird, oder in ein Astloch gerufen, das verkeilt wird. Und in jedem Fall, falls der Prozeß gelingt, wird der Baum, wird der Strauch krank und der Mensch gesund! Ein Beispiel, bei dem der genannte Gedanke sich gleich mehrere Male findet! Wir kommen eines Tages, einen 1. Mai im Jahr, hinten am Rande des Moores zu einem Bauer und treffen ihn in einem merkwürdig überwachten und zerzausten Zustande an. Wir fragen ihn, was los sei, und er setzt uns auseinander, daß er eben erst von da und da (es war ein endloser Weg) zurückkäme und die Nacht über nicht zu Bett gewesen wäre. Er war mit einem verkrüppelten Kinde auf einem Hofe gewesen, dessen Besitzer die betreffende Kraft besaß und hatte dort in der Mainacht Lein über sein Kind säen lassen, wobei der uns angehende Gedankengang der war: An Stelle des Leines wird das Kind gesund, an Stelle des Kindes der Lein krank, daß man an der Art wie er läuft, sieht, wieviel von der Krankheit des Kindes er an sich genommen hat; und

---

[1]) Wuttke l. c. S. 326. [2]) Wuttke l. c. S. 328.
[3]) Das kalte Fieber.

den unerläßlichen Glauben bei der Sache müssen an Stelle des Kindes haben die mitanwesenden Eltern. Also der Gedanke der Stellvertretung gleich in zweifacher Weise zusammen.

Immer wiederholt sich die Idee von der Unpersönlichkeit des Einzelnen und der Gemeinschaft des Ganzen, der größeren oder kleineren Menschengemeinde, oft mit Einschluß ihrer Tier- und Pflanzenwelt. Das Leiden ꝛc., das diese Gesamtheit angeht, muß getragen werden: Das ist von Wichtigkeit. Wer es trägt, ist Nebensache. Im stande dazu ist mehr oder weniger Jeder, der dazu gehört. Leiden, Krankheit, Gesundheit ꝛc. sind durchaus nicht etwas Persönliches, sondern etwas sachlich Uebertragbares.

Es sind Gedankengänge, die dem alten Lehrstück von dem stellvertretenden Leiden Christi ersichtlich entgegenkommen. Oder ebenso der Stellvertretung beim Kinderglauben in der Taufe, wo die Gevattern statt des Kindes den Patenglauben haben müssen. Derselbe findet sich aufs deutlichste in mehr wie einer Agende ausgesprochen, wenn die betreffenden Tauffragen an das Kind gerichtet werden: Entsagst du dem Teufel? Glaubst du an Gott Vater, Sohn und heiligen Geist? Willst du getauft sein? Und die Paten darauf dreimal anstatt des Kindes antworten: „Ja!" So sehr man aus Kreisen der Kultur oft den schärfsten Widerspruch hören kann gegen diese Verteilung von Frage und Antwort, so sehr dürfte sie den Gedankengängen eines korrekten Bauerntumes bis zur Stunde verständlich sein. Nicht irgend welcher Landbevölkerung, immer wieder, die durch Eisenbahn und Zeitungen schon ihre Eigenart verloren, den letzten Fußbreit wildes Land in ihrer Gemeinde und den letzten Fußbreit Natur in ihrem Seelenleben: Sondern des von der Kultur noch nicht veränderten Bauerntums. Dieses allein ist immer gemeint.

Es ist zu beachten, der Gedanke der Stellvertretung geht ja in breitem Strome durch die Geschichte der ganzen Menschheit hindurch. Wie manches Beispiel liefert das Alte Testament: Den Kindern sollen die Zähne stumpf werden für die Sünden der Väter. Oder der Beschluß der Gebote: Die Sünden der Väter sollen an ihnen heimgesucht werden bis ins dritte und vierte Glied, deren Guttaten bis ins tausendste Glied. Den Vorzug der Gerechten sollte ganz Sodom und Gomorrha erhalten, und den Lohn der Patriarchen wieder Kind und Kindeskind. Und alles überragend die alttestamentliche Opfertheorie. Immer mit Leichtigkeit: Ein anderer, der Lohn oder Strafe hätte empfangen müssen,

und ein anderer, der beides wirklich empfängt. Gerade bei der letztgenannten Opfertheorie würde es uns verständlicher erscheinen, die modernen Auffassungen derselben nicht daraus zu erklären, daß dieselben durchaus womöglich auch im Alten Testament bereits gestanden haben sollen, sondern daraus, daß eine späte Zeit, wie sämtliche Vorgänge im Leben, so auch einen solchen sich anders denkt wie eine frühe! Oder weiter! Vom Alten Testament nur einen Blick auf die ganze Märchenwelt! Wie oft wiederholt sich das Motiv etwa von den ‚Sieben Raben'. Auf den Brüdern lag die Strafe, und durch ein ungeheures Leiden, das die liebevolle Schwester auf sich nimmt, wird es ihnen gekürzt und abgenommen. Oder wie oft wiederholt unsere mittelalterliche Poesie das Motiv des ‚Armen Heinrich': Die reine Magd gibt ihr Leben oder ist wenigstens völlig bereit, es zu geben, und erlöst dadurch den Ritter von seinem Elend. Also in Menge der Gedanke der Stellvertretung. Aber eben: Es waren stets jugendliche Zeiten, die ihn hatten, frühes Altes Testament und frühe spätere Zeiten, Zeiten, in denen die Gemeinschaft die Person überwog; Zeiten, in denen stets die Hauptsache war, daß Lohn und Strafe überhaupt nur wirklich ausbezahlt wurden, aber nie die Hauptsache, von wem und an wen aus der Gemeinschaft das geschah. Es waren Zeiten, die allen Generationen, in denen die Person die Gemeinschaft überwiegt, mehr oder weniger unverständlich sind.

Ihnen also schließt sich das Bauerntum an, dem solche uns schwierig gewordenen Gedankengänge durchaus noch zusagend sind: Das Kapitel von der Stellvertretung ist nur eine Fortsetzung des obigen Kapitels über seine Eigenart ‚Unpersönlichkeit'.

Wie übrigens auch der Lokus ‚de inspiratione'. Je stärker der Gedanke der Unpersönlichkeit vorherrscht und je stärker die Lust an der Uebersinnlichkeit noch hinzukommt, desto weniger wird man dabei finden, gegebenenfalls den Menschen zum absolut willenlosen Werkzeug der Gottheit zu machen. Der Gedanke der Persönlichkeit war stets ein Angriff auf dieses Lehrstück.

Um endlich noch einmal auf jenes Kapitel ‚Uebersinnlichkeit' zurückzukommen: ‚De miraculo!'

Es ist nach den Ausführungen an jener Stelle klar, daß die biblische Wunderwelt beim Bauerntum nicht bloß einen besonders weiten, sondern vor allem auch einen besonders bevorzugten Raum einnehmen wird: Weil wir sahen, seine gesamten übrigen Lebensgebiete waren bereits voll der vielseitigsten Wunder! Denn seine Krankheit

in ein Astloch hineinrufen, und dadurch dem Baum zum Tode und sich wieder zum Leben zu verhelfen, oder daran glauben, daß, wenn der Spiegel im Totenzimmer sei, dann das doppelte Bild der Leiche auch bald eine Verdoppelung der Leiche selbst zur Folge haben werde: Das sind durchaus Wunder. Den biblischen, was ja sicher eine Sache von Bedeutung ist, nicht an ethischem Gehalt gleichstehend, jedenfalls aber, was wir unter diesem Begriff eben verstehen, an Wunderhaftigkeit, an Außerachtsetzung der Naturgesetze. Denn es handelt sich nach bäuerlicher Auffassung, das muß immer wieder bedacht werden, in keiner Weise darum, daß der Kranke etwa durch seinen kranken Gisthauch den Baum verderbe oder dergleichen, und sich selbst an dessen kräftigen Lebenshauch wieder gesund atme! Oder darum, daß vor dem Spiegelbilde des Toten jemand derartig erschrecke, daß der Schrecken ihm selbst zum Tode gereicht! Das sind, nochmal, Rationalismen, die auf dem Boden viel späterer Volksschichten erst entstehen. Beim Bauerntum handelt es sich nicht um derartig natürliche, sondern eben um übernatürliche, wunderhafte Zusammenhänge. Das Bauerntum kennt das Naturgesetz bei weitem noch nicht in der Ausdehnung, wie die Kultur, wo es auf jedem Gymnasium und jeder Realschule jedem Knaben auf Schritt und Tritt bereits nahe gebracht wird als Herr über Himmel und Erde, als Herr in der Körperwelt und womöglich auch in der Geisteswelt. Vor allem aber, das ist die Hauptsache, der Bauer hat noch viel zu sehr die jugendliche Lust an einer übersinnlichen Welt, an solch einer Art intelligiblen Welt jenseits von Grund und Folge, hat noch die nötige Phantasie jenseits von Raum und Zeit dazu, sie sich zu gestalten, noch die nötigen Nerven, ihre Plötzlichkeiten zu ertragen, und hat durchaus keine Lust, jener kühlen, klaren Welt der Naturgesetze gerade in sie hinein Uebergriffe zu gestatten.

Wie so auf sämtlichen obengenannten Gebieten, so im besonderen aber auf dem der Religion. Die Kultur, immer mehr dazu geneigt, in der Anbetung des Naturgesetzes sich zu berauschen und zu verlieren, immer weniger in diesem Zustande geneigt, auf warnende Stimmen, wie die oben angeführte von Kant, zu hören, hat gerade an dieser Stelle auf der ganzen Linie seit hundert Jahren den Kampf gegen das Wunder eröffnet! Wie wenige von ihren maßgebenden Geistern — abgesehen von der Theologie, die wieder billigerweise außer acht bleiben muß — hat es gegeben, die gerade für dieses Kapitel als Verteidiger aufgetreten sind!

Bis zum Erweis des Gegenteils ist es ihnen diskutabel. Beim Bauerntum steht es bis zum Erweis des Gegenteils fest!

Jedes Wunder des Neuen Testaments, Christi Präexistenz, seine Jungfrauengeburt, jedes einzelne von seiner Hand vollzogene Wunder: Kein Schatten eines Zweifels daran, kein Gedanke seiner Unmöglichkeit beim korrekten Bauerntum! Keine Spur einer Neigung, auf irgend welche Abschwächungen oder ähnliches einzugehen, sondern je wörtlicher in jedem Fall, desto besser! In unseren Kreisen redet wohl einer dem anderen zum Glauben an diese Dinge zu: Er tue es auch, obgleich es ihm auch nicht leicht falle, all dergleichen zu glauben. Kein Gedanke von derartigem, wie gesagt, beim Bauerntum! Man hat die Empfindung: Hier liegen ihm überhaupt keine Probleme! Hier Anstoß nehmen, hier Anstöße beseitigen wollen: Man hat die Empfindung, das hieße Bedürfnisse befriedigen, die überhaupt nicht vorhanden sind. Es würde den Gedanken wecken, hier wollte jemand an die natürlichsten Dinge von der Welt die Axt legen. Denn daß Gott Wunder tut, daß ein Gottessohn Wunder tut, ist das natürlichste von der Welt: Wodurch bewiesen sie sonst, daß sie etwas sind und etwas können!? Woran sollte man erkennen, daß sie beide Gott sind, wenn nicht an ihren Wundern! Die biblischen Wunder stehen dem Bauerntum ebenso fest, wie dem Kinde die Wunder des Schlaraffenlandes oder seiner anderen Märchen. Ueber derartiges reden, um es zu beweisen oder anzugreifen, werden die einen wie die anderen nicht verstehen. Ueber anderes wird beim Gottesdienst unter der Gemeinde sehr wohl eine Bewegung entstehen. Wenn der Geistliche auf der Kanzel, der in der Kultur aufgewachsen und bisher vielleicht noch kaum viel vom Trottoir heruntergekommen ist, in der Wahl seiner Gleichnisse von Acker und Feld sich vergreift, wird leicht ein Kopf sich zur Seite neigen zum anderen hinüber. Wenn aber aus dem breiten Kapitel der Wunder etwas zur Behandlung vorliegt, dann zuckt sicher unten keine Wimper und bewegt sich keine Muskel. Wunder sind Selbstverständlichkeiten, die übersinnliche Welt ist weiter nichts, wie die selbstverständliche Reversseite und Ergänzung der sinnlichen!

Bringen wir einige Beispiele dafür.

Die bäuerliche Bereitwilligkeit, allerlei wunderhafte Erscheinungen des Teufels oder in katholischen Gegenden der Jungfrau zu sehen, ist bekannt. Ein heller Schein im blühenden Apfelbaum wird zur Mutter Gottes verkörpert. Einige fangen an, eine

Masse folgen, und oft muß erst der Gendarm beauftragt werden, der Wundergeschichte ein Ende zu machen! **Ein paar Funken**, die vom Herde aufstieben oder aus dem Schornstein aufsteigen, werden als der Leibhaftige gesehen, und man kann Gründe über Gründe aus der Kultur herbeiholen, es wird nicht gelingen, was wir so nennen, die erregt gewordene Phantasie von einem anderen Zusammenhange der Dinge zu überzeugen. Man vergleiche hierzu die treffende kleine Erzählung von Anzengruber ‚Liesel, die an den Teufel glaubt'[1]), wie derselbe da halb sinnlich, halb übersinnlich in die Erscheinung tritt.

Oder mehr: Ein Geistlicher hat vergessen, beim Weihen der Sakramente den Deckel der Weinkanne zu öffnen, wie er gewöhnlich zu tun pflegt. Ein aufmerksamer Zuhörer, der das bemerkt, stellt ihn zur Rede. Ob er glaube, daß der Segen denn nun auch in den Wein hineingedrungen sei?! Ob er, der Fragende, denn glaube, daß Gottes Segen nicht durch einen Kannendeckel hindurchkönne?! Der Fragesteller war sichtlich befriedigt durch diese Antwort.

Oder der weitverbreitete Glaube an die wunderwirkende Kraft des Abendmahles als Arzneimittel für den Leib! So oft Todesgefahr eintritt, wird zum Arzt und zum Geistlichen gesandt, daß oft genug beide am Krankenlager sich begegnen und eine Verlegenheitspause entsteht, wer dem anderen den Vortritt lassen soll. Beide aber, das ist das Charakteristische, werden gerufen, nicht etwa der eine für den Leib und der andere für die Seele, sondern in wieviel Fällen beide der innersten Meinung nach für den Leib. Und wie manches Mal ereignet es sich, daß der Geistliche dabei mehr wirkt, wie der Arzt[2]).

Oder die einseitig wunderhafte Auffassung Christi, welche sich alles Bauerntum zurecht zu machen pflegt. Immer wieder heißt es an Kranken- und Sterbebetten: „Christus konnte all dergleichen, dergleichen leiden 2c., denn Christus war Gottes Sohn!" Mit welcher Bemerkung im Augenblick einem sozusagen jede Waffe aus der Hand geschlagen wird. Aber es ist so! „Der versucht ward, gleich wie wir, doch ohne Sünde: „Christi Verschiedenheit

---

[1]) Wolken und Sunn'schein S. 131. Vgl. auch E. H. Meyer, Badisches Volksleben 1900, S. 409 ff.

[2]) Zu solchen Mißverständnissen vgl. mehrfach Pfarrer Schulte-Beuern im Korrespondenzblatt d. ev. Konf. f. Hessen: ‚. . . wie unrichtig es ist, den Bauer für denselben Menschen zu halten, wie uns, mit denselben Anschauungen und Grundbegriffen!'

von uns, die zugleich in engster Beziehung stehen soll zu einer Gleichheit mit uns, das ist dem Bauerntum ebensosehr zu hoch wie unsympathisch. Es dürfte schon ein ebenso drastisches wie treffliches Mittel erforderlich sein, wie es die katholische Schwester übt, wenn sie einfach das Kruzifix von der Seite nimmt und es ohne Worte dem Kranken vorhält, um den an diesem Punkte so jenseitigen Bauer davon zu überzeugen, daß auch für den Gottessohn doch sein Leiden mehr war, wie eine göttliche Kleinigkeit. Wenn er denselben als elend hängenden Menschen so vor sich sieht, dann mag er an seine Not glauben, die durch ihre Größe uns im Leiden trösten soll. Ohnedem gleiten ihm seine gesamten Gedanken sofort immer wieder über auf den wunderhaften Christus, der das konnte.

Oder man mache endlich, um zu sehen, wie der Bauer zum biblischen Wunder hinneigt, einmal den Versuch, der sich ja leicht anstellen läßt, und lege ihm ältere Bilderwerke vor, die dasselbe aus einer anderen Zeit her selbst noch kräftig vertreten, Dürers Bilder zur Apokalypse oder dergleichen. Was machen auch sonst ganz Wohlmeinende aus unseren Kreisen, sobald sie nicht Fachkenner sind, sondern mit Laienaugen sie betrachten, für endlose, halb kritische, halb seichte Bemerkungen dazu: Deshalb im letzten Grunde, weil sie in einer ganz anderen Weltanschauung stehen. „Was soll das Schwert aus Gottes Munde?" „Dies Siebengestirn in Gottes Hand?" „Was sollen diese Augen wie Feuerflammen?" „Sie sind wie buschige Augenbrauen gemalt!" beruhigen wir uns! „Dadurch sind sie erträglich!" So denken wir! Aber ein betrachtender Vertreter des Bauerntums wird nie so denken. In dieser Richtung nicht eine einzige Bemerkung aus seinem Munde! Das Wunderhafte ist ihm wieder gerade recht. Je mehr Bilder folgen, je mehr Hinweis auf solche Einzelheiten, desto schweigsamer wird sein Mund und desto aufmerksamer sein Auge. Es ist gewiß auch wieder nicht umsonst, daß gerade die nach dieser Richtung so überschwängliche Apokalypse so völlig übersehen wird von der heutigen Kultur, auch, was zu beachten ist, von ihrer Theologie; und daß sie so das ganze Hauptbuch des Neuen Testaments war für das Mittelalter und ist bis heute für alles Bauerntum.

All derartige Wahrnehmungen gestalten sich zu einer Erweiterung des bäuerlichen Kapitels vom Uebersinnlichen!

Es ließe sich unsere Betrachtung über derartige bäuerliche Dogmatik noch weiter führen. Sie würde besonders beim

Kapitel „de novissimis" nochmal in sinnenfälliger Weise den Unterschied zeigen von der offiziellen Disziplin. —

Zweierlei aber geht schon aus dem Gesagten zur Genüge hervor, was wir nicht unangeführt lassen möchten.

Einmal, sagen wir es offen: Die Unbrauchbarkeit aller modernen Theologie für das Bauerntum, für die bäuerlichen Kanzeln. Um so mehr wir bereit sind, ihre sonstigen Verdienste völlig anzuerkennen, um so weniger wird sie es uns übel nehmen, daß wir vor diesem Gebiete ihre Grenze ziehen möchten. Es ist von Interesse: Weil es kaum ein zweites Gebiet gibt, das so für alle Volksschichten da ist, wie die Kirche, deshalb zeigt sich kaum an einer zweiten Stelle so deutlich wie hier die tiefe Kluft, die die verschiedenen Teile unseres Volkes voneinander trennt. Unsere gesamte moderne Glaubenslehre stammt von der Kultur, ist ausgebildet von der Kultur, und ist berechnet für die Bedürfnisse der Kultur. Weil die Kluft zwischen beiden so groß geworden ist, ergibt sich als einfaches brutales Schlußergebnis, daß sie für das gesamte anders denkende Bauerntum nicht zu gebrauchen ist, welches von anderen Voraussetzungen ausgeht und deshalb andere Bedürfnisse hat. Es bleibt dem Geistlichen unter derartigem Bauerntum nichts anderes übrig, als sich, meist nicht ohne ziemliche Mühe, den Horizont dieser seiner Gemeinde anzueignen und dann aus Altem und Neuem zurechtzuschneiden, was für ihn zu gebrauchen ist. Wobei in der Regel mehr Altes wie Neues sich als verwendbar erweisen wird!

Das ist das eine! Bezüglich der Person des Geistlichen aber wird sich die naturgemäße Tatsache ergeben, daß der in diesem Falle in der Regel der beste sein wird, der von Jugend auf bereits von Natur eine Neigung mitgebracht hat für die Theologie der Bauernkanzel und eine gewisse Abneigung gegen neuere Theologie; am besten in der Regel, der selbst diesem Gesichtskreis auch entstammt. In der Jugend sich an Schleiermacher und Ritschl bilden, als Hilfsgeistlicher in einer Großstadt davon Gebrauch machen, und dann nach und nach in vielen Stücken wieder die Dogmatiker des 17. Jahrhunderts hervorholen, um sie für seine Kanzel zurecht zu legen: Gewiß, es geht ja! In aller Erziehung wiederholt sich ja tagtäglich das Problem, daß man auf einer ganzen Anzahl von Gebieten mit anderen Idealen operiert, als die sind, an die man selbst als gereifter Mensch glaubt, und wird das nicht als Widerspruch oder dergleichen empfunden, sondern nur

als ganz etwas Selbstverständliches. Also, wie gesagt, dergleichen geht ja auch hier. Aber aus allerlei Gründen so Erwachsenen gegenüber, gar, wenn der Geistliche selbst womöglich zuerst jung unter ihnen steht, doch ein ganz Teil schwerer, wie dort zwischen Eltern und Kindern. Und besser ist der daran, viel Zeit und Kraft erspart, wer es überhaupt nicht nötig hat, in sich derartige Zwiespältigkeiten hervorzurufen, die erst mit Mühe nachher wieder überbrückt werden müssen.

Vor allem aber, um damit zu schließen, möchte das noch einmal hervorgehoben worden, daß unsere moderne Dogmatik nach dem Dargelegten nicht angesehen werden darf als ein Fortschritt, ebensowenig als ein Rückschritt gegenüber derjenigen des Mittelalters, überhaupt früherer Zeiten, sondern lediglich als ein anderer Typus desselben Gegenstandes. Als eine Form desselben, wie sie eine älter gewordene Generation erzeugt. In derselben Weise dürfte dementsprechend die bäuerliche Auffassung der Glaubenslehre nicht anzusehen sein als etwas Zurückgebliebenes, etwas Rückständiges, sondern auch ihrerseits lediglich als eine Form, die eine jüngere Generation erzeugt hat, als etwas Jugendliches. Vor diesem letzteren Fehler müßte die Kultur sich besonders hüten. Wie leicht liest man die sorgsame Zusammenstellung des hierher Gehörigen bei Gebhardt und läßt sich dabei, ehe man sich's versieht, von dem Gedanken überkommen: Was für Rückständigkeiten! Nur deshalb, weil die obige Begründung der Sache nicht ausdrücklich hinzugesetzt ist![1])

Wir wollen abschließen. Es lohnte sich, noch ein Kapitel ‚Gesangbuchliches' anzuschließen. Denn aufs deutlichste zeigt sich der Unterschied zwischen dem alten Bestande unserer Gesangbücher, den die Bauernkirche bevorzugt, und seinen modernen Teilen, die die Kultur liebt: Der Uebergang von dem alten Hauptanliegen des Menschen an Gott, der Sünde, zu seinem modernen Hauptanliegen, dem Unglück, der Uebergang wieder von Gesundheit zu Schwachnervigkeit ꝛc. Es lohnte sich endlich sehr, auch ein Kapitel über ‚opus operatum' zu schreiben, für das der scharfe Unterschied, den wir an dieser Stelle uns gewöhnt haben zwischen Symbol und Sakrament zu konstruieren, hier, wie anscheinend überhaupt bei frühen Zeiten, fehlt! Doch brechen wir ab.

[1]) Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre. 2. Aufl. 1890, S. 42 ff., 251 ff. u. ö.

C. Moral.

17. „Wat geit mek dat an!"
(Gleichgültigkeit.)

Die Einseitigkeit, die Gleichgültigkeit, das mangelnde Verständnis der Jugend allen Gebieten gegenüber, die nicht die ihren sind, ist bekannt. Was versteht die Jugend von Alter, von Krankheit und Gebrechlichkeit, was versteht sie von allen ihr fremden Seiten des menschlichen Lebens, was versteht sie von der Würdigung fremder Ansichten? Sie versteht nichts von alledem! Sie sieht das alles aber mit nichten als einen Mangel an, wie es das Alter tun würde, und hat damit auch nicht im mindesten die Absicht, sich in dergleichen ihr Fehlendes hineinzuarbeiten. Sie kennt nur erst ihren engen Horizont, hängt an dem mit Begeisterung und ist, solange sie wirklich jung ist, zu einer Erweiterung desselben nicht geneigt. Man weiß, zahllose Mittel der List und der Gewalt sind in der Regel nötig, sie dazu erst zu bewegen.

Ganz anders das Alter, das im Gegensatz dazu sozusagen stets zu einer Erweiterung seines Horizontes geneigt ist. Man weiß, es gibt nichts, das man nicht vor das Forum des Alters bringen dürfte, und dem das Alter nicht ein Verständnis, eine Lichtseite abgewönne. Wo die Jugend längst die eiserne Faust hat niedersausen und alles in Stücke schlagen lassen, da bedauert es das Alter schmerzlich, mit seiner Warnung zu spät gekommen zu sein: Verdirb es nicht, es ist ein Segen drin! Je älter man wird, je mehr man körperlich und geistig die Welt durchreist und kennen lernt, desto mehr ladet man sich mit Interessen voll. Wo sind die Zeiten hin, als jenseits dessen, was man in der Schule ‚hatte', einfach nichts derartiges weiter für einen existierte! Die

Zeiten, wo einem zum erstenmal ein wissenschaftlicher Aufsatz entgegentrat wie eine wildwachsende Unkrautstaude jenseits der Schulbarriere. Zur Lektüre gab es zwei, drei Pfade, die in die Welt der Phantasie hineinführten, das Gebiet der Freiwilligkeit waren erst Boden- und Kellerwinkel gewesen, dann Schiller und Scott. Im übrigen war diese irdische Welt einem gleichgültig, ohne Interesse. Wo sind solche Zeiten hin! Immer weiter haben sich die Gestade hinausgerückt, immer uferloser ist das Meer geworden, und wenn eine Gefahr sich einstellte, so war es die, in der Unendlichkeit zu ertrinken, zu Grunde zu gehen an der Krankheit des zu weiten Horizontes. Bis sich der Widerwille des verdorbenen Magens dagegen einstellte und einen die Einsamkeit mit Tönen preisen ließ, die kein Gesunder kennt. Das alles ist das Bild des Alters.

Wie nun wieder das der Kultur! Wie weitet sich auch der Kultur der Horizont! So wie dem Römerreiche die Provinzen zuletzt von selbst zufielen! Wie einst den Kindern die Aepfel aus der Wand, so werden solche ganze Provinzen, ganze neue Disziplinen aus der Luft gegriffen! Als wir jung waren, hatte die neue Disziplin der Kunstgeschichte noch ihre Not, die Anerkennung ihrer Gleichberechtigung mit anderen Wissenschaften durchzusetzen. Heute können in dieser Weise noch so viele Kinder geboren werden: Es ist, wie wenn die Wiegen für sie alle schon bereit stünden und nur auf sie gewartet hätten. Alle Zweige sitzen voll von Knospen, die jahrhundertelang geschlafen haben, die aber jetzt Stück für Stück alle auf einmal austreiben möchten. „Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich alles wissen": das ist Kultur! Abermals wird der Horizont immer weiter. Weitherzigkeit und Toleranz werden zu Kardinaltugenden, und die Gefahr, die immer größer wird, ist wieder die, über den Einzelheiten den Blick fürs Ganze zu verlieren, auf irgend einem lockenden Waldwege den Schlitten im Schnee festzufahren, statt rechtzeitig zum Abend das notwendige Ziel zu erreichen, auf einem Spezialgebiete Großes zu leisten und darüber in der Welt der Axiome zu straucheln!

Also völlig anders, durchaus jugendlich nun wieder in der Beziehung alles Bauerntum! Wir haben den verhältnismäßig engen Gesichtskreis desselben nach seinen verschiedenen Richtungen hin besprochen. Wollen wir einen Augenblick darauf achten, wie jenseits desselben für das korrekte Bauerntum Sinn und Verständnis, Herz und Verpflichtung aufhören.

Wir dürfen uns ja nicht über die Lage der Dinge täuschen. Jenseits ihres Gesichtskreises hört durchaus auch bei aller Kultur Sinn und Verständnis, Herz und Verpflichtung auf. Aber das ist eben der Unterschied, der Gesichtskreis ist hier so hundertmal weiter, wie dort, ist hier von so fast unbegrenzter Ausdehnungsfähigkeit und Elastizität, daß man an das Vorhandensein von Grenzen bei ihm fast nicht glauben möchte! Es ist im Prinzip bei der Kultur nicht anders, wie beim Bauerntum. Wo existiert bei uns ein Kapitel über die Verpflichtung des Menschen gegenüber der Tierwelt? Wir haben lange, ganz abgesehen von der Erlaubnis des Alten Testaments, dekretiert: Die Tiere sind zu unserer Benutzung da! Und unsere Rechte und Pflichten verteilen sich demnach der Tierwelt gegenüber ungleich anders, wie den Menschen gegenüber. Man denke gar an die Jagd! Es ist bekannt, wieviel weniger Gesetze zum Schutze der Tiere die Jagd kennt, wie der Schlachthof. Oder wo existiert bei der Kultur ein Kapitel über die Verpflichtungen den sog. ‚Wilden' gegenüber! Zu wissenschaftlichen Zwecken ihrer eine Anzahl in die zoologischen Gärten holen, dort sie aus dem Grunde verderben und dann in diesem Zustande sie in ihre Heimat zurückschicken, das ist doch etwas völlig Naturgemäßes, im besten Falle etwas Unvermeidliches: Aber doch nichts Unerlaubtes, nichts Unrechtes! Also es bleibt dabei: Jenseits ihres Horizontes versagt auch die Kultur. Aber das ist eben der Fall: Man merkt dieses ihr Versagen nur bei sehr genauem Hinsehen, weil hier der Horizont so unendlich viel weiter draußen liegt.

Und das ist anders beim Bauerntum. Dessen Gebiet umfaßt seine drei, vier Punkte, an die Grenze seines Horizontes stößt dieses auf Schritt und Tritt, und das dann sich einstellende Versagen wird damit bei ihm auf Schritt und Tritt sichtbar! Bringen wir Beispiele. Man hat bereits oft gesagt: *Der Bauer ist unfähig zu jeder historischen Denkweise!* Er ist *ebenso zu jeder politischen, jeder geographischen.* Für den korrekten Bauer, besonders den Hofbauer, gibt es eigentlich bloß den Hof, der ihm völlig geläufig ist. Was zu dem gehört, was den angeht, wir sprachen darüber, darüber weiß er aufs genaueste Bescheid, das hält er alles aufs vorzüglichste in Ordnung. Aber was darüber hinausgeht, das läßt ihn kalt, das bringt für ihn auch nur sehr relative Verpflichtungen mit sich.

Er hat keine historische Denkweise! Die Geschichte hört bei ihm auf, wo das eigene Miterleben aufhört. Jenseits davon

dehnt sich ihm die Zeit wie eine Sandwüste, daß es auf hundert oder tausend Jahre überhaupt nicht ankommt. Weil er in Wirklichkeit auf diesem Gebiete nie vergleicht, bekommt er auf ihm keinen Blick für Unterschiede. Oder vielmehr, er bekommt überhaupt kein Interesse für derartige Größen! Um des Alters willen wird er sicher seine Kirche nicht schätzen. Er schätzt sie als die Kirche seiner Väter und Großväter. Er wird an ihr als dieser bei einer etwaigen Neubaufrage aufs konservativste festhalten. Soweit kann er ihr mit seinen Augen folgen. Ob sie aber darüber hinaus hundert, tausend oder zehntausend Jahre alt wäre, das ließe ihn kalt. In der Beziehung würde er einen schlechten Barockbau wie den wertvollsten romanischen Ziegelbau ebenso bereitwillig opfern. Für die Vergangenheit hat er die lebhafteste Empfindung soweit sein Auge geht. Aber Mittelalter ist ihm etwas, bei dem er sich nichts vorstellt und wofür er nur das allervagste Gefühl hat.

Wir übersehen, wenn wir in dergleichen uns besser hineinfinden, welch ungeheure Schulung, und wenn nur durch die Schaufenster der Großstadt, dieser unserer historischen Denkweise zu Grunde liegt. Sonst würden wir zugeben, daß die paar Zahlen in dem theoretischen Raum der Volksschule nicht im stande sind, solchem Mangel beim Bauerntum, wenn man's so nennen will, abzuhelfen. Wir können ja leicht auch dafür einiges bringen. Im Konfirmandenunterricht ist von Bonifazius die Rede. In der nächsten Stunde wird bei der Wiederholung gefragt: „Wer brachte das Christentum nach Deutschland?" Das beste Mädchen antwortet: „Luther!" Man vergleiche Konfirmanden in der Stadt. Daß sie auf die Frage schweigen, weil sie das letzte Mal unaufmerksam waren, kann dort wie hier eintreten. Daß der Beste in diesem Zusammenhange aber diejenige Vorstellung von Luther hat, derselbe habe überhaupt das Christentum erst nach Deutschland gebracht: Ist das dort ebensogut möglich? Oder es wird bei der Repetition gefragt: „Wann wird das Reformationsfest gefeiert?" Antwort: „Am Sonntag Palmarum!" Es lag kein Versprechen vor, denn eine Wiederholung der Frage ergab eine Wiederholung der Antwort. Daß es Katholiken und Lutheraner gibt, weiß auch jeder oldenburgische und jeder bayrische Bauer aufs genaueste. Aber es ist ersichtlich und verständlich, daß neben den zwei Fremdwörtern Reformation und Konfirmation die historische Entstehung der Reformation etwas ungleich schwerer Verständliches ist.

Katholiken und Lutheraner sind dem Bauer, wie sein Hof, verständlich als gegebene Tatsache, nicht als etwas, das auch nach und nach erst geworden ist. Genau, wie die Jugend und gar ein Kind absolut nur in der Gegenwart lebt, und von allem, was man Historie nennt, keinen Begriff hat.

Oder weiter, der Bauer denkt auch nicht geographisch. Das Titelblatt des hannoverschen Gesangbuches wird wieder von den Konfirmanden aufgeschlagen und gelesen: „Evangelisch-lutherisches Gesangbuch für die hannoversche Landeskirche!" „Wo wird also aus diesem Gesangbuch gesungen?" „In Hannover!" „In welchem Lande also z. B. nicht?" „In Wierow!" Wierow ist das mecklenburgische Nachbardorf. Nicht ohne Mühe wird statt seiner Mecklenburg zur Stelle geschafft. „Wo auch nicht?" „In Paris!" „Wo auch nicht?" „In Rom!" Zwanzig Hände auf einmal! Es sollten sämtliche Hauptstädte Europas folgen: Von dem Hindernis der fremden Sprache keine Ahnung!

Und der Bauer denkt nicht politisch. Des korrekten Bauern, besonders des Hofbauern Geographie und Politik ist sein Hof. Schon der Gemeinde steht er ganz anders gegenüber. Kein Wunder! Wie selten kommt er manchmal aus seiner Einöde in sie hinein. Und gar der Bundesstaat, in dem er lebt! Und gar das Reich! Und gar die Erde! Alle Heerführer wissen, der Patriotismus des Bauern ist der zuverlässigste: Aber derselbe ist vollständig anders geartet und begründet, wie der der Kultur. Der Bauer denkt dabei an die 200 Morgen, die er unter dem Pfluge hat. Die Kultur kämpft für den Ruhm der Nation! Der ist dem Bauer gleichgültig, von dem versteht er nichts, und in dessen Verständnis sich hineinzuarbeiten, hat er keine Lust! Es geht ihm damit wie mit der ganzen Verfassung. Er hat selbstverständlich gar kein Wort dafür. Was er etwa ‚Verfatung' nennt, ist völlig etwas anderes. Ein plattdeutscher Leitartikel: ‚In dütsch-nationaler Betrekkung' und wie es in dem Tone weitergeht, schießt so weit wie möglich am Ziele vorbei. Und man kann es bei jeder Landtags- und Reichstagswahl oft genug von neuem hören: Es wäre das beste, wenn überhaupt nicht gewählt würde! Wie Riehl richtig bemerkt hat: Der Bauer versteht die Verfassung nicht, er hat sie nie gewollt und hat nichts an ihr mitgearbeitet. Deshalb, weil er im letzten Grunde die vernünftige Einsicht hat, zu wissen, daß, wenn überhaupt regiert werden soll, dann muß Einer regieren; und weil er im übrigen die Nerven dazu besitzt, wenn

dieser Eine Mißgriffe macht, dieselben zu ertragen und die Zeit abzuwarten, bis ein anderer ans Regiment kommt!

Also Politik, Verfassung, die Nation und gar die Menschheit sind ihnen etwas Fremdartiges, etwas Unverbürgtes. Es tritt dem Landgeistlichen bei jeder Kirchenkollekte entgegen, eben deshalb, weil jede Kirchenkollekte aus der Gemeinde hinausgeht. Einmal bleibt die Gemeinde stets in Unsicherheit betreffs der Verwendung des Geldes: „Wer kann wissen, was aus dem Gelde wird? Wer weiß, ob es in die Hände der betreffenden Leute kommt?“ Der korrekte Bauer gibt eigentlich jedes Kollektenstück à fonds perdu, um Gotteswillen, aus dem gleichfalls mittelalterlichen Grunde, um sich ein Opfer aufzuerlegen, oder um des Pastoren willen; nicht um des vorliegenden Zweckes, der betreffenden Anstalt willen rc. Damit verbunden fehlt ihm auch sichtlich jedes Interesse für einen besonderen Fall. Er besitzt eine Leichtigkeit, seine festgesetzte Gabe für alles, auch das Fernliegendste, zu geben. Und würde für ein Waisenhaus unter den Kanadiern gesammelt, man erhielte dieselben sechs oder acht Mark dafür, wie für das Krankenhaus in der Hauptstadt des Landes. Es ist ein Geben durchaus nach anderen Prinzipien, als es die Kultur gewohnt ist.

Also dies ist das eine, daß dem Bauer eine Anzahl von Gedankengängen, die der Kultur geläufig sind, fremd bleiben. Er besitzt seine drei, vier Gebiete, auf denen er vorzüglich Bescheid weiß. Darüber hinaus aber terra incognita! Das ist das eine! Aber das ist noch nicht das Charakteristische! Derartige ihm fremde Gebiete gibt es für manchen Stand, für manche Volksschicht, daran ist nichts Besonderes. Das dem Bauerntum Besondere ist die damit verbundene völlig fehlende Absicht und Neigung, diesem Mangel, was die Kultur so nennen würde, abzuhelfen. Es besitzt, genau wie jede Jugend, einen engen Horizont. Es besitzt aber dazu dieselbe Abneigung gegen die Erweiterung dieses Horizontes. Das ist das Eigentümliche an ihm, das, was das hauptsächlichste Recht gibt, in diesem Punkt ihn der Jugend gleichzustellen. Nichts von der gewissen Verlegenheit, die die Kultur überkommt, wo sie einer neuen geistigen Provinz sich gegenübersieht. Nichts von der gewissen Verpflichtung, die sie empfindet, auch in dieser sich bekannt zu machen. Nichts von dem Wisseneifer, von dem Wissensdurst, mit dem diese sie angreift und erobert. Nichts derartiges, nicht einmal wenigstens Neugierde dem Neuen gegenüber. Vielmehr in jedem gesunden

Bauerntum voll und ganz, ungebrochen nur die eine Empfindung: Das sind fremde Dinge! Für fremde Leute! „Wat geit mek dat an?!" „Lat se susen!"

Man könnte ja geneigt sein, diese Art darauf zurückzuführen, das Bauerntum habe den gesunden deutlichen Gedanken: Wer ein guter und tüchtiger Bauer sein wolle, der habe damit gerade genug zu tun! Man muß zugeben, das wäre ein Gedankengang von einer derartig handfesten Gesundheit, daß man wünschen möchte, andere Stände hätten ihn ebenso auch, statt mit unnützer ‚Bildung' ihre Kräfte zu verzetteln! Aber trotz alledem dürfte man damit das Rechte nicht treffen. So wie die Jugend sich nicht sagt: Ich will um alles jenseits meines Horizontes Liegende mich nicht kümmern, um daraufhin um das innerhalb desselben Liegende mich um so besser kümmern zu können! Nein, es ist im einen Falle wie im anderen eine naturgemäße, blinde, instinktive Abneigung gegen alle Außenwelt! Man will das Fremde nicht, weil man es nicht will! Man will es nicht, weil einem das von Natur so liegt! Das ist der ganze Grund. Das Fremde ist Barbarentum! Es ist ein Geisteszustand, den man, fände man ihn in Kulturverhältnissen, wo es sozusagen als allgemeine Verpflichtung in der Luft liegt, sich mit dem Nachbar und selbst mit dem Gegner bekannt zu machen, den man da ‚eingebildet' und ‚borniert' nennen würde; der aber bei Jugend und beim Bauerntum, in dessen Gesichtskreis diese Verpflichtung nicht mit inbegriffen ist, ‚Gleichgültigkeit' ist, eine Gleichgültigkeit, die viel eher zur Mißhandlung nach außen hin, zur Feindschaft neigt, wie zur Einfältigkeit oder dergleichen.

Es ist kaum nötig, Beispiele auch dafür zu bringen.

Von des Bauern Neutralität gegen Kunst, abgesehen von seinen einzelnen kleinen Ausschnitten, die er gerade kultiviert, war die Rede. So manche altehrwürdige Bauernkirche, wie wir sagten, existiert auf dem Lande mit ihren kolossalen Mauern und den kleinen Schießschartenfensterchen. Sie wird von Vorväterzeiten her nie nötig gehabt haben, sich über Mangel an Respekt zu beklagen. Aber das eine steht fest: Der gesamte Respekt wurde ihr zu teil als Gotteshaus! Nicht ein Prozent, nicht der kleinste Teil eines Prozentes als Kunstwerk! Das Gotteshaus als Kunstwerk betrachten, würde alles Bauerntum anmuten wie eine Art Profanation. An seinen schönen Formen sich erbauen, gar etwa darüber allerlei Lob zur Hand haben und Sonntags nicht zur

Predigt hineingehen: Dafür hat er kein Fach. Und es ist ganz deutlich, dafür will er keins haben!

Es ist ein Gegenstück zu dem bekannten Liede: „Mein Herr Maler, will er wohl“ mit seiner absolut bäuerlichen Arglosigkeit der Malerei gegenüber.

Mal er mir das ganze Dorf
Und die Kirche drinnen,
Michel fährt ein Fuder Torf,
Viele Weiber spinnen.
Hart am Kirchhof liegt das Haus,
Wo wir gehen ein und aus,
Drauf steht renovatum,
Jahreszahl und Datum!
In der Kirch muß Sonntag sein,
Wir kommunizieren.
Draußen pflügt mein Sohn am Rain
Mit vier starken Stieren.
Wie am Werktag mal er da!
Und in voller Arbeit ja
Meine Töchter alle
Okkupiert im Stalle.

Und zum Schluß die bäuerliche Taxierung aller Kunst:

Spar er ja die Farben nicht,
Handhoch aufgetragen!
Denn da er zween Taler kriegt,
Hat er nicht zu klagen.
Auch die Tafel wird ja klein,
Nur zwölf Schuh breit soll sie sein.
Bald hätt' ich's vergessen:
Er kann bei uns essen.

Die Verse verzerren ja die ganze Sache um des Effektes willen etwas ins Lächerliche. Aber die Kunst nach der eigenen Arbeit des Grabens und Pflügens zu beurteilen, nach dem dabei vergossenen Schweiß auch sie zu messen, das dürfte korrekt bäuerlich sein.

Oder seine Gleichgültigkeit gegen alle anderen Leistungen der Kultur! Seine Gedanken über ihr Schreibwerk sind bekannt. Seine Auslegung des L. S.: „Da hebbt se wedder so'n älenlanget ‚Lat Slüren‘ in't Kreisblatt druckt!“ Wenn ein Amtsrichter oder Pastor ihm erklären würde, er verstünde indisch und persisch so gut wie deutsch und lateinisch, so würde ihn das völlig kalt lassen. Der Mann hat ja studiert. Wer studiert, lernt alles! Wenn ihm ein Chemiker erklären würde, er könne aus Feuer Wasser und

aus Wasser Feuer machen, so würde ihn das völlig kalt lassen. „De Lüe in de Fabriken, de kannt so wat." Respekt vor dergleichen oder sich über dergleichen selbst orientieren, um so etwas wie eine Meinung selbst darüber zu haben: Das ist nicht Bauernart. Die Sache geht ihn nichts an, die Sache ist ihm egal. Niemand zu Lust und niemand zu Leid, ob es der Kultur gefällt oder nicht gefällt. Sie läßt ihn gleichgültig.

Es ist ersichtlich, sein Verhalten der Gleichgültigkeit ist ein Ergebnis aus seiner Eigenschaft der Beharrung.

18. „Blif buten edder ek smit di uppe Snuten!"[1]
(Verschlossenheit und Trotz.)

„Als Knabe verschlossen und trutzig!" sagt Goethe. Das gilt für die **Jugend** und gilt für das **Bauerntum**. Es ist nur die Fortsetzung, die Potenzierung der **Gleichgültigkeit**. Mit Ablehnung fängt man an, mit **Verschlossenheit und Trotz** hört man auf.

Eine mildere Form davon ließe sich vielleicht noch vorher einschieben: Das bekannte bäuerliche **Mißtrauen**.

Man hat gesagt, der Bauer mißtraut eigentlich jedem, nur sich selbst nicht! Es ist ohne Zweifel so. Deshalb, weil wieder sein Blick im letzten Grunde über seinen Hof nicht hinausgeht. Der Hof ist sein Gebiet und seine Grenze. Nach jeder Außenwelt hin aber läßt er, was wir so nennen, zu wünschen übrig!

Das durchaus schon Seinesgleichen gegenüber! Man denke an das Grenzsteinverrücken, an das Ackerabpflügen, an die falschen Geldstücke, die von Hand zu Hand weitergeschmuggelt werden u. dgl. Jeder Kirchenvorsteher weiß, der Wert seines Kirchenvermögens besteht im Land: Geld vergeht, Land besteht! Jeder Napoleon, der ins Land kommt, nimmt das Geld mit, aber das Land läßt er liegen! Aber jeder Kirchenvorsteher, weil er das auch für sich weiß, wird jederzeit bereit sein, wenn der Pastor dazu zu bewegen ist, von jenem Kirchenlande für sich zu kaufen! Sohnrey erzählt von einem Bauer, der den neuen Kirch-

[1] Hausinschrift. ‚Kunst auf dem Lande' ed. Sohnrey 1905, S. 7.

hof seiner eigenen Gemeinde, weil das Land dazu nicht von ihm gekauft war, dadurch zu diskreditieren versuchte, daß er in das erste offene Grab nächtlicherweise Wasser hineinschleppte, um einen zu hohen Grundwasserstand zu markieren! Es sind lauter Betrügereien unter Nachbarn, die bei uns unter Kollegen, Kameraden, Geschäftsfreunden nicht recht denkbar wären. Der Betreffende würde gründlich und auf immer seinen guten Ruf verloren haben. Es ist dort überall dasselbe: Häuslichkeit ist des Bauern erste Tugend, aber im Augenblick, wo er über die Grenzen seines Hofes hinaustritt, fangen seine Verpflichtungen an, ganz merklich zu erblassen.

Aller eigentlich fremden Außenwelt mißtraut er natürlich ohne Frage, und es ist interessant, wie diese fremde Außenwelt in der Beziehung ihm schon beim eigenen Pastor anfängt. Der Bauer hört von seinem Pastor Gottes Wort. Er nimmt diese und jene Gefälligkeit von ihm an, nicht ohne lebhaft stets ihre Vergeltung im Auge zu behalten. Bei alledem aber und in allem übrigen mißtraut er ihm. Hält er ihn für sämtlicher Laster fähig, für fähig zu jeder Geldunterschlagung u. dgl.! Tritt derartiges einmal ein, die Bauerngemeinde wird davon nicht überrascht sein! Etwas Milderes! Ein pomologischer Pastor sorgt in uneigennütziger Weise dafür, daß seine Gemeindeglieder für ihr Obst doppelt so gute Absatzquellen erhalten, wie bisher. Dieselben haben gegen solche Mehreinnahme auch nichts einzuwenden, sind aber natürlich davon überzeugt, daß der Hauptverdienst bei der ganzen Sache auf irgend welch unkontrollierbarem Wege in die Tasche des Pastors fließt. Als er daher bei einem Umbau für das Pfarrhaus einen Keller beantragt zum Aufbewahren seines und oft genug auch ihres Obstes, wird ihm derselbe abgeschlagen! Oder eine andere Geschichte! Ein Pastor richtet Missionsstunden ein. Der Kirchenvorstand bewilligt Lichter dazu, der Gottesdienst findet alle vier Wochen statt, und es stellen sich auch jedesmal Leute dazu ein. Aber immer nur außer den Chorkindern vier, fünf, sechs Erwachsene! Der Pastor ist ungehalten darüber. Er schilt von der Kanzel über das geringe Interesse für Mission. Er bringt die Sache endlich in die Kirchenvorstandssitzung hinein, wo ihm aber ruhig entgegnet wird: Worüber er denn unzufrieden sei? Die Gottesdienste wären ja bisher immer abgehalten! Kurz, man hatte sich die Sache so zurechtgelegt: Unmöglich tut der Pastor dergleichen umsonst. Er wird für jeden Gottesdienst vielleicht fünf Mark bekommen. Das soll ihm auch für sich und seine Familie durchaus

gegönnt sein. Dazu hatte man die Lichter bewilligt und dazu hatte man darauf gehalten, daß die Stunden jedesmal zu stande kamen! Ein Superintendent aus dem Calenbergischen ist nach Ostfriesland versetzt. Nach Jahren heißt es, wie er ihr, der Gemeinde gefallen habe. ‚Oh, ganz gut! Und zuletzt sei er ja auch wieder fortgegangen!‘

Es ist ja schmerzlich, als Pastor derartiges Fremdbleiben, derartigen anhaltenden Argwohn ertragen zu müssen. Auch eine fremde Bauerntochter etwa ja, die zufällig von außen hereingeheiratet hat, oder ein fremder Bauer, der sich zufällig in die Gegend hineinkaufte, werden noch jahre- und jahrzehntelang Fremde bleiben. Wer nicht mit Bachwasser getauft ist, gehört nicht mit dazu. Es ist, als wären auch sie Fremdkörper, die wieder ausgeschieden werden müßten. Aber sie haben beide die entsprechenden Nerven, solchem Mißtrauen zu begegnen. Mehr schon wird es den Arzt kränken, wenn er zum ersten Male erfährt, wie der Kranke alles andere zu ihm hat, aber kein Vertrauen, wie er zur selben Zeit sich an zwei, drei andere Aerzte, an zwei, drei seiner Bauerndoktoren wendet. Aber auch er ist nicht menschlich so abhängig in seinem ganzen Berufe von solchem Verhältnis des Mißtrauens, wie der Pastor.

Mitsprechen mag ja, daß das Bild, welches eine Bauerngemeinde vom Pastor hat, nur ein relatives ist. Man hört die Meinung, seine Hochschuljahre beständen im Herstellen der zu haltenden Predigtjahrgänge. Der Bauer nimmt daran Anstoß, wenn der Pastor einmal nicht alles weiß, etwa auch Jura und Medizin. Er hat ja studiert! Ein Geistlicher unterzieht sich in Berlin einer Halsoperation. Wieder zurückgekehrt, rät er einem seiner Gemeindeglieder irgend ein Mittel gegen irgend ein Leiden. Der Betreffende holt es sich und es hilft. Aber man findet das durchaus natürlich: „He harr ja da bi de Doctors wäsen!“ Also, wie gesagt, Unkenntnis mag mitspielen. Die Hauptsache aber bleibt doch stets das Mißtrauen gegen eine fremde Welt. Ein Pastor muß schon sehr lange in der Gemeinde gewesen sein oder muß als ein öffentlicher Charakter, als Mann für das öffentliche Leben ganz besonders begabt sein, wenn der Bauer zu ihm Vertrauen fassen soll. Die Dinge müssen schon ganz besonders liegen, wenn er in dem Falle einer Wahl zwischen beiden sich nicht ebenso sicher gegen den Pastor zur Gemeinde wie selten gegen die Gemeinde zum Pastor halten soll.

Der Pastor ist dem Bauer in allen Beziehungen aber nur der vorgeschobene Posten der ganzen Kultur, der er in ihrer totalen Gesamtheit genau ebenso gegenübersteht! Irgend ein Beamter kann es noch so deutlich sagen: Wir meinen es gut mit euch. Es kann dem Bauer noch so klar auseinandergesetzt werden: Alle verständigen Leute im Staat haben den größten Respekt vor dem Bauerntum! Man kann ihnen Worte von Bismarck und Friedrich dem Großen anführen! Gar Friedrich der Große ist ihnen doch nur ein Name von der Schulbank her! „De Lüe kannt ja allens seggen! De hebbt ook nich bi wäsen!“ Und jedenfalls, sie glauben nicht daran. Sie glauben weder das eine Mal an den guten Willen noch das andere Mal an die gute Meinung. Sie glauben ebensowenig daran, wie der vierzehnjährige Sohn daran glaubt, wenn der Vater es dem auseinandersetzt, er meine es gut mit ihm.

Vom Mißtrauen ist nicht weit zu Verschlossenheit und Trotz. Man verirre sich einmal als Pastor in Gegenden, die nicht von Sommerreisenden kosmopolitisiert sind, und spreche in einem fremden Hause um den Weg vor. Ehe man nicht gesagt hat, wer man ist und wo man hingehört, fehlt aber in mancher Bauernschaft nicht viel daran, daß die Hunde auf einen losgelassen werden. Die Leute wären für alle Fälle ihrer genug gegen einen: Bauer, Bäuerin, Knecht, Magd und dazu der Hund. Aber ihre ausgeprägte Verschlossenheit läßt sie an Gastlichkeit nicht denken! Allem Fremden gegenüber ist der Bauer ein Geist, der stets verneint. Man merkt es, wenn man mit ihm zu verhandeln hat. Das ‚Nein‘ entsteht in ihm fast noch ehe die Frage überhaupt gestellt ist, so daß ein witziger Kopf nicht ganz unrichtig bemerkt hat, durch die richtige Fragestellung lasse sich bei ihm öfter erreichen, was ohnedem mißlänge. „Ihr habt wohl nichts dagegen, daß das und das geschieht?!“ Worauf das reflexmäßige Nein der Angelegenheit zur Verwirklichung verhülfe.

Es ist eine Verschlossenheit gegen alles Fremde, die allerdings auf der anderen Seite auch alle Neugierde sowohl, wie alles das, was man Klatsch nennt, bei weitem nicht derartig aufschießen und wuchern läßt, wie etwa in dicht zusammenhängenden Dörfern sonstiger Landbevölkerung. Man trifft Leute, die am anderen Ende des Kirchspiels, eine Stunde weit, Wohnende nicht kennen, nicht einmal mit Namen kennen, obwohl sie seit Jahrzehnten mit ihnen dieselbe Kirche besuchen. Man trifft Leute, denen das Schweigen beim Zusammensein ein gut Teil näher liegt wie das Reden:

Sicher eine nicht unangenehme Kehrseite der bäuerlichen Ablehnung!

Wir sagten oben, die Gleichgültigkeit des Bauerntums gegen alles Fremde dürfe nicht erklärt werden etwa aus dem Gedankengange: Wer ein guter Bauer sein wolle, der habe keine Zeit, seine Augen nach fremden Dingen spazieren gehen zu lassen. Sie resultiere nicht aus einer derartigen Erwägung, sondern hauptsächlich aus der Jugend des Bauern. Alle Jugend sei ablehnend. Alle Jugend wünsche die engen Grenzen ihres Horizontes beizubehalten und nicht sie zu ersetzen durch neue weitere! Wir müssen eben so weiter sagen, des Bauern Mißtrauen, Verschlossenheit und Trotz wird nicht zu erklären sein, wie es nahe liegen könnte, aus seiner harten Vergangenheit, aus den schlechten Erfahrungen, die er im Laufe der Jahrhunderte gesammelt hat, aus der Tatsache, daß allerdings oft genug andere die Schulden gemacht, und der Bauer sie hat bezahlen müssen: Man denke an die klassische Härte selbst Luthers gegen ihn, die allerlei für sich haben mochte, aber sicher noch mehr gegen sich! Man darf nicht sagen: Eine Volksschicht, die dergleichen erfahren hat, kann sich nur retten und schützen vor und gegen solche Nachbarschaft durch Mißtrauen, durch eine Verschlossenheit um jeden Preis! So naheliegend dieser Gedankengang sein mag, so verführerisch er wieder wäre: Die Hauptsache ist wieder, der Bauer ist jung, und für alle Jugend als Jugend bleibt es dabei: „Als Knabe verschlossen und trutzig!“

19. „Spi in de Hand un wehr di!“

(Streitbarkeit.)

Wie sehr die Jugend alle Arten von Raufen liebt, ist zur Genüge bekannt. Man denke nur noch einmal an einen Schülerspielplatz. Wieviel Zank läuft neben jedem Spiele her, nicht böse gemeint, nicht böse empfunden, sondern ein selbstverständliches Raufen mit Worten und Taten. Die halbe Zahl der Schüler ist ein sich raufender Knäuel, dem der Primaner, zum erstenmal zum Alter hinüberschielend, naserümpfend aus dem Wege geht. Bis er auf dem Paukboden sich noch einmal wiederfindet, dem Raufen Technik und System verleihend! Und wie er, so andere. Kein

rechter Poet, der nicht in der Jugend seine ‚geharnischten Sonette‘ schriebe. Kein junger Politiker, kein junger Gelehrter, kein junger Künstler, der dann seinen Flederwisch nicht locker genug an der Seite trüge! Es ist die überschäumende Jugend, die, wo sie keine Betätigung findet, sich welche sucht, die Holz zwischen den Zähnen haben muß, damit sie ihr nicht zu lang wachsen. Alle Jugend ist heißspornig, alte Heißsporne gibt es nicht. „Sucht Er Händel? Ich bin dabei!“ „Händel von der ersten Sorte!“ Das ist das Motto aller Jugend!

In allem entgegengesetzt wieder das Alter, friedliebend, friedebedürftig, in allen Dingen die friedlichen Lösungen, die gedämpften Töne bevorzugend, um einer Kleinigkeit willen keine Freundschaft aufopfernd. Selbst lieber einmal Unrecht leidend, als die Möglichkeit eines Streites riskierend! Das Alter hat es hundertmal erfahren: Der Streit ist unrentbel! Er kostet eine Menge Zeit und Kraft, die positiv verwandt werden kann. Selbst wenn man siegt, behält man den Gegner so lange zum Feinde, bis auch er wieder gesiegt hat. Und ist er überhaupt zu überwinden, so ist er es durch Nachgeben noch am ersten! Das Alter hat dergleichen hundertmal erfahren, und da ihm solche Dinge nicht mehr gleichgültig sind, ist ihm die Friedensliebe zum Instinkt geworden! Die Tugend der Jugend ist das streitbare Vorwärtsschreiten, die des Alters ein weitgehendes Rücksichtnehmen. Das richtige Mädchen sucht am Jüngling die streitbare Tatkraft. Er darf auf die hin sich dies oder das zu schulden kommen lassen, was ihm verziehen wird. Während gerade alles Alter dieses ‚sich nichts zu schulden kommen lassen‘ über alles schätzt, um seinetwillen selbst mindere Leistungsfähigkeit entschuldigt. Goethes Rat über den Umgang mit Frauen darf man nach den Jahren teilen. „Komm den Frauen zart entgegen!“ gilt dem Alter, „Doch wer keck ist und verwegen“, gilt der Jugend gegenüber. Keckheit, Streitbarkeit, selbst schon bloße straffe Energie bekommen für alles Alter etwas Schreckhaftes! Es kommt dahin, daß zum Schluß alle Jugend sich ein kriegerisches, alles Alter sich ein friedliches Christentum zurechtlegt. Es ist nur eine logische Konsequenz, daß das letztere zuletzt zu der Behauptung übergeht, Friedensliebe sei das allein Richtige, Friedensliebe allein sei das Zeichen wahrer Bildung, sie allein sei christlich, wie der und der Spruch es beweise: Und daß das Alter damit recht behält. Es behält recht und behält das letzte Wort wesentlich nur deshalb, weil die Jugend keine Systeme,

keine zitatbegründeten Systeme aufzustellen liebt. Sonst könnte sie ja Bibelsprüche ebenso leicht auch für sich reklamieren. „Ich bin nicht gekommen Friede zu bringen, sondern das Schwert!" „Wer nicht haßt Vater und Mutter und Bruder und Schwester um meinetwillen, ist mein nicht wert." Gar Christi Rede über seine Feinde: „Jene meine Feinde aber, die nicht wollen, daß ich über sie herrsche, bringet sie her und erwürget sie vor meinen Augen!" Derartige Sprüche würde alles Alter gewiß nicht für sich in Anspruch nehmen, sondern unangerührt draußen in dem großen Marmorbruche liegen lassen.

Es ist selbstredend, hier wie überall schafft die Natur ein gut Teil Abweichungen. Was wir sagen, soll immer nur vom Durchschnitt gelten. Dann aber entspricht nun dem Alter wieder die Kultur, die je länger je mehr wieder so friedebedürftig wird. Sie ist ebenso aufs festeste davon überzeugt, wie unfruchtbar Krieg und Streit sind. Die mittelalterlichen Zeiten, wo jedermanns Hand gegen jedermann war, wo man Kriege führte zum Zeitvertreib und um sich Motion zu machen, hat man längst abgeschafft. Der Krieg ist aus der Regel immer mehr zur Ausnahme geworden. Man führt ihn nur, wenn der Preis des Einsatzes aber auch völlig wert ist. Mit Liebenswürdigkeit und Klugheit bekämpft man sich, wo man früher mit der eisernen Faust dreinschlug. An die Löwenhaut und das Wolfsfell sind schon lange, lange allerlei Fuchs- und derartige Felle angenäht.

Nicht aber beim Bauerntum! Dort ist Jugend, dort ist Streitbarkeit! Wenn der milde Generalsuperintendent aus der Stadt kommt, dem Kirchenvorstand dies oder das klar zu machen, und nicht irgend welche junge Burschen, sondern die Aeltesten aus der Gemeinde donnern auf den Tisch: „Dat willt wi nich un dat duht wi nich!" Oder wenn es sich um eine mißliebige Grundbuchsuche handelt, die an Ort und Stelle besichtigt werden soll, und sie kommen mit Spazierstöcken in der Hand, die zum Verwechseln Knüppeln ähnlich sehen, und mit Gesichtern, als wollten sie, statt zu verhandeln, die gesamte Kommission der Regierung in Grund und Boden schlagen! Wieder nicht junge Burschen, sondern die Familienväter der Gemeinde! Die Dinge liegen in durchaus bemerkenswerter Weise nicht so, daß man dabei Leute vor sich hätte, die vor nichts Respekt besäßen. Man lasse den Generalsuperintendenten von Gottes Wort reden oder den betreffenden Regierungsrat nicht zu einer Verhandlung kommen, sondern fix und

fertig mit einer Verfügung von oben, und sofort wird jedes Wort verstummen und Ruhe sein. Der Respekt vor der Autorität ist der allergrößte! Wird aber zu Verhandlungen eingeladen, dann verhandelt jede Partei auf ihre Weise, die Jugend auf die ihre und das Alter auf die seine! In keiner Weise ein allgemeines Auflehnen gegen die Autorität. Niemand ist und bleibt empfänglicher für Autorität wie der Bauer und ist überzeugter von ihrer Notwendigkeit wie er! Wohl aber stets dieselbe Streitbarkeit und jugendliche Wildheit, welche die den Frieden vorziehende Kultur ebenso oft unrichtig auslegt!

Wir brauchen keine weiteren Beispiele mehr zu bringen. Das bayrische Messer, das Raufen auf jedem bayrischen Tanzboden, die Prügeleien auf den Bauernhochzeiten, daß in manchen Gegenden die Rede geht, es sei keine lustige Hochzeit gewesen, außer wenn einer totgeschlagen sei: Das alles gehört in unser Kapitel! „Die Schwingfeste in Appenzell und im Berner Oberland! Wenn die Burschen aus Wörgl ausfahren mit den weißen Birkhahnfedern auf dem breitschattigen Hut und dem silbernen Schlagring in der Faust. Unter trutzigen Spottliedern geht's auf dem Leiterwagen nach Zell zum Kirchtag. Denn da gibt's was zu raufen, wie auch auf dem Hainzenberg im Zillertal oder auf der Hohen Salve. Dabei die verschiedenen Arten des Raufens: Das Hangkeln und Rangkeln, das Stieren und Huesen, der Hosenlupf und das Hosenrecken! Und dabei dann der Schlagring mit seinem Stahlknopf und eingeprägtem Kreuz oder Bildnis des heiligen Anton und Benedikt, und auch wohl eingefügtem Sensensplitter.

A Büchserl zum Schießen
A Schlagring zum Schlagen
A Diandl zum Gernhab'n
Muß a frischer Bua hab'n.

Pergarbuab'n, Pergarbuab'n (Bergburschen)
Seint rara Leut',
Stean grattlarisch (spreizbeinig) da,
Hänt in Sack die Schneid.

Oft dauert der Wechselsang beißender vierzeiliger Spottlieder halbe Stunden lang, bis die beiden Gegner warm sind und einander ‚aufliegen‘[1])."

---

[1]) E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde S. 129, 318.

Auch die bekannte **Prozeßsucht** alles Bauerntums gehört in unser Kapitel! Dieselbe Verschiedenheit in Härte und naturgemäßer Kraft, welche das Wild vom Haustier unterscheidet, das Reh von der Ziege, den Fuchs vom Hund, ebenso wie den Flußfisch vom Teichfisch oder die Hochstammfrucht von der Spalierfrucht, die unterscheidet auf der gesamten Linie das Bauerntum von der weicheren Kultur! Das Prozessieren, bis der Hof darüber zu Grunde geht, ist nichts weiter wie eine Fortsetzung des Raufens. Die Muskelkraft, es körperlich weiterzuführen, ist dem Alter verloren gegangen. Aber die guten Nerven, die jeder Gemütsaufregung und auch jedem eventuellen Ausgang des Prozesses gewachsen sind, die sind ihm noch geblieben, und die wollen auch noch ihren Zeitvertreib haben. Und so trifft man denn manchen Bauer, der jahraus jahrein wie auf dem Kriegspfade sich befindet etwa gegen Kirche, Schule und Amt, der bis zu seinen sechzig Jahren die Rüstung nicht ablegt gegen solche Erfindungen der Kultur. Freilich, wenn man solch einem draußen begegnet mit dem Wagen im Moor, dann kann es sich allerdings ereignen, daß man die Wahl hat nur zwischen einem Sprung in den Sumpf oder einer ziemlich kräftigen Rede und Gegenrede.

Gewiß, manch einer hat ja bereits auf dieses Prozessieren als so einen rechten Hauptschaden des ganzen Standes hingewiesen, hat darauf hingewiesen, wie der ein Bauernwohltäter vor allen wäre, der ihnen das Prozessieren abgewöhnte! Indes, es dürfte mit diesem Stücke sein, wie mit dem ganzen Kapitel Streitbarkeit. Man wird dem Bauer das Prozessieren abgewöhnen, sobald man dem Tiroler und Oberbayern den Schlagring und das Messer abgewöhnt. Mit Gewalt wird es nicht gehen. Man lasse sie ein paar Jahrhunderte älter werden. Oder allerdings viel schneller heutzutage, man lasse sie ‚gebildet‘ werden. Dann wird unser ganzes Kapitel sich verlieren. Ob dann freilich die Tadler mit ihrem Resultat zufrieden sein würden? Sie werden vielleicht froh sein, die Verwirklichung ihrer Vorschläge nicht mehr erleben zu müssen!

Christentum, Religion und Moral geben Prinzipien und keine Regeln. Jede Umwandlung in irgend welche Kasuistik ist eine Erniedrigung derselben. Aber gerade deshalb, weil sie stets nur die großen Prinzipien im Auge haben, besitzen sie ihre oft betonte Akkommodationsfähigkeit im einzelnen, so daß jeder Stand und jedes Geschlecht, jedes Volk und jedes Jahrhundert das Christentum in ihrer besonderen Form ausgeprägt haben, von

deren keiner man je sagen darf, sie allein sei richtig und die anderen seien falsch. Das gilt auch auf der ganzen Linie für den Vergleich zwischen Bauerntum und Kultur, nicht zum wenigsten aber bei unserem Kapitel![1]) —

20. „Korte Reknung, lange Frünschup!“

(Gutmütigkeit.)

Die Jugend ist gleichgültig, ist verschlossen und trotzig, ist streitbar. Die Jugend ist auch unleugbar gutmütig. Es hängt mit ihrem allgemeinen Idealismus zusammen. Sie wurzelt nicht einseitig im Diesseits, sie schätzt nicht in erster Linie die Güter des Diesseits. Es fällt ihr relativ leicht, zu Gunsten eines anderen gelegentlich auf sie zu verzichten. Es schmerzt sie nicht, durch dasselbe Gut sich selbst arm und einen anderen reich werden zu sehen! Der Jüngling tritt von einem Mädchen zurück, weil ein anderer Spuren näheren Anrechtes hat. Ein Jüngling liebt ein Mädchen, er erfährt, daß ein anderes ihn liebt, und läßt das erste und nimmt das zweite. Und das Mädchen schickt seine Freier fort, um seinen alternden Eltern noch nahe zu bleiben, und bleibt darüber selbst allein! Der Freund, der für den Freund Strafe und Opfer auf sich nimmt, der junge Erfinder, der sich von dem smarten Geschäftsmann ausnutzen läßt: Es sind Fälle von solch hohem, oft himmelhohem Idealismus, von solch jugendlicher Gutmütigkeit! Man denke aus der Literatur an Tennysons Enoch Arden. Zwei norwegische Schifferbrüder lieben ein Mädchen, das sich endlich für den einen entschließt. Der aber kommt mit ihr nicht vorwärts. Er hat kein Glück. Er geht schließlich zur See, es da zu suchen. Nach Jahren kehrt er wieder, wie er ging, und sieht, totgesagt, den anderen im freundlichen Wohlstande mit seinem Weibe leben, seine eigenen Kinder von beiden mitversorgt. Und er geht, ohne sich zu erkennen zu geben, wieder fort! Es sind alles Fälle von Wohlwollen, von Wohltun, von Selbstlosigkeit, die mit hervorgehen mögen, um sie auch nicht zu überschätzen, aus einer gewissen Unkenntnis noch des gesamten

[1]) Zur Gesch. d. bäuerl. Streitbarkeit vgl. Hagelstange S. 258f.

Lebens und seiner Verhältnisse. Man gibt seinen Besitz aber auch hin, weil man, wie nie wieder später, leicht überredet wird durch den bloßen Wunsch eines anderen, weil man, wie nie wieder später, bereit ist, solchem bloßen Wunsche eines anderen einen Gefallen, eine Liebe zu erweisen. Es liegen zum Teil die besten Motive mit vor, die es überhaupt in der Welt gibt.

Anders das Alter, das die Welt und die Werte in der Welt genau kennt, vor dessen Augen kein rosiger Nebel mehr wogt, sondern die Welt offen daliegt, wie vor dem Bergwanderer ein Septembertag! Es ist ja richtig, alles Wohlwollen ist allerdings eine bekannte und vielgenannte Eigenschaft gerade des Alters. Aber wahrscheinlich sind dessen faktische Leistungen auf diesem Gebiete größer, wie die hinter ihnen stehenden Gesinnungen. Das Alter kommt zum Schluß ja dahin, daß es mit einem Handschlag mehr leistet, wie die Jugend gelegentlich mit einem ganzen Lebenswerke. Seine Leistungsfähigkeit ist die allergrößte! Und das Alter steht allen anderen Menschenschichten gegenüber ohne den Gedanken der Konkurrenz, und das erleichtert jeden Erweis von Wohlwollen von neuem um ein ganz bedeutendes! Enoch Arden trat freiwillig vor einem absoluten Konkurrenten zurück: Dergleichen leistet das Alter nicht mehr. Wir reden in allem weder von frühzeitig altgewordener Jugend, noch von jungem Alter, sondern von der Durchschnittsart. In der Weise aber hatte Christus an dieser Stelle vielleicht seinen Hauptgrund, der Menschheit die Jugend als Vorbild zu empfehlen!

Dergleichen leistet auch die Kultur nicht mehr! Die Kultur kennt kein Wohlwollen und keine Gutmütigkeit. Die Kultur tut die drei Pflichten, wozu das Recht den Menschen verpflichtet. Darüber hinaus zuckt sie die Achseln und bedauert. Die Kultur verlangt ihr Recht, zu dem sie berechtigt ist, und duldet keinen Eingriff in dieselben. ‚Gebet Raum dem Zorn‘, nämlich dem des anderen: Solche Grundsätze sind ihr fremd. Der Rechtsstaat, solange er bloß empfunden wird als eine Vorstufe, als ein Notbehelf, um für die wildesten Triebe im Menschen Zügel, für die wildesten Hunde Ketten zu haben, ist verdienstlich. Sobald er aber in der Kultur zum Stolz und Ziel der menschlichen Entwickelung wird, ist er der ins System gebrachte Egoismus. Luthers maßlos harte Worte über ihn sind bekannt! Für immer neue Gebiete tritt er an den Menschen heran mit Vorschlägen, den freien guten Willen abzulösen durch Gesetze, den trägen, freien

Arm, statt ihn zu größerer Anstrengung zu veranlassen, zu ersetzen durch eine Gliederhand. Und der Mensch geht darauf ein! So daß im Rechtsstaat für die Gutmütigkeit zuletzt nur noch der etwas lächerliche Platz einer Liebhaberei übrig gelassen ist! Denn das Recht ist herzlos. Es trägt eine Binde um die Augen und ums Herz. Recht und Kultur sind zu selbstsüchtig zur Gutmütigkeit, sind zu alt für sie.

Während dieselbe durchaus ein charakteristisches Merkmal ist bis heute noch alles einigermaßen erhaltenen Bauerntums! Wie es dasselbe ausdrückt: „Wenn't Verkoopen angeit, harr't Gewen sin Enn.“

Vor einiger Zeit ging eine Geschichte aus der Gegend zwischen Bremen und Hamburg durch die Zeitungen. Es war bei Einführung der allgemeinen Wehrpflicht nach 1866 im annektierten Hannover. Jan Kük, der alte Torfbauer, wurde vor den Amtmann beschieden, damit ihm mitgeteilt würde, daß Harm Kük, der Sohn, sich zu stellen hätte, seiner Soldatenpflicht zu genügen.

„Dann wilt wi Harm sülwsten ropen!“ sagte der Alte, und Harm schlurrte ins Amtszimmer und ließ sich belehren.

„Dat paßt mi nich!“ war seine Antwort. „Ek bin keen Dienst, ek bin'n Buer.“

Der erfahrene Amtmann kannte seine Leute, wurde nicht böse, fing auch nicht an, von Patriotismus zu sprechen, sondern redete ruhig und sachlich von der Verlegenheit des Königs um zuverlässige und besonnene Vaterlandsverteidiger, die stark und kaltblütig dreinschlagen würden, wenn die Franzosen etwa wieder einmal kämen, wie 12 und 13. „Und ist er dann nicht der Nächste dazu, Kük? Der allmächtigste Kerl hier bei uns.“

„So, de König, de meent dat!“ meinte Vater Kük.

Und dann nach langem Besinnen der Sohn: „Ja, wenn ek den Mann (König Wilhelm) doar'n Gefallen mit dohn kann, denn so will ek dat wohl dohn!“

Gewiß mag zu dem Entschlusse die Hindeutung auf die Tüchtigkeit des Geschlechts mitgewirkt haben, die der Amtmann vornahm, um diesen einen zu gewinnen und hinter ihm her die anderen. Teil daran hat aber wesentlich auch gehabt die bäuerliche Gutmütigkeit, die es nicht für ein Wunderding hielt, auch wo man nichts dafür zu hoffen hatte, einen so großen Gefallen zu tun und drei Jahre seines Lebens dahinzugeben, von denen man selbst und der Hof rein nichts hatten.

Bedingung ist ja allerdings, daß man die Weltanschauung des Bauerntums anerkennt, daß man die gelten läßt! Daß man nicht einen Satz neuer Lehrmittel oder dergleichen von ihm verlangt, den wir in unseren Kreisen für absolut nötig, er in den seinen für absolut unnötig hält. Gewiß, kommt man mit dergleichen, dann wird seine Opposition mobil gemacht, und der weichere Kulturmensch klagt über den unbekehrbaren Gegner. Seine Weltanschauung muß man gelten lassen, wie wir das als Vorbedingung alles Weiteren auch für uns verlangen. Dann aber ist eben um seiner Gutmütigkeit willen mit Bauerntum ein gut Teil leichter und angenehmer zu verhandeln, wie mit der alles kritisierenden, nichts verzeihenden Kultur. Man hat im einen Fall bei weitem nicht eine solche Freude am eigenen Siege und an der Niederlage des Gegners, wie im anderen.

Aehnlich ist es auch beim Bauerntum unter sich! Was gehört dazu, daß etwa wegen Mietsrückstand einer dem anderen die Wohnung kündigt. Deswegen bleibt man zusammen. „Wir haben so lange Frieden miteinander gehabt, deswegen kann er wohl wohnen bleiben!" Selbst wenn es ein Säufer oder sonstiger Bummelant ist, gegen den es nach unserer Ansicht am Orte wäre, weniger Nachsicht zu üben. Man ist gutmütig, man ist langmütig: Wie es von Gott heißt, er läßt seine Sonne aufgehen und seinen Regen fallen über Gerechte und Ungerechte!

Was helfen sie sich einer dem anderen! Einer hat noch ein gutes, altes Dachhaus ohne Schornstein, in dem die Schinken und Würste räuchern wie nirgends. Und er hat jahraus, jahrein die Sachen der halben Bauernschaft bei sich hängen! Er klagt wohl gelegentlich über ‚de Rökeree jümmer', aber er räuchert ruhig jedem das Seine weiter. Der prompte Städter würde in ähnlichen Fällen da, wo ihm seine Kostenlosigkeit etwas eintrüge, sich wahrscheinlich auch zu ihr entschließen, in allem anderen aber für derartige Dienstleistungen sich entweder bald einen kleinen Betrag ausdenken, oder aber sie verweigern. Jahraus, jahrein irgend etwas leisten, das nicht seine Pflicht ist, ohne Worte es leisten, als käme es ihm zu: Das täte er kaum.

Es ist alles gegründet auf eine gutmütige Gegenseitigkeit. Der philosophisch gebildete Fremde möchte sich die Sache leicht so zurechtlegen: Sie helfen, um gelegentlich immer ebenso geholfen zu bekommen. Die genauere Betrachtung gibt solchem Schluß aber nicht recht. Wo die Kultur noch nicht alles verändernd

eingewirkt hat, ist eine starke Dosis Gutmütigkeit stets mit im Spiel [1]).

Die der Bauer nicht zum mindesten stets zu teil werden läßt auch seinem Vieh! Das Vieh gehört mit zum Hause, wie wir sagten. Mehrere Bauernhaustypen bauen über Mensch und Vieh ein Dach und die Folge davon ist ein entsprechendes Verhältnis zwischen beiden! Dasselbe geht wiederum nicht hervor aus der Logik: Das bestbehandelte Vieh liefert den meisten Nutzen! Man könnte eher sagen, auf dem Boden solcher Logik ist auch mit alle Tierquälerei erwachsen. Das Verhältnis des Bauern zu seinem Vieh ruht fester, wie auf solchem Gedankenschluß, auf seinem Gefühl für Gutmütigkeit. Es ist ein gründlich anderes wie in allen romanischen Ländern mit ihrer Redensart: Non è cristiano [2]).

Es sind eine Menge von freundlichen Instinkten, ziemlich vage, nichts weniger wie scharf abgegrenzt, die aber äußerst wohltuend berühren. Es ist eigentümlich, aber es ist so: Streitbarkeit und Trotz sind durchaus vereint mit Gutmütigkeit. Es ist eine seltsame Verbindung, die jedenfalls der Kultur völlig fremd ist, fremd in ihren Ingredienzien und fremd gar in solcher Mischung.

21. „Fruens Dod un Elbogens Stot deit like weh!“

(Frauenschätzung.)

Die größte Härte, welche die Kultur begeht, richtet sich gegen die Frau, damit, daß die Kultur sie relativ überflüssig macht. Die Frau ist seit Jahrtausenden geschaffen für das Haus. Das Haus ist die Welt der Frau. Und dieses Haus löst die Kultur auf. Sie raubt der Frau die häusliche Heimat und weist sie statt dessen hin auf allerlei öffentliche Beschäftigungen, für die dieselbe auf die Dauer nicht geschaffen ist! Es ist eine Verkennung der Naturgemäßheit, die in das Kulturkapitel vom Exzeß gehört,

[1]) M. Rosch, Die adligen Bauern von Turopol, Zeitschrift des Vereins f. Volkskunde 1896, S. 200. „Die Turopolier sind ein friedliches Volk, das Beleidigungen leicht verzeiht.“ Derartige Beobachtungen wiederholen sich überall. [2]) „Es ist kein Mensch!“

eine derjenigen Fatalitäten, die einem Volke passieren, wenn es alt wird. Wenn die Menschen anfangen, von Luft und Sonnenschein sich zurückzuziehen, weil Luft und Sonnenschein ihnen zu scharf werden, wenn abgearbeitete Seelen hinter Vorhängen, bei künstlichem Licht und an grünen Tischen über das Leben nachdenken, dann stellt sich auf den Blättern solcher späten Geschichte allerlei Ungeziefer ein. Und die Weisheit, die die Kultur über die Frau beschließt, gehört mit dazu.

Die Welt der Frau ist das Haus, und dieses Haus nimmt ihr die Kultur! Schritt für Schritt! Der Tochter nimmt sie die Arbeit im Hause. Für die Mutter bleibt zur Not noch genug. Aber was sollen die Töchter in ihm. Nach dem Entwickelungsgang Haus, Handwerk, Familie[1]) geht ein Arbeitsgebiet nach dem anderen aus dem Hause heraus, hinein in die Hände der Fabrik. Auf den ersten Blick jedesmal eine neue Arbeitserleichterung, auf den zweiten jedesmal eine neue Arbeitsberaubung: Eine Art zweifelhaften Gewinnes, wie der Gewinn des großen Loses. Was die Industrie gewinnt, muß die Frau bezahlen. Für ihre Hand bleiben Nichtigkeiten übrig, Spielereien, Dinge, die nicht sein müssen, die getan werden können, die aber ebensogut auch unterbleiben können. Es ist der erste Schaden, den sie davonträgt.

Dem schließt sich auf dem Fuße der zweite größere an dadurch, daß das immer mehr sich zusammenziehende Haus für diese immer entbehrlicher werdende weibliche Kraft überhaupt keinen rechten Platz mehr in sich hat, daß es sie mehr oder weniger aus sich hinaustreibt. Es kann sie äußerlich ja mit noch so viel Weitherzigkeit in sich lassen, aber die unbestreitbare Tatsache bleibt, daß das Haus in der Kultur keinen mit notwendigen Pflichten ausgestatteten Platz mehr besitzt, den die Tochter ausfüllte, keinen Platz, auf dem sie unentbehrlich wäre, auf dem, wenn sie ginge, ein Ersatz für sie nötig wäre. Das Haus treibt sie hinaus.

Das Weib geht hinaus! Aber wohin?! Es bleibt dabei, es ist geschaffen fürs Haus, aber wo ist ein solches neues, das sie aufnimmt!? Die Kultur arbeitet immer ausschließlicher nur mit Männern. Ginge es nach ihr, sie verwandelte die ganze Welt in ein großes Klubhaus, in der die Frau nichts zu suchen hätte, in dem der Mann verwöhnt, in der er vor allem von der Ent-

---

[1]) Alfr. Kirchhoff, Anleitung z. deutschen Landes- und Volksforschung. Stuttgart 1889, S. 494 ff.

behrlichkeit der Frau überzeugt würde. Denen, die keine Lust dazu haben, macht die Kultur das Haus immer entbehrlicher. Denen, die es trotzdem rechtzeitig anfangen möchten, erschwert sie diese Eigenmächtigkeit durch immer neue Hindernisse. Es kommt dahin, daß die Ehe vom Gebiet der naturgemäßen Notwendigkeit, vom Gebiet des Instinkts sich hinüberschiebt auf das der Ueberlegung, auf das des Gefühls- und Verstandeslebens, womit dieses wie fast jedesmal tausend Verirrungen Tür und Tor geöffnet wird. „‚Vertraue‘ nur Vernunft und Wissenschaft, so hab' ich dich schon unbedingt!“ Die Ehe wird aus einer Notwendigkeit zur Fessel und zum Risiko. Die Höflichkeit des Mannes gegen die Frau wird immer größer, um es zu verbergen, daß das wirkliche Begehren nach ihr immer kleiner wird: Viele Verehrer, keine Begehrer! Jeder Mann legt sich aufs ernstlichste die zwei Fragen vor: Erstens, soll ich überhaupt heiraten?! Zweitens, soll ich schon jetzt heiraten? Die Kosten aber davon, daß die Antwort auf diese zwei Fragen nicht immer bejahend ausfällt, daß sie von tausend persönlichen Weitläufigkeiten abhängig gemacht wird, die Kosten davon muß wieder die Frau tragen. Die Frau, die warten muß! Sie ist geschaffen für das Haus und muß die besten und frischesten Jahre ihres Lebens an etwas anderes setzen wie an das Haus. Sie ist geschaffen für das Haus, und das Haus schließt sich ihr zu.

Und was gibt die Kultur an Stelle von alledem? Sie erlaubt der Frau, alle die Abwege zu betreten, die rechts und links von dem einzig vernünftigen Wege laufen: Spielerei, Geselligkeit, Vergnügungssucht, Nichtstun, Ehebruch. In Kopenhagen errichtet man eine ‚Haushaltszentrale‘ zur ‚Entlastung der Frau‘. Was wird das Ende davon sein? Vereinswesen, Romanlesen, Ehebruch! Oder die Kultur ist edelmütiger, sie handelt nach dem ihr gewohnten spöttischen Schema: Erst um sehr zweifelhafter Vorteile willen Natur und Gesundheit ruinieren; dann, wenn die Löcher zu groß geworden sind, nach einigen Fäden und Flicken sich umsehen, damit das Schlimmste zuzustopfen; und dieses zum Schluß mit reichlicher Pose ‚innere Mission‘ und ‚Christentum‘ nennen. An der auf die Straße Geworfenen meint sie billig und christlich zu handeln, wenn sie ihr erlaubt, in dieser Männerwelt sich auch so etwas zu beschaffen, wie einen Männerberuf und in dem zu sterben und zu verderben. Denn Männerarbeit ist nicht Frauensache, so wenig dort je Frauensache Männersache war!

Eine Zeit, welche Fundamente antastet, wie das Haus, wie die Stellung der Frau im Hause, bezeichnet damit unfraglich ihre Minderwertigkeit, je nachdem chronisch oder akut, Krankheit oder Alter. Tausend Dinge erfinden, die tausend momentane Bedürfnisse befriedigen, und darüber die Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft in Frage stellen, welche die Jahrtausende geprüft und bestätigt haben: Eine Zeit, die derartig argumentiert, spricht sich selbst das Urteil, dahin lautend, daß ihr augenblicklich die Fähigkeit abgeht, Wesentliches und Unwesentliches im Leben zu unterscheiden!

Wieviel anders, wieviel normaler erledigt sich das Leben der Tochter im Bauerntum! Kein aufs engste beschränktes Haus, das keine Arbeit, keinen Platz hätte für die Tochter! Und gesetzt einmal den nie vorkommenden Fall, selbst ein paar Töchter blieben unverheiratet, und wollten bis an ihr Lebensende auf der Stelle bleiben, einem großen Hofe wäre das längst recht. Die Frage des allgemeinen Sichvertragens würde lange nicht den Stein des Anstoßes bilden, wie in der Kultur, und der Hof gewänne ein paar vorzügliche Arbeitskräfte mehr, an Stelle deren er sich nicht mit schlechteren herumzuschlagen brauchte. Und bei kleineren Höfen würde dasselbe sich entsprechend wiederholen. Zur Hilfe für die Mutter, bis der Sohn sich verheiratet, ist eine Tochter auch auf jedem kleinen Hof etwas höchst Erwünschtes. Doppelt alles beim Minorat, wenn die Jahre bis zur Uebernahme des Hofes durch den Stellerben sich hinziehen! Der eigentlich wesentliche Unterschied von entsprechenden Stadtverhältnissen aber wäre bei alledem doch erst der, daß dort die Tochter am Haushalt teilnimmt eigentlich nur um ihrer selbst willen. Sobald die Mutter den Grundsatz hat: Deine Kochstudien kann einst dein Mann genießen, deine Eltern haben keine Lust dazu! so geht das des kleinen Haushaltes wegen, der zu Dreiviertel von außen lebt, doch auch: Während beim Hofe die Arbeit der Tochter absolut nötig ist für den Hof. Dies letztere ist ersichtlich das Gesunde dabei: Es ist das Gesunde für das Mädchen, daß sie nötige Arbeit tut, daß die Arbeit auf sie wartet und daß der ganze Hof auf ihre Arbeit wartet, mit einem Worte, daß sie deshalb einen wirklichen Platz auf dem Hofe hat. Sie kostet nicht bloß, sondern durchaus mehr, wie sie kostet, bringt sie wieder ein. Sie könnte nicht jederzeit gehen, und niemand vermißte sie, sondern für die von ihr getane Arbeit müßte sogleich jemand anders angestellt werden. Die Tochter hat einen wirklichen Platz im Hof, nicht

bloß ein Aufenthaltsrecht, bis sie sich verheiratet! Es ist nicht eine Höflichkeit, aber ein gesunder Instinkt, den der Bauernstand an dieser Stelle gegen die Frau hat; wenn man will, den er beibehalten hat aus früheren Zeiten her, während so viele andere Stände ihn verloren haben.

Aber weiter! Es möchte noch ein Wort nachgeholt werden über die gesamte Art der Vorbildung, die die beiden Töchter im elterlichen Hause empfangen.

Fragen wir: Wie muß eine weibliche Vorbildung im ganzen beschaffen sein? Man kann wieder sagen: Die Jahrtausende haben sich dahin entschieden: Praktisch, vorwiegend praktisch! Auch der heutige Sprachgebrauch versteht unter einer klugen Frau völlig etwas Andersgeartetes, wie unter einem klugen Manne. Die Klugheit des Mannes kann einseitig theoretisch sein. Die Klugheit der Frau soll jedenfalls praktisch sein, sonst wird eine gelehrte Frau daraus, an der meist wenig gelegen ist. Die Klugheit der Frau soll in der Regel da einsetzen, wo der Mann mit der seinen zu Ende ist, eben deshalb, weil sie beide korrekterweise vollständig andere Gebiete beherrschen sollen. Diesen praktischen Charakter der Mädchenbildung schwätzt die Kultur der Menschheit ab. Und die Menschheit, der in der Unnatur ihrer Stadtmauern in ähnlicher Weise die richtige Abschätzung des Weibes verloren geht, wie einst dem Asketen in der Unnatur der Klostermauern, läßt sie sich abschwätzen. Die Tochter wird zu ihrer hauptsächlichen Ausbildung nicht dem Hause, sondern der Schule ausgeliefert. Zum Schluß schätzt sie die Schulluft höher wie die Hausluft und wird zu einem schlechten Abklatsch des Mannes statt zu einem selbständig gearteten Wesen. Die eigenen Ideale gibt sie auf, die des Mannes macht sie zu den ihren: Es ist die ärgste Sklaverei, in die das weibliche Geschlecht je verkauft, in die es selbst getreten ist. Man macht es mit der Stadttochter, wie man es mit dem Bauernjungen macht, den man so lange mit allerlei unnützen Schulkenntnissen füttert, bis er zum Schluß Geschmack an diesen Dingen findet und den Geschmack an seinem Hof verliert. Man kann bereits heute zur Genüge sehen, was mit solcher Bildung angerichtet wird! Also jedenfalls, das ist das eine: Der ganze falsche Gesamtcharakter in der städtischen Mädchenvorbildung, das Ueberwuchern der Theorie.

Aber fragen wir nochmal ganz allgemein: Wie muß überhaupt jede Vorbildung und damit auch die weibliche beschaffen

sein? Versteht man unter ihr ein gewisses Quantum von Wissen und Können aus allerlei Gebieten? Doch ganz gewiß nicht! Sondern ganz gewiß nur ein solches Wissen und Können, das ein Ganzes bildet, einen Organismus, in dem jeder Teil mit jedem zusammenhängt. Wie man es auch nennt, das ein System bildet im Unterschiede vom Konglomerat! In solcher Weise systematisch muß jede Vorbildung sein. Jede und damit auch die weibliche! Wie sehr leidet nun aber die Tochter der Kultur gerade unter einer völlig unsystematischen Ausbildung. Die Zusammenhangslosigkeit, das Zerfahrene, das Zufällige in derselben liegt auf der Hand. Wie hängt Algebra mit Handarbeit zusammen? Was haben Kochen und Kinderpflege mit deutscher Grammatik, Aesthetik und Physik zu tun und all den Dingen, die man aus der Jungenschule in die Mädchenschule hinüberverpflanzt hat?! Das Ganze ist genau, wie wir sagten, ein Konglomerat, an das infolgedessen ebenso zusammenhangslos auch überall noch ein Stück angeflickt werden kann, hier noch ein Kursus, da noch ein Kursus, einer wie der andere meist mehr für die Einbildung wie für die Ausbildung sorgend. Zuletzt wird ein wüstes Gemenge von allerhand Theorie und allerhand Praxis fertig, das bloß dem Urteil anheimfällt: Niemand kann zween Herren dienen! Gewählt wird zum Schluß nicht zwischen ihnen. Zur Wahl hat die Vielseitigkeit die Kraft genommen. Es bleibt beim Hinken auf beiden Seiten.

Wie total anders alles wieder beim Bauerntum. Was für ein, man kann nicht sagen zielvolles, aber wieder instinktives Festhalten an der einseitig praktischen Leistung der Frau! Möglichst früh heraus aus der Schule! Den vielen unnützen Ballast, den man seit fünfzig Jahren in den Unterricht eingeführt hat, so schnell es geht, wieder über Bord geworfen! Und nun die Ausbildung fortgesetzt, die immer bereits die hauptsächlichste war: Die Ausbildung mit dem Blick über Diele, Hof und Wiese hin! Eine Ausbildung, die vor allen Dingen auch die Hauptsache bei aller Arbeit erst lehrt, nämlich diese Arbeit selbst, das Schweißvergießen, das Sichsauerwerdenlassen.

Dann aber das Systematische darin! Die Ausbildung kaum einer unserer Töchter ist derartig systematisch, wie die der Bauerntochter. Wie beim Burschen, so auch bei ihr alles und jedes auf alles und jedes bezogen. Das ganze Wissen und Können in sich verbunden und verkeilt, wie es in jedem System sein muß, wie

es am vollkommensten in dem uns nächsten ist, dem menschlichen Körper, diesem System aller Systeme. Nicht ein Gebiet in diesem Seelenleben, das wie ein Fremdkörper mitten drin stünde, ohne Beziehung zu den anderen Provinzen, ohne Beziehung der anderen Provinzen zu ihm! Die Ausbildung der Bauerndeern, die zum Schluß von tausend Dingen nichts weiß, trägt trotz alledem etwas ebenso Geschlossenes an sich, wie die des Stadtmädchens, das zuletzt von allem etwas versteht und über alles ein paar Worte sagen kann, etwas Zerfahrenes: Das eine Mal jeder Handschlag zweckvolle Arbeit, das andere Mal, kommt es einem so manchmal vor, eine Menge von Arbeit, nur dazu da, um über die Jahre bis zur Heirat hinwegzuhelfen! In sich geschlossen sein aber besitzt auf allen Gebieten und in allen Dingen stets einen besonderen Zauber, den Zauber der Gesundheit, den Zauber wirklicher Leistungsfähigkeit an einer Stelle.

Es ist das zweite Mal ein so viel normaleres Dasein der Tochter im Bauerntum wie in der Kultur.

Dem sich dann drittens und viertens anschließen ebenso bedeutende Verschiedenheiten für ihren neuen Haushalt, wenn sie den elterlichen verläßt.

Drittens die große Tatsache: Der Mann bedarf ihrer! Der Bauer im heiratsfähigen Alter bedarf einer Frau! Wenn er seinen Hof antritt, steht er nicht vor den zwei Fragen: Soll ich überhaupt heiraten? Soll ich schon jetzt heiraten? Die Sache ist nicht seiner Freiheit ausgeliefert! Sondern es heißt einfach: Du mußt! Und zwar sogleich! Der Hof ist da, für den Hof muß gesorgt werden, und der Hof erfordert eine Bäuerin! Die Frau ist für das Bauerntum nicht etwas auch zur Not Entbehrliches, sondern rundweg eine absolute Notwendigkeit. Der Großgrundbesitzer kann zur Not seinen Besitz auch ohne Frau bewirtschaften. Wie oft hat er sowieso Hilfe an seiner Frau so gut wie gar nicht. Er kann sich mit Haushälterin und Verwalter behelfen. Der Bauerhof, wie er einmal ist, kann ohne Frau nicht existieren. Er ist auf die energische Mitarbeit von Frau und Mann angewiesen.

Denn das ist nun das vierte Große und Gesunde an diesem bäuerlichen Zusammenhange: Die wirkliche Mitarbeit der Frau an den Werken des Mannes. Das Weib als solche tatsächliche Genossin des Mannes, als socia laborum[1]): Wo findet sich das

[1]) Tac. Germ. 18.

von oben bis unten in der Kultur?! Kein Gelehrter, kein Ingenieur, kein Fabrikarbeiter hat an seiner Frau eine eigentliche Genossin seiner Arbeit. Herschels Schwester als seine Mitarbeiterin u. dgl. sind Ausnahmen, an denen man meist keine rechte Freude hat. Vereinzelt bei einigen kleinen Handwerkern, einem kleinen Schuhmacher oder Schneider, bei einem kleinen Kaufmann findet es sich, daß das Weib auf Haus und Kinder achtet, und, ohne dieses zu vernachlässigen, auch eine Genossin ihres Mannes ist. Die Frau des Hotelwirts muß über ihrer Mitarbeit schon die eigene Familie preisgeben. Die Frau des Chemikers, der seine Formeln auseinandersetzt, ist sich bewußt, daß sie trotz jahrelanger Ehe nicht einem Satze von den Darlegungen des ihr Nächststehenden folgen kann. Wie oft ist nur das Interesse am Verdienst gemeinsam und wird für eine Gemeinsamkeit der Arbeit gehalten. Die Arbeit des Mannes wird in erster Linie daraufhin verfolgt, ob sie für die Wirtschaftskasse einträglich ist.

Solche Gemeinsamkeit der Arbeit also in geradezu klassischer Weise beim Bauernstande! Mann und Frau arbeiten zusammen, wie in unseren Verhältnissen zwei Kompagnons oder zwei Gebrüder, welche dieselbe Firma führen. Es ist klar, was für einen Kitt das zwischen den beiden schafft. Es ist klar, was für eine ganz andere reinere Luft solche Mitarbeit der Frau auf dem Bauernhofe mit sich bringt im Vergleich zu dem unübersehbaren Großgrundbesitz, wo die ganze Polenwirtschaft von wer weiß wem geregelt werden soll, und natürlich nicht geregelt werden kann. Es ist klar, was für eine ganz andere Stellung eben diese ihre Notwendigkeit auf dem Hofe zum Schluß noch einmal für die Frau mit sich bringt!

Niemals wohl hat das weibliche Geschlecht so grausam auf der Gasse umherirren müssen, wie in der heutigen Welt der Kulturgroßstädte. Man sieht an jeder Frauenrechtlerin, wie es auch nicht anders verstanden wird. Wenn nur einigermaßen der rechte Mann kommt, ihre Wissensschätze ihr zertritt und das Weib in ihr sucht, so ist sie damit zufrieden. Unsere späte Zeit, die für Frauenschätzung zu alt geworden, spielt dem schwächeren Geschlecht ärger mit, wie frühere ähnliche, in denen ein Dutzend Frauen einmal aus Uebermut Humanistinnen wurden, Kupfer stachen und porträtierten!

Also demgegenüber das Bauerntum mit seiner Schätzung der Frau: Die Idee des Brautkaufs lebt noch in seiner Mitte,

daß, wenn der Freier kommt, er eigentlich einen Preis für die Tochter geben müßte, daß er eigentlich die Magd bezahlen müßte, die in Zukunft für sie gehalten werden muß. Jedenfalls aber, das Haus, das sie aufnimmt, das auf sie wartet, ist, wie das alte, auf dem sie bisher war, auf alle ihre Fähigkeiten wie zugeschnitten. Nichts davon fällt auf die Erde, alles wird verwandt! Ein solides Stück Arbeit wartet ihrer von neuem. Wird es einmal zu viel damit, stirbt einmal eine daran, so ist es auch gut so: Es war nicht böse gemeint! Es ist auf Schritt und Tritt so recht das Gegenstück zu der altgewordenen Kultur, die sich mit der Pflicht des Damentoastes von ihren eigentlichen Pflichten gegen das Weib loskauft. Man denkt an Christi Wort vom Mückenseigen und Kameeleverschlucken! —

22. „Met'n Oge un met'n Geweten möt'n nin Spellwark hebben."

(Das Gewissen.)

Es braucht nichts darüber gesagt zu werden, daß — immer richtige, rein aufgewachsene, vom eigentlichen Geist des Alters unberührt gebliebene Jugend vorausgesetzt! — diese für das Gewissen, seine Entwickelung und seine Wirksamkeit, ein unstreitig günstigerer Boden ist, wie das Alter. Bei wirklicher Jugend herrscht alles Gewissen mit einer ganz anderen Absolutheit, Unfraglichkeit und Undiskutierbarkeit, wie bei allem Alter, das im Leben zu viele Wenns und Abers, zu viele Gesichtspunkte kennen gelernt hat, von denen aus sich eine Sache auch ansehen läßt.

Und entsprechend auch dieses wieder bei der Kultur und beim Bauerntum. Man wird über unsere ganze eigentliche Hochkultur kaum eine große Uebertreibung aussprechen, wenn man von ihr behauptet, daß sie mit eigentlichem Gewissen nur in sehr beschränktem Maße arbeitet. Sie arbeitet mit Motiven, unter denen auch solche sind, die durchaus ihren relativen Wert haben. Konkurrenz und Ehrgeiz, die Stimme des Publikums und die Stimme der Presse sind Faktoren, die eine Unmenge von ‚Holz, Heu, Stoppeln' in sich tragen, aber durchaus auch ein gewisses Quantum

‚Gold, Silber, Edelsteine'. Jedenfalls aber, dieselben haben mit dem Gewissen, mit dieser ‚Stimme Gottes im Menschen' nichts gemein. Um dieses willen, weil das es vorschreibt und wie dieses es vorschreibt — man wird unserer Kultur kein Unrecht damit zufügen! — tut sie wenig oder nichts. Sie nennt eine Menge ihrer Leistungen nach demselben ‚gewissenhaft', bei genauer Prüfung aber sind es die obigen Motive, die sie zu einer besonderen Anspannung der Kräfte getrieben haben. Das Gewissen ist der Kultur eine schöne archaistische Dekoration geworden, die sie ziemlich oft hervorholt, auf die sie ungern verzichten würde, aber an die sie nicht mehr glaubt. Wie der moderne Künstler seinen Amor schafft oder der moderne Dichter seine Feenmärchen, aber der eine wie der andere glaubt nicht mehr an sein Werk.

Also anders liegen die Dinge beim Bauerntum, bei dem auf Schritt und Tritt bis zur Stunde das Gewissen eine wesentlich stärkere Rolle spielt! Wir stehen da bei ihm wieder auf durchaus mittelalterlichem Boden. Wie manches mittelalterliche Wort wird uns überliefert von der Art des bekannten letzten Wortes Rudolfs von Schwaben nach der Schlacht an der Elster, als er von Heinrich IV. niedergeworfen und ihm im Kampfe die rechte Hand abgeschlagen war: „Das war die Hand, mit der ich meinem Kaiser einst Treue geschworen!" Man hat den Eindruck, kein moderner Fürst oder General in entsprechender Lage würde so sterben! Etwa Friedrich der Große, wenn er in seinen drei Kriegen, statt anders, zum Schluß so geendet hätte, würde mit solchen Worten aus der Welt gegangen sein: Das sei die Hand gewesen, mit der er seiner Kaiserin einst Treue geschworen! Oder wie viele Geschichten werden uns in den Erbauungsbüchern, besonders in der lutherischen asketischen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts erzählt, die alle wahrscheinlich aus noch früherer Zeit herstammen und alle das Gewissen in seiner Hoheit und Absolutheit behandeln. Die bekannte Geschichte von dem Bauer im Dreißigjährigen oder Siebenjährigen Kriege, bei dem ein feindlicher Rittmeister um Grünfutter für seine Schwadron anpocht! Der Bauer führt ihn an einem ersten Felde vorbei, bei dem er nicht anhält, zu einem zweiten hin, bei dem er anhält. Gefragt aber, weshalb er das getan, gibt er zur Antwort, das erste sei nicht sein, sondern eines anderen Feld, das gewiesene aber sei seins gewesen! Oder die merkwürdige Geschichte von jenem spanischen Richter. Im Herbergraum eines Gasthauses erlischt

auf einen Augenblick das Licht; und als es wieder angezündet ist, ist einer der Gäste erstochen und der Mörder unter den anderen nicht aufzufinden. Sie werden sämtlich vor den Richter geführt, der auch nichts ermitteln kann. Er bricht die Untersuchung mit den Worten ab: „Wo das Recht nicht sprechen kann, soll euer Gewissen sprechen! Knüpft alle euer Wams auf über dem Herzen!" Er tritt zu Jedem heran, sieht ihm in die Augen, legt das Ohr ihm aufs Herz und findet mit Sicherheit den Mörder heraus, der nun seinerseits auch mit seiner Strafe völlig einverstanden ist: „Ich bin's gewesen, nehmt mich hin und tut mir, was ich verdient habe!" Wir brauchen keine weiteren Beispiele anzuführen. Caspari, ‚Geistliches und Weltliches', der um ihrer richtigen Weltanschauung und ihres erbaulichen Wertes willen eine Menge solch alter Geschichten zu einer dankenswerten Sammlung zusammengestellt hat, steckt voll auch gerade von solchen über die mittelalterliche Schätzung des Gewissens. Und gerade auch jener wichtige Schlußzug in obiger Geschichte findet sich immer von neuem, daß, wo das Gewissen dem Menschen seine Strafe diktiert, er mit dieser Vorschrift völlig und freiwillig einverstanden ist. Er appelliert nicht von seinem Gewissen an allerlei möglicherweise anders entscheidende menschliche Instanzen, sondern sieht im Gewissen eben schon die höchste Instanz, die über allen Menschen steht und fügt sich ihm mit einer ganz anderen Leichtigkeit, als es dem modernen Menschen der Kultur möglich wäre.

Es ist eine höchst eigentümliche und sicher gar nicht genug zu beachtende Besonderheit alles Bauerntums selbst bis heute noch, daß es eine ebenso große Wirksamkeit des Gewissens bis heute in seiner Mitte trägt und pflegt.

Wir dürfen nicht, um darauf an dieser Stelle nochmal hinzuweisen, uns an die scheinbar auf der Hand liegenden Einwände halten: Das Bild des schlauen Bauern, der den Städter mit schlechten Waren überlistet oder dergleichen! und damit die eben ausgesprochene Behauptung für widerlegt halten. Wir wiederholen, auf Gebieten, welche eine betreffende Menschenklasse einmal für vogelfrei erklärt hat, darf man kein Gewissen suchen. Nur auf diejenigen Gebiete kommt es, wie bei jeder Menschenklasse, wie bei jedem Stand, Alter und Geschlecht, so auch hier an, welche überhaupt als Lebensgebiete anerkannt sind! Ob auf diesen das Hineinreden des Gewissens gestattet und herbeigeführt wird oder nicht!

Unter Festhaltung dieser Grenzen geschieht das dann bis heute in deutlicher Weise bei allem Bauerntum.

Anzengruber in einer kleinen Erzählung, ‚Die Herzfalte‘, stellt einen Bauer dar, dem allerlei Schweres widerfährt. Sein einziger Sohn, der Hoferbe, wird ihm eines Tages beim Raufen erstochen. Die einzige Tochter wird den Hof erben und der Vater ist für sein Alter auf das Wohlwollen eines halbverkommenen wüsten Schwiegersohnes angewiesen. Ein Fortgehen, wie gewöhnlich in solchen Fällen, gibt es nicht. Der Alte ist sich seines Schicksales bewußt! Sofort aber tut sich bei ihm da eine solche Herzfalte auf, in der eine alte Schuld aufgezeichnet liegt, für die er sich das jetzige Unglück als Strafe anrechnet. Und er ist mit der Rechnung einverstanden! Man vergegenwärtige sich, um den Fall klarzustellen, wie der Mensch der Kultur in entsprechender Lage mit seinen Gedanken sich abfinden würde. Kaum so! Er würde geneigt sein, bei allerlei unglückseligen Verwickelungen sich aufzuhalten, die gerade ihn beträfen, bei der Jugend, die immer herzloser gegen das Alter würde u. dgl. Er würde aber kaum die Sache so rein, so einseitig moralisch behandeln wie jener Bauer. Damit aber, wenigstens solange es wahr ist, daß der Mensch auf Gott hin und auf die Begriffe gut und böse hin geschaffen ist, muß man gestehen, kaum richtiger.

Oder wir schreiben aus irgend einem oberbayrischen Landblättchen irgendwo etwas unter dem Strich heraus! Ein Haussohn hat vor Jahren eine wohlhabende Selcherstochter heiraten wollen, die aber samt ihren Eltern den Freier hochmütig abwies. Später kommt der Reichtum der Leute sehr zu Fall, daß die Tochter zuletzt sich dazu verstehen muß, auf dem Markte des Fleckens mit Feilhalten von Grünzeug etwas zu verdienen, und ihr einstiger Liebhaber, der indes selbst zu Häuslichkeit, Wohlhabenheit und Alter gekommen ist, sie da oft zu sehen bekommt und davon erzählt. „Es mag ihr oft recht weh ums Herz sein, wenn s' ihre magern Händ' am Kohlenkübel wärmt und vor ihre Aug'n dö Kohl'n glüh'n und leucht'n und schön stad zu Asch'n verglimmen; sie is ja a so a Kohl'n, dö hell glüht und manchen verbrennt hat, der sich wärmen wollt' an ihr — jetzt wird sie alt und gebrechlich und zittert vor Schwäch'n, nur ihre Aug'n leuchten no' hie und da auf . . . I bin selber ja a schon a alti Kohl'n, wia lang werd's no dauern, bis i zu Asch'n zerfall' . . . Aber i glaub', daß sie's oft bereut hat, daß s' gar schroff gegen

mi' war, 's is ihr schlecht g'nua ganga. So oft i an ihrem Standl vorbeigeh', biet' s' ma ihre Waar' an, was sie sunst bei niemand thut, g'rad' als wann s' sich selber a Buß' ausleg'n wollt; a mol, wie i ihr a Büscherl Monatradi abkauft hab', hat s' mi ganz demütig g'fragt, ob i ihr ihren früher Stolz scho ganz verzieh'n hätt . . .[1])". Die Stelle würde sicher in einem von unseren Romanen anders lauten. Würde in unseren Verhältnissen einem weiblichen Wesen daran liegen, die Verzeihung eines früheren Liebhabers zu erlangen, sobald die Aussicht abgeschnitten wäre, diesen selbst noch zu erlangen?! —

Man erlebt ein solches Hineinreden des Gewissens bis in Kleinigkeiten hinein! Ein Bauernsohn will irgend eine Tochter heiraten, aber der Tochter Mutter will nicht. Die zwei Höfe liegen etwas weit auseinander, man kann sich gegenseitig nicht übereinander klar werden, dritte reden bald dies, bald das, und die Alte will ihre Tochter nicht auf so unsichere Brücken treten lassen! Der Sohn aber wünscht nun in keiner Weise die Angelegenheit zu beschleunigen, sondern wünscht zu warten, bis die Mutter aus sich selbst heraus sich von allem überzeugt hat. „Wenn de Ole nich will, dann will ek de Deern doch nich hebben!"

Es ist eine Schätzung des Gewissens, die sich zu klassischer Wucht und Höhe steigert, zu der keine Kultur Gegenbilder erzeugt, wie bekannt, in der Welt der Sage. „Aus einem reichen bayrischen Bauernhause hat der Sohn eine arme Magd verführt und ihr die Ehe versprochen. Die Mutter läßt aber keine Ruhe, bis sie ihm die Heirat ausgeredet, denn sie will kein Bettelmädchen als Schwiegerin. Der Sohn muß nun des gebrochenen Eheversprechens wegen vor Gericht, die Alte droht ihm mit Enterbung. ‚So lieb dir Grund und Boden ist, geh und schwöre!‘ Der Sohn geht und schwört das Eheversprechen ab. Die Verlassene ertränkt sich. Der Meineidige siecht ebenfalls hin und stirbt, hat aber selbst auf dem Sterbebett dem Priester seine Sünde nicht gebeichtet. Als er nun gestorben, sehen die Leute vom Hofe ihn am dritten Tage nach dem Begräbnis kohlschwarz am Zauntor stehen. Mit schauerlicher Stimme begehrte er, daß Bretter bis zur Haustür gelegt würden, damit er seinen Boden nicht berühren müßte, und trotzdem schrie er, während er über die Bretter schritt: ‚Au weh, wie brennt der Grund und Boden, um den ich mich

[1]) ‚Tittmoninger Anzeiger‘ vom 16. Oktober 1904.

verschworen hab'!' An der Haustür stand die Mutter, ganz auseinander vor Schreck; da hat er sie angerührt und ihr seinen Fluch gegeben, zugleich verkündigt, sie werde bei ihm sein in der ewigen Pein. Dann verschwand er, und die Alte war seitdem nicht mehr recht im Kopf, bis sie ihrem Sohn nachfolgte. Seit sie nun auch tot ist, kann man des nachts manchmal einen schwarzen Hund und eine schwarze Katze miteinander raufen sehen an der Grenze des Ackerlandes, dem zu lieb ihnen jede Sünde recht war!" [1])

In allen Dingen ein Gegründetsein auf die Werturteile des Gewissens, welche die Einwände, die Erkenntnisurteile der Logik überhaupt nicht zu Worte kommen lassen! Das Gewissen ist die alte ‚Stimme Gottes im Menschen'! —

Es soll wieder nicht gesagt sein, daß in den genannten in Sprichwörtern sich widerspiegelnden Eigenschaften die gesamte bäuerliche Moral abgehandelt wäre. Sollte sie erschöpft werden, so möchte man durchaus auch anderer Seiten derselben und anderer Worte gedenken. „Elke Bur is'n Schelm", Schelm im mittelalterlichen Sinne als Hallunke oder dergleichen zu verstehen: Das eigene Bewußtsein des Bauern von seiner moralischen Relativität aller Außenwelt gegenüber! „Wat too heet un to swar is, möt'n liggen lan": Seine scharfe Weltkenntnis! Ein Gegenstück zu seiner richtigen Taxierung der Menschen: „De tor Rinne bakkt is, da ward nin Brod ut!" Weiter seine Zähigkeit: „Krup unner, krup unner, de Welt is di gram!" Wie manchmal ist er untergekrochen in Kriegsnöten, zur Zeit der Kelten in seine Erdwohnungen, zur Zeit der Franzosen in Heu und Stroh! Er versteckte und duckte sich, aber er hielt zäh aus, bis die Not vorüber war! Auch der Protzigkeit des Bauern müßte man gedenken: „Ek bin de Bur und de Annern sün man de Lütjen!" [2]) Vor allem aber auch seines starken Glaubens an das Gute in der Welt: „Da sün mer Aebärs, as Poggen", „Da sün mer Käten, as wille Hunne!" Und wahrscheinlich noch manches anderen mehr!

---

[1]) H. Raff, Geschichten aus Bayern. Zeitschrift des Vereins f. Volkskunde 1896, S. 440.

[2]) Vgl. H. Hansjakob, Erzbauern 1899. W. Schaer, Sachsentreue 1901.

23. Herbarts ‚Ideen‘.

Es ist nicht ohne Interesse, die Bauernmoral einmal in eins der philosophischen Systeme einzuordnen. Wir wollen das Herbartsche dazu wählen. Herbart weist darauf hin, wie das Wohlgefallen, welches die ‚reine Anschauung‘ empfindet, auf moralischem Gebiete ein fünffaches ist, wie fünf verschiedene Grundarten zu unterscheiden sind, in denen sich menschliche Willen zu Willensverhältnissen komplizieren können, über welche Willensverhältnisse dann der ‚rein anschauende‘ Mensch sein absolutes Wohlgefallen, wie er über ihre Gegenteile, über das Fehlen dieser Willensverhältnisse, über den Ersatz derselben durch andere sein absolutes Mißfallen empfindet.

Und Herbart weist weiter darauf hin, wie die „Ideen‘ wohl alle menschlich sind, wie sie aber nicht alle zu gleicher Zeit fertig sind, weil die ‚reine Anschauung‘, auf die alles ankommt, die allein das richtige Urteil auf diesem Gebiet fällt, nicht von Anfang an fertig ist, vielmehr eine ganze Anzahl günstiger Bedingungen zu ihrer Entwickelung fordert und voraussetzt. Die Ideen der Vollkommenheit und Vergeltung entstehen weit eher, wie die des Wohlwollens [1]).

Damit zu diesen selbst.

Die **Idee der Vollkommenheit** ist, wie allen jungen Völkern, wie früh bereits dem Kinde, so in deutlicher Weise auch vor anderen Volksklassen dem Bauer geläufig. Dieselbe betrifft die rein formale Beurteilung eines Willensverhältnisses. Bei der Komplikation zweier Willen, rein formal genommen, gefällt absolut der stärkere und mißfällt ebenso absolut der schwächere: Wie es im Gleichnis vom ‚Ungerechten Haushalter‘ heißt, der Herr lobte den Haushalter! In keiner Weise tat er das bezüglich der Qualität seines Willens, in jeder Weise aber in quantitativer Beziehung. Die Stärke, die Kraft, die Energie des Willens gefiel dem Herrn am Haushalter, und die gefallen jederzeit, selbst wo der Wille, qualitativ genommen, schlecht ist. „Das Auge“, dahin kommt es, „wird geblendet von der Stärke und wird stumpf

[1]) O. Flügel, Das Ich u. d. sittl. Ideen im Leben d. Völker, 2. Aufl. 1889, S. 61 ff.

gegen Unrecht, Unbilligkeit und Uebelwollen. Das Schwächere ist ihm nicht der Mühe wert, zu bemerken: Es unterliegt in der Tat und in der Meinung!" [1]) Eine solche Vorliebe für die rein formalen Tugenden der Stärke, Schlauheit, Schlagfertigkeit, für Kraftleistungen auf jedem Gebiete hat stets schon früh alle Jugend und damit alles Bauerntum gehabt. Man vergleiche alle Riesen- und Zwergesagen bei ihm: Die einen mit Vorliebe auf die Stärke, die anderen auf die Schlauheit hin herausgearbeitet und pointiert! Man denke an das, was sich gesammelt hat an Erzählungen aus der Franzosenzeit her, oder an die Sagen über ‚Lisenbergs Friedrich' und ähnliche Figuren, wir sprachen im Kapitel ‚Uebersinnlichkeit' davon. Es ist alles angelegt auf die Idee der Vollkommenheit hin. Man vergleiche die dichtende Volksseele von heute! Zu einem Bauerndoktor in der Haide kommt jemand mit ‚Magenwater'. Angeblich von zwei Kranken: Die Klugheit des Doktors sollte geprüft werden. Der untersucht beides und gibt dann zwei Mittel mit. Eine gewöhnliche Düte für den einen Fall und eine ungeheuer große für den zweiten: ‚Von der sollte der Kranke täglich dreimal so viel erhalten, wie ein Mensch vertragen kann!' Den Boten packt unterwegs die Neugierde über das seltsame Mittel, er öffnet das betreffende Paket und findet es gefüllt mit — Hafer!

Weiter die Idee der Billigkeit oder Vergeltung. Dieselbe besagt, daß es absolut wohlgefällig ist, wenn vergolten wird, Gleiches mit Gleichem, Gutes mit Gutem und Böses mit Bösem.

Auch sie entsteht früh im Menschengeschlecht. Auch sie entsteht in aller Jugend. Sie entsteht viel früher wie die Idee des Wohlwollens. Sie ist vielfach ein Ersatz für dieselbe und oft kein schlechter Ersatz, bis eben diese höhere Idee sich herausbildet. Sie tritt uns beim Bauerntum entgegen in mehrfachen, durchaus wieder ihm charakteristischen Eigentümlichkeiten.

Die unmittelbare, uns oft aufdringlich erscheinende Dankbarkeit des Bauerntums ist bekannt. Nichts hinzunehmen, ohne im Augenblick der Hinnahme an die Vergeltung zu denken, das ist bäuerisch. Wer will, ernstlich genommen, diesen Grundsatz tadeln?! Ihn darauf hinaus führen, daß man nicht von jemand sich abhängig fühlen will, das dürfte die Sache nicht treffen, dürfte dem jugendlich idealen Element, das hier liegt, nicht ge-

[1]) Herbart, Praktische Philosophie. Werke Bd. 8, S. 35.

nügend Rechnung tragen. Die Empfindung ist zum großen Teil entschieden mit die: „Guttat ist Guttat wert.“

Weiter eine zweite hierher gehörige Eigenschaft, durchaus ebenso der Jugend wie dem Bauer eigentümlich: Die Offenheit beider, ihre Abneigung gegen List, Betrug und Verschlagenheit, gegen Bosheit und Tücke. Das Bauerntum kennt eine uninteressierte Verschlossenheit nach dem Grundsatz, wie wir ausführten: Wat geit mek dat an?! Eine interessierte, um durch sie zu gewinnen, um mit ihrer Hilfe den Gegner zu schädigen, ist ein ganz Teil weniger seine Art. Daß er mit verblüffender Offenheit und Treffsicherheit je nachdem grob oder sachlich seine Meinung sagt, das ist Bauernart. Ins Gesicht hinein schweigen und dann mit dem Messer überfallen, ins Gesicht den Handkuß und hinterm Rücken Brandstiftung, das ist nie Bauernart, sowie nie die Art richtiger Jugend. Der ‚Zorn der freien Rede‘ und damit die Sache erledigt sein lassen ist Jugendart; das gefallene unpassende Wort nicht entgegnen, aber den unbedachten Redner darauf hin fallen lassen, nicht weiter verwenden, das ist Altersart. Das Bauerntum hat in dieser Beziehung eine stärkere Anlage für die Idee der Vergeltung. Es vergilt den offenen Schlag mit dem offenen Gegenschlage, aber auch die Waffenlosigkeit mit gleicher Waffenlosigkeit. Es überfällt niemand, es braucht vor ihm niemand auf der Hut zu sein. In der Weise ist es so offen, wie abends seine vorhanglosen Stuben, in die man beim Vorübergehen hineinsehen kann bis in den letzten Winkel.

Endlich eine dritte bäuerliche Eigenschaft läßt sich ebenso hier einordnen: Des Bauerntums Zuverlässigkeit. Sie hängt eng mit dem Vorhergehenden zusammen. Es handelt sich abermals darum, dem Gegner ebenso entgegenzutreten, wie er uns, wie nicht vor seiner Uebermacht zurückzuscheuen, so nicht seine Schwächen auszunutzen. „Daß in Wäldern noch so groß ich mein Haupt kann kühnlich legen jedem Untertan in Schoß‘ gilt nicht bloß von dem Bauern im waldreichen Schwaben. Wie viele gekrönte und über Nacht gestürzte Häupter haben es erfahren! Sie flüchteten unter ihre Bauern und waren gerettet. Prince Charlie hatte bei Cullodonmoor den Thron der Stuarts verloren und flüchtete nach den Hebriden auf die einsamen Höfe. 30,000 Pfund waren auf seinen Kopf gesetzt, die königlichen Häscher waren ihm mehr wie einmal auf den Fersen, aber bäuerliche Zuverlässigkeit rettete ihn auf das französische Kriegsschiff

hin. Moderne Dichter haben aus dem Verhältnis des Prinzen zu Flora Macdonald, seiner Retterin, eine Liebesgeschichte machen wollen. Sie haben die schottische Bauernseele nicht verstanden. Es war Offenheit und Zuverlässigkeit einem Hilflosen gegenüber, die dessen Hilflosigkeit keine Lust hatte auszunutzen. Solche ebenso anspruchslose wie große Selbstverherrlichung durch die Tat, wie dort auf Skye, hat sich echtes Bauerntum öfters gesetzt. Es ist dieselbe Tatsache im Großen, wie die anderen im Kleinen, daß man in richtigen Bauerngegenden bis heute die noch so einsamen Haiden und noch so dichten Wälder zu jeder Tages- und Nachtzeit durchstreifen kann, ohne vor irgend etwas und irgend wem in Sorge sein zu brauchen. Es ist eine starke und echt jugendliche Anwendung der Idee der Vergeltung, dieser der Jugend auch so besonders adäquaten Idee.

Drittens gehört die Idee der inneren Freiheit auch zu denjenigen, welche fast in aller Jugend sich leichter einstellen wie in allem Alter. Ihre eigentümliche Art und Weise ergibt es. Die Idee der inneren Freiheit besteht darin, daß ein absolutes Wohlgefallen vorliegt an der Harmonie zwischen Aeußerem und Innerem, zwischen Wille und Einsicht beim Menschen. Worte und Werke sollen in Uebereinstimmung sein mit den Gedanken, Mund und Hände mit dem Herzen, Wollen und Handeln mit dem Gewissen. „Folgsam soll der Wille sein; unfolgsam könnte er sein; er schwebt gewöhnlich zwischen Folgsamkeit und Unfolgsamkeit: An ihm also haben wir das biegsame Element. Das andere Element aber ist gleichsam starr: Die richtige Einsicht kann sich nicht ändern [1])." Es ist klar, die beiden Elemente stimmen leichter überein, wenn sie beide einfach sind. Eine einfache Einsicht, aus wenigen Linien bestehend, ohne viele Wenns und Abers, ein einfacher Wille, auf Naturgemäßes gerichtet, von naturgemäßer Art, ohne alle jene Uebertreibungen und wilden Wucherungen, von denen wir sprachen: Das gibt am ersten einen Zusammenklang, eine Harmonie. Das alles aber findet sich am ersten in der wenig komplizierten Seele des Bauern. Man vergleiche ‚Naivität'!

Somit gehört hierher das weite Gebiet bäuerlicher Zufriedenheit [2])! Der Zufriedenheit mit seinem Lande! Er kommt nicht auf den Gedanken, daß anderswo der Boden tatsächlich besser sei.

[1]) Herbart, Praktische Philosophie. Werke Bd. 8, S. 34.
[2]) O. Flügel, Das Ich &c. S. 148.

Und wenn ihm das die Bekannten aus Amerika schreiben, so hat bei ihm das lange noch keine praktischen Folgen! Der Zufriedenheit mit seiner Beschäftigung! Es kommen ihm solche Gedanken nicht, daß er vielleicht sein Leben verfehlt habe, daß er etwas anderes hätte werden sollen! Und der Zufriedenheit mit sich selbst, die bis zu einer starken Selbstgerechtigkeit gehen kann, welch letztere aber auch wieder immer gemäßigt und gemildert, erträglich gemacht wird durch all die starken naturgemäßen Elemente, die auf Schritt und Tritt in ihr liegen! Der Bauer könnte sich verbessern. Leute, die die Kunst des Ackerbaues völlig wirklich beherrschen, die sie auf Deutschlands schlechtesten Böden beherrschen, in einem Klima beherrschen, das im Unterschied von allem Süden durch die Launenhaftigkeit seines Wetters fast alle Sicherheit in der Berechnung zu Schanden macht, solche Leute haben den Erweis gebracht, daß, wenn sie wollten, sie auch anderes leisten könnten. Aber sie wollen eben nicht. Die Unzufriedenheit als die Mutter alles Weiteren fehlt ihnen. Das Nomadenhafte, welches in alle Kultur einzieht, daß jede Beschäftigung, jeder Wohnort, jedes Jahr nur als Sprungbrett für etwas Folgendes angesehen wird, daß der Mensch sich nirgends beruhigt, nirgends eine Pfahlwurzel treibt, sich nirgends ernstlich ankauft: Das fehlt dem Bauer absolut. Ein breiter Zug gesättigter Existenz, der Charakter der Endgültigkeit geht durch sein ganzes Wesen; der Charakter der Geschlossenheit, der inneren Harmonie, eben der Zufriedenheit, wie die Idee sagt, der ‚inneren Freiheit‘. Einsicht und Wille stimmen überein. Was man ist, damit ist die Einsicht einverstanden.

Die einfachere Linienführung in beiden Teilen macht auch die ursächliche Wechselwirkung zwischen Einsicht und Wille einfacher.

Wir wissen, daß das in der offiziellen Geistesgeschichte der Menschheit auch lange so gewesen ist. Sokrates basierte zuerst die Ethik auf die Logik, das Tun des Guten auf das Erkennen desselben, und erachtete dasselbe damit für hinreichend fundamentiert. Und dabei ist das Abendland stehen geblieben bis etwa gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Des Erasmus Encomion moriae ist ja ein Spottitel. Es ist eigentlich gemeint der Tadel der Torheit. Aber es ist eben der Tadel der Torheit gemeint, nicht der der Schlechtigkeit. Die Torheit war die genügende Ursache der Schlechtigkeit. Also das dauerte etwa so bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Da wurde es nach und nach klar, daß

die Logik zu schwach geworden sei, den Willen weiterhin in Bewegung zu setzen. Man sagte, die Früheren hätten unrecht gehabt. Man war in Wahrheit nur selbst anders geworden. Die Logik war zu ideal und der Wille zu exzentrisch geworden. Da war das alte Verhältnis nicht mehr möglich, und man wurde auf das Gefühl aufmerksam, das sich von da ab in alle Disziplinen eindrängte, in die Philosophie, die Theologie und die Poesie. Es hieß in Zukunft, nicht das Erkennen, sondern allein das Fühlen sei im stande, auf den Willen des Menschen einzuwirken! Das ist die Art heutiger Kultur. Moderne Menschen bändigt keine Logik mehr. Alle heutige Philosophie ist darüber eins, daß nur das Gefühl den Willen in Bewegung versetzt! Wer in der Kultur etwas wirken will, muß im stande sein, die Leute für die Sache zu begeistern, das betreffende Gut nicht bloß darzustellen, sondern eben Begeisterung dafür zu erwecken. Man kann sagen, die Begeisterung prägt aller modernen Weise im Gegensatz zu aller früheren etwas Heilsarmeeartiges auf!

Anders also die Art des Bauerntums, bei dem ganz ersichtlich leichter das Erkennen sich in Tun umsetzt, ohne daß erst der Akzent des Gefühls hinzuzukommen braucht. Die Kultur arbeitet je länger je ausschließlicher mit Werturteilen, das Bauerntum kommt wie bisher, um seine Taten zu erzeugen, mit Erkenntnisurteilen aus! Der Bauer ist auf den Bremer Freimarkt gefahren. Aber er hat sich vorgenommen, denselben bloß anzusehen, nichts auf ihm auszugeben. Und er wird nichts zwischen den Buden ausgeben. Die Leute können mit ihren Scherzen und Reden längst dem Städter das Geld aus der Tasche gelockt haben; ihm kaum. Läßt er bei solcher Gelegenheit die Taler springen, so kann man annehmen, er war gleich mit dieser Absicht hingegangen und hatte sie gleich zu diesem Zwecke eingesteckt! Der Verführer hat unter allem Bauerntum eine besonders schwierige Arbeit, weil er weit weniger, wie unter anderen Verhältnissen, mit dem Gefühl, mit dem Moment rechnen kann. Kommt man ihm entgegen, so wird es sehr oft geschehen sein mit ganz bestimmt bewußten Absichten! Es ist dieselbe Sache, wie die bekannte Schwierigkeit, den Bauer je bei Beratungen zum Opfer des Augenblicks zu machen. Wir sprachen davon: So oft es der Pastor oder ein geistlicher oder weltlicher Kirchenvertreter auch versuchen, weil es Kulturart ist, es gelingt außerordentlich selten! Es ist dieselbe Sache, wie bei der Predigt! Es ist bekannt,

Bauernpredigt muß auf den Verstand einwirken. Auch hier das Gefühl anfassen wollen, mit eigener echter oder gemachter Begeisterung bei den Zuhörern Begeisterung wecken wollen, verfängt unter Bauerntum nicht. Es kann dem gewaltigen Redner leicht nur die einfache Gegenrede eintragen: „Warum spricht der Mann so erregt und so laut. Er kann ja auch alles ruhig sagen!" Ganz abgesehen davon, daß alles Bauerntum im Prediger viel mehr den Menschen taxiert, wie den Redner!

Aber es ist überall wieder dasselbe, derselbe straffe Zusammenhang zwischen Erkennen und Wollen, bei dem nicht die Gefahr vorliegt, daß er jeden Augenblick unterbrochen werden könnte oder unterbrochen würde durch irgend ein zwischeneinkommendes Gefühl. Wir gebrauchen in unseren Kreisen die bekannte Redensart, die Frau mit ihrem Gefühl treffe oft die Sache richtiger, wie der Mann mit allem Ueberlegen! Das Wort mag außer auf anderem darauf beruhen, daß das Ueberlegen des heutigen Mannes eben keinen Einfluß mehr hat auf sein Wollen. Nun nehme man aber Menschen, bei denen dieser Zusammenhang noch besteht!

Es ist klar, derselbe wird auch in all solchen Fällen durchaus gewahrt, wo die innere Geschlossenheit zur Beharrung, zur Hartnäckigkeit wird, ja, was wir so nennen, zum Eigensinn. Die Uebereinstimmung zwischen Innerem und Aeußerem und damit eben die ‚Innere Freiheit' wird hier eher doppelt aufrecht erhalten.

Herbarts vierte Idee ist die Idee des Rechts, das absolute Wohlgefallen des rein anschauenden Menschen daran, daß die einmal vorhandenen Rechtsanschauungen gewahrt bleiben. Das Recht ist eine so uralte Einrichtung in der Menschheit, daß der Sinn dafür mit eine Art Naturanlage in der menschlichen Seele geworden ist. O. Flügel in seinen genannten vortrefflichen Ausführungen legt an Beispielen aus der Ethnographie dar, wie genau solche durch die Sitte geheiligten Rechtsschranken bereits von den Naturvölkern beachtet werden. „Legt ein Eskimo einen Stein auf das vom Meer herangespülte herrenlose Gut, so gilt es als sein Eigentum, und niemand rührt es an. Stemmt der Indianer vor der Tür seiner Hütte einen Stab in die Erde, so gilt sie für jedermann als verschlossen. Mr. Elliot erzählt von einem armen Volke Südindiens, dessen Angehörige vielfach zur Bewachung der Felder benutzt werden, da sie im Rufe stehen, daß sie lieber verhungern, wie von den Feldern stehlen. Ebenso berichtet Kapitän Wiggins, daß, als sein Schiff in den Winter-

monaten von 1876 bis 1877 in der Kuwoika lag, dasselbe von Hunderten von Ostjaken besucht wurde, ohne daß etwas gestohlen wäre[1])."

Es sind Bilder, die, wenn der Lokalton geändert würde, auch aus dem Bauerntum, wo dasselbe noch ursprünglich ist, genommen sein könnten, dessen Rechtlichkeit in ähnlicher Weise bekannt wie groß ist. Häuser, die Nachts über nicht verschlossen werden, die überhaupt nicht verschlossen werden können, in denen man sich begnügt, abends eine Forke gegen die Tür zu lehnen, gibt es genug unter ihnen. Man kommt als Pastor auswärts vor ein Häuslingshaus, das nur eine Frau mit ihrem Sohne bewohnt hat, und der der Sohn gestorben ist. An der Tür stehen mit Kreide die Worte: „Ich bin nicht zu Hause, ich bin nach N." Und das Haus war mit einem weißen Baumwollbändchen zugebunden, weil es keine Vorrichtung zum Schließen hatte! Ja, es würde eine Ungerechtigkeit sein, wollte man bei Besprechung des Bauerntums und bei Besprechung dieses Kapitels im ganzen nicht einmal der Rechtlichkeit und Ehrlichkeit aller von ihm herstammenden Dienstboten gedenken, des städtischen Kindermädchens sowohl wie des Burschen beim Militär. Daß dieselben gegebenen Falles schmutzig und grob sein können, mag, wie von anderen Vertretern dieses Standes, so auch von ihnen gelten. Dem stehen aber bemerkenswert häufig gegenüber Rechtlichkeit und Ehrlichkeit. Geld kann umherliegen, Vorräte können dastehen, es braucht keine Sorge der Frau zu sein, Wertsachen, Briefe u. dgl. verschlossen zu halten: Weder Magd noch Knecht, noch Hausmädchen noch Waschfrau werden sich im allgemeinen daran vergreifen. Nicht daß selbstverständlich Diebstähle unter dem Bauerntum nicht vorkämen, die viel geringere Anzahl derselben aber etwa, der ganze Gesamtcharakter der Rechtlichkeit des Bauerntums läßt sich festhalten, die bessere Art aller bäuerlichen Dienstboten im Vergleich mit den bauernlosen Gegenden der Latifundie und des Handkusses. Man wird behaupten können, daß sich die Idee des Rechts in bedeutend stärkerer Linie durch alles Bauerntum hindurchzieht, wie durch solche Kreise und selbst viele Kreise der Kultur[2]).

---

[1]) O. Flügel, Das Ich rc. S. 106.

[2]) Vgl. in demselben Sinne E. H. Meyer, Badisches Volksleben 1900, S. 605.

Die Idee des Wohlwollens, Herbarts fünfte Idee, ist diejenige und ist wahrscheinlich die einzige, von der sich das nicht behaupten läßt. Deshalb, weil sie erst durchaus nach und nach entsteht. Sie entsteht zuletzt, sie bildet sich am spätesten heraus, weil der Begriff der Menschheit jenseits des heimischen Gaues immer erst nach und nach gelernt werden muß. „Wie das Kind auf dem Arme der Mutter anfängt zu weinen, wenn ihm ein unbekanntes Gesicht entgegentritt, obgleich es in seinem Leben noch niemals erfahren hat, daß ihm von solchem unbekannten Gesichte etwas Uebles widerfuhr[1])": So muß auch jede Menschenklasse erst die Grenze ihres Gesichtskreises überwinden, die große Gleichung überwinden, daß fremd gleich Feind sei. Dazu hat aber alles Bauerntum, dessen Abgeschlossenheit seine Eigentümlichkeit und sein Palladium ist, eben infolge davon keine genügende Gelegenheit. Das Haus, im besten Falle die Bauernschaft, sind seine Gebiete, Gleichgültigkeit, Verschlossenheit und Trotz, wie wir davon sprachen, sind die Folgen davon nach außen hin. Wenn man es so formulieren will: Sein Wohlwollen kennt nur erst jene engen Grenzen; diejenigen weiten, für die dasselbe in seiner Entwickelung bestimmt ist, den Menschen allgemein als seinen Gegenstand kennt es noch nicht. Gutmütigkeit, Rechtlichkeit und Nachbarsinn sind Bauernart, Wohlwollen ist Kulturart. Das eine pflegt das andere auszuschließen, weil jedes auf einer ganz anderen Weltanschauung beruht.

24. Die Schlierseer.

Es ist in vieler Weise ebenso interessant, wie Anzengruber selbst, seine oberbayrischen Darsteller zu betrachten.

Es ist bekannt, ein jeder Dramatiker, ob nun vom Range eines Anzengruber oder nicht, steht in tausend Dingen unter einem Druck von seiten des Publikums, der durchaus nicht immer ein fördernder und beflügelnder ist, von dem aber gewöhnlich für den Dichter nicht mehr und nicht weniger wie Leben und Sterben abhängt. Doppelt aber gilt das von einem Dichter, der es unter-

[1]) Spencer, Sociologie, deutsch von Vetter 1877, II 389; Flügel, Das Ich 2c. S. 90.

nimmt, ein dem zünftigen Theaterpublikum schließlich so fernliegendes Gebiet auf die Bretter zu bringen, wie die Welt des Bauern. Ein Publikum, das kaum in Wirklichkeit nennenswert mit dem Bauer zusammentrifft, wie oft bloß wegefragenderweise auf einem der wenigen Touristenwege, die durch Deutschlands Bauerngegenden hindurchführen, würde solche ungemilderte Natur, im besseren Falle bald unschmackhaft finden, im schlimmeren rundweg von vornherein abweisen. Und kurz, dieselbe würde nie die eine Grundbedingung erfüllen, welche an jedes Bühnenstück gestellt werden muß: Die, daß es wenigstens seine Kosten deckt! Und selbst der größte Bauerndramatiker, um das zu vermeiden, muß sich zu jenem fatalen Ab- und Zutun, zu jenem Uebermalen entschließen, das so mancher Figur die Lebenswahrheit nimmt, um ihre Bühnenexistenz zu ermöglichen: Es beginnt das Zustutzen der Handlung um des nötigen Aktschlusses willen und das Zustutzen des Menschen um der Zuschauer willen!

Denn daß ein ‚Wurzelsepp', der seit zwanzig Jahren sich mit der Kirche verzankt hat, vom Unglück einmal weich gemacht wird und von seinem jungen tüchtigen Pfarrer eine moderne Rede über Glauben und Nächstenliebe gehalten bekommt, und sich dann vielleicht wieder krumm herum mißtrauisch in die Kirche hineinschleicht, das will man glauben. Daß er aber vor seinem Pfarrer niederstürzt, wie Posa vor Philipp: „Pfarrer, mach mit mir, was du willst!" — das gibt einen ergreifenden Aktschluß, aber derartig sich plötzlich umwälzen, das tut ein echter Wurzelsepp nicht!

Oder die Vroni und ihre Mutter haben den Hof verloren durch und an den Meineidbauer und seinen Sohn. Und nun wird die hochherzige und edelmütige Szene zwischen den beiden jungen Leuten eingeflochten, daß die Vroni aus Hingebung an den Franz das alles aufklärende und alles wieder ändernde Aktenstück, welches in ihre Hand gekommen ist — verbrennt! Man sagt sich, es ist so recht eine empfindsame und saftige Liebesgeschichte für das Parkett und die Ränge, an die man wie in Lektüre so im Theater sich übermäßig gewöhnt hat. Aber es ist keine Natur, wenigstens kein korrektes Bauerntum. Die Vroni ihr Recht, eine reiche Erbtochter zu sein, aufgeben? Um eines Burschen willen, der im letzten Grunde nichts ist und nichts hat? Sie würde wahrscheinlich nie den Sohn des Meineidbauern angenommen, sondern ihn einfach als unebenbürtig abgewiesen haben. Sie würde zum mindesten vor allem weiteren erst die

Feststellung ihres Rechts verlangen! Man denke sich doch einmal prosaisch den weiteren Fall, von dem jungen Paare stürbe der Franz vorzeitig weg. Was wäre dann? Dann wäre der Sohn der Herr auf dem Hofe und nicht die Mutter. Wollte die Mutter sich etwa wieder verheiraten, sie könnte für sich und ihren Mann ein anderes Dach suchen. Es sind lauter Schwierigkeiten, die in der Welt des leicht beweglichen Geldes gar nicht eintreten oder sich bald beseitigen lassen. In der Welt des schwerbeweglichen Grund und Bodens aber sind die Dinge und die Menschen zäher und widerstandsreicher.

Also sehen wir einmal von Anzengruber ab. Es soll das kein Urteil über ihn sein!

Ein Teil seiner Bauerndramen, ‚Volksstücke', wie er sie nennt, hat nebst einer Anzahl ähnlicher Bühnenwerke das günstige Geschick erfahren, in Arbeit genommen zu sein, dargestellt zu werden durch Schauspielergesellschaften aus derselben Gegend, die ‚Schlierseer' oder ‚Tegernseer', wie sie sich nennen, Bauern, Hofbesitzer, einer unter ihnen ist ein Müller, im übrigen Autodidakten wie die Oberammergauer! Es wird durch solche Darstellung ein Doppeltes für die Wiedergabe erreicht. Einmal, die gesamten dichterischen Anweisungen, die bekannten kleingedruckten Zwischenbemerkungen des Dichters, werden in ihrer Eigenart besser verstanden und besser herausgebracht, wie vom Durchschnittsschauspieler von Beruf, der jener Gegend aber fremd ist. Zweitens aber, ebenso unscheinbar, wie wichtig: Alle die tausend und abertausend nicht zwischengedruckten Bemerkungen, jene ganze Welt von Imponderabilien und Nuancen, die sich zum großen Teil überhaupt gar nicht ausdrücken lassen, die aber dort, wie im ganzen Leben bei weitem das wichtigste sind: Der Ton in jedem Wort, die Art in jeder Bewegung, das Lokalkolorit in jeder Handlung, alles nach dem Prinzip: C'est le ton qui fait la musique! Dinge, die der Dichter aufs deutlichste ebenso von seinen Darstellern fordern muß: Die werden erst recht besser herauskommen. Denn dazu brauchen jene Darsteller sich im letzten Grunde nur vollständig so zu lassen, wie sie sind! Es ist klar, handelte es sich um Schillersche oder Goethesche Figuren aus einer ihnen fremden Welt: Jener erste Teil würde am Ende als bei Schauspielern, die auch ohne regelrechten Bildungsgang doch ihr Quantum gute Bretterfertigkeit besitzen, immer noch einigermaßen ausfallen! Jener zweite Teil aber, jene genannte ungeschriebene Welt, würde

16*

sicher versagen! Wie soll in solch intimer Beziehung ein derartiger Naturdarsteller sich in der Seele eines Wallenstein oder Faust zurechtfinden: Ebensowenig, wie genau genommen der aus ganz anderen Kreisen stammende offizielle Berufsschauspieler sich in einer korrekten Bauernseele! So aber bringen fast den echtesten und kräftigsten Prozentsatz oberbayrischen Bauerntums, mindestens ebensoviel, kann man sagen, wie der Dichter selbst, seine Darsteller in diese Abende hinein, deshalb, weil eine Menge von dem, was sie geben, ihre Natur ist, untrennbar von ihrer ganzen Person! Es ist, um ein anderes Beispiel zu bringen, wie wenn einer von unseren Schauspielern etwa vom Leutnant herkäme und sich dann darin spezialisierte, Offiziersrollen zu geben.

Also in einer solchen Verbindung von Natur und Kunst liegt die Stärke der Darstellung.

Was ist nun aber in ihr das Besondere, das wesentlich Eigentümliche, das, was fesselt, was unterscheidet?

Wir könnten von neuem eine ganze Anzahl der Ueberschriften unseres ersten Teiles wiederholen. Sie würden sich wiederfinden in jener ganzen Literatur, in der Einzelausführung bei jenen Darstellern. Am meisten aber, vielleicht, weil es einfach am meisten sich wiederholt, am stärksten, vielleicht, weil es von unserer Welt am stärksten sich unterscheidet, tritt einem entgegen, fesselt einen der Ausdruck der gehaltenen Kraft. Wie eine gleichmäßig untergelegte Grundfarbe, wie ein alles begleitender Grundton, wie ein Leitmotiv durchzieht er den ganzen Abend: Der Stempel des Maßes in allem Innen- und Außenleben. Gehen wir ihm etwas nach. Er schließt sich unserem Kapitel vom M a ß h a l t e n an.

Wieviel Maßhalten in der Liebe! Kein Kniefall, kein Umarmen, kein Schmachten, kein Werben, kein Augenaufschlag, kein Augenniederschlag, kein Taumeln, kein Stürzen, kein Lispeln, kein Schreien! All dieser ganze Liebeswust, mit dem einen über alle Wirklichkeit hinaus häufig genug die Bretter regalieren, und von dem man weiß, wie er überhaupt oft genug bloß zur ungesunden Erregung des Publikums eingeflickt wird: Der fehlt, der wird ersetzt durch Sachlichkeit. Es bedeutet für jeden gesund Fühlenden nicht mehr und nicht weniger, wie Ersatz von Stickluft durch gesunde Luft.

Oder wieviel Maßhalten im Haß! Die Vroni sagt dem Meineidbauer einfach, er sei ein Meineidbauer. Sie schleudert ihm das nicht entgegen. Es ist nicht jede Faser in ihr, die das

haßerfüllt oder verächtlich wiederholte. Ihr Mund verzerrt sich dabei nicht und ihre Augen rollen nicht. Ihre Blicke sind keine Dolche, die den Gegner hundertfach durchbohren möchten! Nein, sie sagt es ihm einfach, er sei ein Meineidbauer! Und kein Regisseur hat das für zu wenig gefunden.

Oder wieviel Maßhalten im Zorn. Der Meineidbauer, den Worten der Vroni gegenüber, fährt nicht auf die Sprecherin zu. Seine Faust sucht nicht ihre Gurgel. Kein Don Carlos kniet auf der Eboli und zückt sein Messer über sie. Er brüllt sie nicht in Grund und Boden. Er tut bloß eines: Er greift nach einem Stuhle und der Sohn fällt ihm in die Hand. Und man hat von dieser einen Gebärde den deutlichen Eindruck, daß sie nicht der oberbayrischen Wirklichkeit, sondern den landläufigen Brettergebräuchen entlehnt ist.

Und wieder nochmal, dem gegenüber, wieviel Maßhalten im Mut. Das Mädchen verficht weder ihre Rede mit einem stolzen wilden Mut, noch verharrt sie schweigend in einem edlen Stolze, der ihr so schön stünde. Daß sie sich nicht fürchtet, ist Naturprozeß, dazu sitzt in einem Bauernmädchen zu viel Mark und Eisen. Aber dieser Ruhe gibt sie den ruhigsten Ausdruck, der ihr nur gegeben werden kann, indem sie so einfach, wie es eben geht, nur bei ihrer Aussage bleibt und dem Meineidbauer seinen Meineidbauern wiederholt.

Es ließe sich so noch weit fortfahren. Immer dieselbe Ruhe! Wie ruhig das Jauchzen, wie sachlich das Raufen und Schuhplatteln, wie matt die schalkhaften Töne! Man könnte versucht sein, alles in den Gesamtvorwurf zusammenzufassen: Wie gering die Ausdrucksfähigkeit!

Um noch ein ganzes Kapitel unter einer besonderen Ueberschrift zu nennen: Das ganze Gebiet der Körperbewegungen, das gesamte große Gebiet des Mienenspiels! Wie eng ist es bei diesen Darstellern! Sonst ist der Schauspieler stolz darauf, etwa eine Menge von Gesichtsmuskeln, von Muskelkombinationen zu kennen und handhaben zu können, die dem Laien völlig fremd sind, von denen der Laie kaum weiß, daß er sie überhaupt besitzt. Hier fehlt dieser Reichtum! Wie viele Körperbewegungen sind nur angedeutet, sind nach unseren landläufigen Begriffen nur halb ausgeführt! Wie ehern sind die Gesichter! Durchaus nur mit einem Prozentsatz aller Körperbewegungen, einem Prozentsatz des gesamten Mienenspiels wird gearbeitet. Bei weitem der größere Teil

bleibt ungenutzt. Wie manchmal ein absolutes Stillsitzen der Leute, daß ihr Umriß sich nicht um einen Centimeter auf dem Hintergrunde bewegt.

Es ist ein Maßhalten, das sich ausdehnt weit über den Rahmen der Bühne hinaus. Oder vielmehr, um den Zusammenhang nicht zu verschieben, das auf der Bühne sich findet, weil es in erster Linie auch außerhalb derselben vorhanden ist. Man vergleiche die dreißig Mitglieder der Gesellschaft im Zusammensein untereinander, man achte beim Gespräch auf, das man mit ihnen führt. Nichts von der so vielfach verschiedenen, aber immer gleich dezidiert ausgeprägten Eigenart unserer Künstler. Nichts Gefühlvolles, nichts Romantisches, nichts besonders Bewegtes, nichts Reizbares bei ihnen, kein Superlativ in ihrer Unterhaltung wie in ihren Bewegungen. Die Leute sind untereinander bemerkenswert gleichartiger, wie dreißig entsprechende Herren und Damen aus unseren Kreisen. Aber es ist dieselbe Ruhe, dasselbe Maßhalten, dasselbe Nichts zu sagen haben wollen, wie auf der Bühne, so außerhalb derselben. Drei Zitherspieler sitzen allabendlich vor der Rampe; Bilder ursprünglicher Menschheit! Ohne verbindliches Lächeln beim Abgang; mit einem Hutabnehmen als Dank, einfach und natürlich, wie nur ein natürlicher Mensch den Hut abnimmt.

Man betrachte einmal speziell noch die dreißig Gesichter, wie sie in der Theaterbuchhandlung zusammengestellt sind. Man sieht deutlich wieder dasselbe, hinter diesen Zügen ruht jedes Gefühl nur in seiner einfachen natürlichen Größe. Es sind schwerflüssige Züge, die nicht jedes neue Gefühl gleich verändert: Sie sind alles andere wie ein empfindlicher Indikator, der auf die leisesten Seelenregungen reagiert. Man sieht deutlich vor Augen, wie sie dem städtischen Photographen, dem sie vorgelegt wurden, auch nicht genügten. Man hört ihn zureden, ob der Ausdruck nicht etwas schärfer genommen, die Leidenschaft nicht etwas kräftiger ausgeprägt werden möchte! Bis hier und da einer der Natursöhne darauf eingeht! Und das Bild damit verdirbt! Die Augen rollen noch lange nicht so stark, die Stirne zieht sich noch lange nicht so fest zusammen, wie beim zünftigen Kollegen. Aber das Wenige ist hier weit mehr unangebracht, wie dort das Mehr. Und kurz, man bemerkt deutlich den Kulturzusatz, der das Bild verdirbt. Es sind aufs deutlichste ruhige Gesichter, an denen man nichts Aergeres tun kann, wie diese Ruhe zerstören. Ruhige und beruhigende Gesichter: Falls der Beschauer seinerseits nicht wieder

bereits derartig überreizt ist, derartig mit allerlei Uebermaß sich selbst verdorben hat, daß er hier wie überall das Einfache für langweilig, für unschmackhaft erklärt.

Es ist überall dasselbe Schema: Mehr Sachlichkeit wie Leidenschaft! Das Schema der gehaltenen Kraft. Das Schema der Kraft, die nie bis an ihre Grenze geht, gar über sie hinaus! Wie der Franzose sich ausdrückt: Ne te perds jamais toi-même! Nein, diese Leute verlieren sich nie selbst. Man wartet immer darauf, daß auf der Bühne etwas passiert, weil man über die Maßen daran aus dem eigenen Theaterbesuch gewöhnt ist. Aber man wartet umsonst. Es passiert nichts! All jenes eigentümliche Exzedieren, von dem wir oben sprachen, all jene so charakteristische, ungesunde Wucherung, in die jede natürliche Empfindung in der Hand der Kultur so leicht verfällt, die sich in einer ungesunden Wucherung der Empfindung selbst und dann doppelt in einer ungesunden Wucherung ihrer Ausdrucksform zeigt, das alles fehlt. Alle diese Uebertreibungen, auf die unser gewohntes Theater über Gebühr alles zuspitzt, auf die unser gewohntes Publikum Abend für Abend über Gebühr Wert legt, die fehlen. Es wäre nicht ausgeschlossen, sondern fast wahrscheinlich, daß, weil sie fehlen, auf die Dauer Darstellungen, wie die der Schlierseer, langweilen würden. Man würde die vielen Gewürze vermissen, an die man sich zu sehr gewöhnt hat.

Ueberall dasselbe Maßhalten! Natürlich nicht irgendwie etwa Befangenheit, wie wenn da Anfänger noch nicht aus sich herausgehen möchten! Die Leute sind selbstredend völlig sicher in ihren Darbietungen. Nein, es ist Maßhalten, jenes eigentümliche Ueberwiegen des Inhalts über die Form. Dasselbe Maßhalten, wie wenn eine Deern in Holstein auf einer Hochzeit ein Gedicht an die jungen Leute aufsagt, die endlose Poesie mit absoluter Sicherheit von ihren Lippen rollend, kein Gedanke an ein Zittern oder Schwanken, an jemand, der da einhelfen müßte: Aber keine Hand, kein Zug im Gesichte begleitet die Rede; der Kopf der Rednerin ist wieder wie festgenagelt auf dem Hintergrunde! Uebrigens ein charakteristisches Beispiel dafür, wie merkwürdig ähnlich Bauerntum im Norden und Süden ist, deswegen, weil seine Eigenart weit weniger, wie vom Klima, von anderen Faktoren bestimmt wird!

Ueberall dasselbe Maßhalten! Oder natürlich, wenn man es ganz genau bestimmen will, auch hier wieder kein eigentliches

Maßhalten, kein Zusammenhalten von tausend exzentrischen Eventualitäten, sondern wieder jenes angeborene natürliche Maß, das derartige tausend Eventualitäten überhaupt nicht kennt. In der Tiefe des ganzen Menschen bleiben Mengen ungemünzten Metalles liegen, wo die Kultur sich gewöhnt hat, ihren gesamten Besitz an Empfindung stets als Scheidemünze in der Hand zu führen.

Durch derartige Zurückhaltung bekommt der Mensch etwas eigentümlich Anziehendes, etwas Tiefes, Geheimnisvolles. Es ist so: Vor so mancher traditionellen Bühnenfigur, die das Messer zum Stoß oder die Pistole zum Schuß erhebt, hat man keine Angst, denn man weiß, damit ist so oft nicht bloß der letzte Trumpf, sondern die letzte Karte verspielt. Bei diesen Schlierseern hat man die Empfindung, daß sie nie und in nichts jene letzte Karte verspielen: Dieselbe ist überhaupt, wenn man so sagen soll, gar nicht verspielbar! Daß aber dem so ist, daß der Fall und der Mensch uns in seinem letzten Gehalt undurchsichtig bleibt, uns und ihnen selbst, das ist nicht Kulturart, und am wenigsten gewohnte Bretterart: Das aber ist echte Bauernart! Wir sind leicht und schnell dazu fertig, all dergleichen als Gefühllosigkeit, Schwerfälligkeit, Mangel an Empfindung oder an Ausdrucksfähigkeit zu bezeichnen. Es dürfte richtiger sein, in dieser Erscheinung mehr dasjenige gemäßigte Lebenstempo, diejenige starke Ruhe, diejenige gewisse Empfindungshärte zu sehen, die aller wirklichen Gesundheit eigen ist! Dem Gastspiel der Schlierseer ging an der betreffenden Bühne unmittelbar voraus dasjenige einer Pariser Gesellschaft. Die Zuschauer empfanden das eine doch aufs deutlichste, eine wieviel größere Gesundheit auf den ersteren ruhte: Zum großen Teil um der starken latenten Kraft willen in ihnen.

D. Vergleiche.

25. Bauerntum und Mittelalter.

Der Vergleich macht alle Dinge klar!

Wir haben bereits öfter auf das Mittelalter hingewiesen. Ziehen wir den Vergleich einmal etwas mehr in durchgehender Linie. Der Bauer als jugendliche Volksschicht und das Mittelalter als Jugendzeit einer ganzen Völkerentwickelung! Der Bauer nicht eigentlich als Rest aus dem Mittelalter, aber der Bauer, als auf der Entwickelungsstufe stehend, auf der man vielfach seinerzeit im Mittelalter stand!

Zum Kapitel Gesundheit! Die Aehnlichkeiten sind naheliegend.

Der seine Lust am Raufen findende Bauer, selbst wenn's um Blut und Tod dabei geht, der Bauer, der auf der Hochzeit ein Glas Wasser vom Tische zu sich nimmt und das Glas verstimmt zurücksetzt, weil es kein ‚Klarer' war, oder die Deern, die dem Bullen den Melkschemel vor den Kopf schlägt — „schall ek oder schast du": Man wird behaupten dürfen, das sind in ihrer Weise auch mittelalterliche Bilder und mittelalterliche Menschen. Solch überströmende Gesundheit, solch brutale Jugendkraft und Lebenshärte trägt alles Mittelalter und trägt nie Neuzeit an sich. Alles Mittelalter ist kolossal, es braucht kaum näheres darüber gesagt zu werden. Kolossal in seinen Ereignissen. Man nehme all die Züge, die Kreuzzüge, Römerzüge, die unablässigen Züge Englands nach Frankreich: Lauter Ideen, die sich doch immer gleich durch Jahrhunderte hinziehen. Daß man bis 1558 Calais besaß, war doch nur die Erinnerung daran, daß man vor hundert Jahren auch Paris besessen! Oder der Islam, diese kolossalste Bewegung nächst dem Christentum, der nicht weniger als ein Jahrtausend die Christenheit in Angst und Zagen hielt! Die Türkennot ge-

hörte doch mit zum täglichen Brot, mit dem man aufstand und sich schlafen legte. Als die letzten türkisch-griechischen Verwickelungen bis in die Kreisblätter drangen, konnte man in abgelegenen Bauernschaften noch allerhand Erinnerungen an damals zu hören bekommen. Es war doch wüst und unter allen Völkern beispiellos, mit welch ungebändigter Naturkraft er in die Geschichte hineinstampfte! Oder neben den kolossalen Ereignissen die kolossalen Menschen des Mittelalters! Lauter shakespearische Gestalten: Weil eben Shakespeare selbst noch so viel Mittelalter in sich hat! Wie viele Richard III.! Die beiden Riesen Barbarossa und Heinrich der Löwe! Die fünfundzwanzig Jahre ihrer Freundschaft, wo sie sich gegenseitig den Rücken deckten! Und dann ihre furchtbare Feindschaft! Was ist moderne Feindschaft gegen mittelalterliche! Weiter: Die wilden Kraftgestalten der italienischen Renaissance, Julius II., Aretin, Michelangelo! Und ihnen gegenüber Luther, der seine Kraft auch noch aus dem Mittelalter her hatte! Oder man denke an Dürers Melancholie, das Weib. Wieviel kraftvoller ist sie, wie Goethes Faust, der Mann! Oder man vergleiche einmal in Gedanken des Kolumbus und Andrees Unternehmen miteinander! Welches war größer? Man wird zugeben, grotesker war vielleicht Andree. Aber wenn man bedenkt, daß Kolumbus doch eigentlich jeder Vernunft zum Trotz, daß er doch damals der Bibel zum Trotz auf seine Reise ausging, dann war größer jedenfalls seine Ausfahrt! Und neben solchen wirklichen Gestalten ihre poetischen Abbilder in den mittelalterlichen Epen, die alle ebensowenig Umstände machen.

Eine Neigung zur Wildheit, zur Ausgelassenheit, zur überschäumenden Jugendkraft, nach den Maßstäben des Alters zum Uebermaß in allem, zieht sich ebenso durch alle mittelalterliche Alltäglichkeit! Das allgemeine sich Prügeln, sich Raufen, jedermanns Hand gegen jedermann, ist bekannt[1]. Keine Prozession wurde in der Stadt gehalten, so wird aus Frankfurt erzählt, ohne daß man vorher die Mehrzahl der Stadttore schloß, bei jedem eine Wache postierte und den Turmwächtern besondere Sorgfalt anbefahl, weil sämtliche umliegenden Feinde geneigt waren, gerade solche Stunden zu Ueberfällen zu benutzen![2] Oder etwa, was wir nennen, die

[1] Man vergleiche die bekannten Chroniken des Mittelalters. Helmold von Bosau, Albert von Stade &c.

[2] G. L. Kriegk, Deutsches Bürgertum im Mittelalter, mit besonderer Beziehung auf Frankfurt a. M. Frankfurt 1868, S. 368.

mittelalterlichen Roheiten in der Justiz! Die furchtbare Frucht der Folter, die, echt mittelalterlich wie die Ordalien, doch auf keinem anderen Boden aufwuchs, wie auf dem der Religion! Wahrlich, es gehörte jugendlicher Boden dazu und jugendliche Luft, darauf und darin solche Früchte zu zeitigen. Dazu die Mittel der Aengstigungen, die man der Vorsehung darbot, durch sie die Wahrheit ans Licht zu bringen! Dem Angeklagten wurde seine Hinrichtung angekündigt, er wurde gebunden auf die Brücke gebracht und wie zum Hinabwerfen hochgehoben, man ließ ihn wie vor seinem Tode beichten, so oder so die Wahrheit zu erhalten![1]) Und wie die Wirklichkeit, so die Volksbücher im Bilde. Ein Ritter, erzählt uns Wickram, hatte seiner Frau Ehebruch vorzuwerfen. Er ging hin und erschlug den betreffenden Ritter. Um aber seine Frau zu strafen und zugleich zu bessern, ließ er dessen Kopf einbalsamieren und zu jeder Mittagstafel mit auftragen und während eines Gerichtes vor die Schuldige setzen[2]).

Oder das jugendlich Kraftvolle in sämtlichen Lebensbegierden wie beim Bauern im Kleinen, so beim Mittelalter im Großen! Das Essen und Trinken! Auch das Mittelalter hatte eine ersichtliche Freude am Essen. Was nahm der Frankfurter Rat alles zum Anlaß, ein Mahl daraus zu gestalten. Ein Hirsch verlief sich in den Main, ein anderer in den Stadtgraben: Man machte ein Hirschessen daraus. Die umliegenden Grundherren schenkten Hirsche, Rehe oder Eber, der Graf von Weilnau schenkte tausend Krebse, der Herr von Reifenberg einen großen Hecht, die Fastnachtshühner liefen einmal besonders gut ein: Alles wurde in ein Essen verwandelt! „Ein immer wiederkehrender Anlaß war die jährlich zweimal gehaltene sog. Kretzerei, d. h. die Erhebung der für Freveltaten zuerkannten Bußgelder. Sie geschah durch die Rechenmeister und mehrere dazu erwählte andere Ratsglieder welche die Kretzer hießen, mit Zuziehung der Richter, Schreiber und Fürsprecher. Alle diese vereinigten sich nach der Beendigung ihres Amtsgeschäftes zu einem Abendessen . . ." „Die Mahle des Rates und der einzelnen Aemter wurden im Laufe des 15. Jahrhunderts so häufig, daß man 1484 sich im Interesse der Stadtkasse genötigt sah, einzuschreiten"[3]).

[1]) Ebd. Kap. 11 Kriminaljustiz.

[2]) Joh. Pauli, Schimpf und Ernst Nr. 106. Viel ähnliches bei Caesarius v. Heisterbach. Ann. d. hist. Ver. f. d. Niederrhein Heft 47, 53.

[3]) Kriegk S. 383, 399 f.

Und wie das Essen, so das Trinken. Man trank nicht Branntwein. Diesen Exzeß, diese Perversität sich anzugewöhnen, blieb erst dem älter werdenden Volke vorbehalten. Das Mittelalter gebrauchte Branntwein nur als ‚Lebenswasser', d. h. als Medizin. Aber Wein, dieses uralte biblische Getränk, hat es bedeutend mehr konsumiert, wie die Gegenwart. Man sieht es an den Gelegenheiten, bei denen man ihn heute nicht mehr trinkt und damals trank. Vergleichen wir nochmals Kriegks Berichte über Frankfurt. Die Stadt- und Staatsberatungen wurden beim Wein erledigt. Die wachdiensttuenden Bürger hatten ihren Wein bei sich stehen. In allen Kriegszeiten wurde nicht bloß für Speise-, sondern auch für Weinvorräte gesorgt. Für solche und viele andere Gelegenheiten hatten im Mittelalter alle Städte ihre eigenen Ratskeller, die heute die meisten ihrer öffentlichen Zwecke verloren haben. Mit Wein begossen Richter und Zeugen jeden Vertrag, daher das Wort ‚Weinkauf'. Wein war sogar auch ein gerichtliches Strafmittel, schon im ältesten Frankfurter Strafstatut vom Jahre 1297 war ein Viertel Wein als solches festgesetzt. Und nicht bloß Geld und Brot, sondern wesentlich auch Wein war ein häufiger Bestandteil aller Armenstiftungen[1]).

Und wie das Essen und Trinken, so die sexuellen Begierden. Wenngleich dieses Kapitel wie kein anderes sich einer richtigen Beurteilung entzieht aus dem Grunde, weil der mittelalterliche Klerus bis zur Reformation es aufs unheilvollste und widernatürlichste entstellt hat. Der mittelalterliche Klerus, durch die dreifache Unnatur des Nichtstuns, eines üppigen Lebens und vor allem des Cölibates bekanntlich fortdauernd zu den entsetzlichsten Exzessen getrieben, und andererseits durch das Exponierte und Vorbildliche seiner Stellung ein Führer und in diesem Fall Verführer der übrigen Volksklassen, hat ohne Zweifel weit über jede Naturgemäßheit hinaus gerade dieses Gebiet übertrieben und breitgetreten[2]). Es ist bekannt, wo zuletzt ein Kloster war, war ein Sitz der Unzucht. Beghine wurde gleichbedeutend mit ‚Pfaffen-

[1]) Ebd. Kap. 16, Die geistigen Getränke und ihr Genuß. Auch S. 298, 332 u. 341. Vgl. Joh. Kunze, Deutsches Privatleben z. Z. der salischen Kaiser S. 114.

[2]) Eine Menge dazu in Hoensbroech: Das Papsttum. 2 Bde. 4. Aufl. 1901. Die Haare stehen einem ja dabei zu Berge. Wahrlich, das alte Rom hat jede Kunst des Diesseits verstanden, am meisten aber die, die jugendlichen Völker über sich im unklaren zu erhalten.

magd'. Und dem Klerus nach die übrigen. Mädchen kamen vor als Fronleistungen an Bischofssitze. In Magdeburg setzte 1297 ein Bürger bei einem Turniere ein Mädchen als Siegespreis aus, den ein Kaufmann aus Goslar gewann [1]), und 1446 liquidierte ein Abgeordneter, den der Frankfurter Rat nach Köln sandte, in seiner Kostenberechnung auch die Ausgabe für den Besuch eines Frauenhauses mit [2]). Es ist bekannt, wie zum Schluß Luther das Volk ebenso gegen die unbeweibte Geistlichkeit entfesseln konnte, wie seinerzeit Gregor VII. gegen die beweibte; und wie mit dieser Wurzel des Uebels ein großer Teil von seinen bösen Folgen beseitigt wurde. Als der Klerus rektifiziert war, konigierten Bürger und Handwerker sich schnell ein gut Teil von selbst. Man würde dem Mittelalter wahrscheinlich unrecht tun, würde man es nach diesem Kapitel messen, das so, wie es war, nicht in ihm gewachsen, sondern künstlich und widernatürlich in ihm großgezüchtet war [3]).

Das Essen und Trinken des Mittelalters, wenn wir's nochmal überblicken, trug nun aber durchaus auch die Art der Jugend an sich, die Art, wie sie bis heute das Bauerntum in diesem Kapitel an sich trägt: Ein Wertlegen auf die Quantität, nicht auf die Qualität, im Gegensatz zu aller Kultur, die umgekehrt in diesen Dingen stets Wert legt auf die Qualität und nicht auf die Quantität. Das Mittelalter aß und trank viel, wie wir's ausführten. Man hatte noch tüchtigen Hunger, der alles bewältigte, und tüchtige Mägen, die alles vertrugen. Das Mittelalter bietet, ohne allen Scherz, dasselbe Bild dar, nur ins Große übertragen, nur auf den Kothurn der Geschichte gehoben, wie der Bauer, der nach seiner Genesung von der Krankheit uns mitteilt: „Aeten kann ek wol all wedder, awerst so de rechte Frätlust, de hew ek noch nich wedder!" Das Mittelalter hatte eine gesunde jugendkräftige ‚Frätlust', entschieden eine seiner charakteristischen Eigenschaften: „Die Ochsen und die Kälber, die schlachtet die Köchin selber!" Bei alledem aber war man nicht wählerisch, man legte erheblich weniger Wert auf alle Qualität, wie später, das tritt gleichfalls überall

---

[1]) Kriegk, Bürgertum. Neue Folge. 1871, S. 261, 295.

[2]) Ebd. S. 274, 381. Vgl. dort auch ein noch naiveres Beispiel aus Hüllmann, Städtewesen des Mittelalters. Bonn 1826—1828.

[3]) Vgl. Luthers Gründe zu seiner Ehe. Köstlin, Martin Luther. 3. Aufl. Bd. I S. 758ff.

zu Tage[1]). Wie einfach waren bei Festen die Speisefolgen im Vergleich zu denjenigen vier- oder fünfhundert Jahre später. Immer nur dieselbe einfache Bezeichnung des Gerichtes: Suppe, Karpfen, Kohl, Kraut, Aepfel. Nichts von der Vielfältigkeit verschiedener Zubereitungsarten! Kein Wertlegen darauf an der Tafel und wahrscheinlich auch nicht in der Küche! In den Einfuhrverzeichnissen von Frankfurt beim Obst noch keine Sorten! Es heißt einfach ‚Aepfel' oder ‚Birnen'. Aprikosen, Pfirsiche und Mirabellen werden im ganzen Mittelalter, ebensowenig in Frankfurt wie am ganzen Oberrhein erwähnt. Haselnüsse holte man nur erst aus dem Walde. Gar Konfekt bereiteten nur im Nebenamt die Apotheken: Der erste ‚Zuckermann' in Frankfurt wird 1477 erwähnt[2]). Und gar die Anspruchslosigkeit betreffs des Weines wird damit genug bewiesen, daß Deutschland das Mittelalter über in seiner ganzen Ausdehnung bekanntlich ein Weinland war. Bis nach Königsberg hinauf wurde Wein gebaut und gekeltert[3]). Es waren die zwei Eigentümlichkeiten, die sich wahrscheinlich bei allen Begierden des mittelalterlichen Menschen würden nachweisen lassen: Stark bezüglich der Quantität, anspruchslos und wenig wählerisch bezüglich der Qualität, die zwei Eigenschaften, die alle Jugend und die deshalb bis heute in diesen Dingen das Bauerntum charakterisieren: Man vergleiche den obigen eieressenden Knecht!

Wir haben in diesen, wie in allen Dingen das vor uns, was man zu allen Zeiten unter wirklicher Gesundheit verstanden hat: Stärke, Lebensfrische, Wildheit, aber Anspruchslosigkeit; wenig Exzeß, aber viel naturgemäße Kraft. Und was wir Menschen von heute vom rohen Mittelalter reden, kommt meist auf ungefähr dasselbe heraus, wie wenn das Alter es kaum recht mehr begreifen kann, was es in der Jugend an Wind und Wetter und Tollheit alles durchgemacht, und schaudert bei dem Gedanken, dergleichen noch einmal leisten zu sollen! —

Die Aehnlichkeiten liegen zum Teil ebenso offen auf der Hand im Kapitel ‚Uebersinnlichkeit'.

Der Bauer, dem zum Erstaunen der Kultur nichts daran liegt, so recht, was sie nennt, vorwärts zu kommen, der, statt die vielen neuen Erfindungen zu benutzen, die sie ihm anbietet, Jahrzehnt um Jahrzehnt auf seinem Hofe halb dahinträumt, Gewissen

[1]) Wittenweiler, Der Ring. Bibl. d. Lit. Ver. i. Stuttg. Bd. 23. S. 148ff.
[2]) Kriegk Bd. 1 S. 378ff. [3]) Ebd. S. 280ff.

und Religion hochhaltend: Ist das nicht wieder das Abbild auch einer Seite des Mittelalters?!

Wenn das Wort überhaupt von einer Zeit unseres Volkes galt, so galt es doch von seinem Mittelalter: „Sammelt euch nicht Schätze auf Erden, sammelt euch aber Schätze im Himmel!" Ueber den starken Strom bester Religion, der durch keine andere Zeit hindurchfloß, wie durch das Mittelalter, braucht nichts gesagt zu werden. Das Mittelalter konnte nicht ohne Religion leben, wie der heutige Bauer nicht ohne Religion leben kann, sondern in ganz anderem Tempo entartet, wie alle Kultur. Wir fragten: Weshalb hat in nichts die Profanromanik und selbst noch die Profangotik mit den entsprechenden Kirchenbauten Schritt gehalten?! Weshalb vergeudete man zwei Jahrhunderte lang sein Alles an die unnützen Kreuzzüge, zuletzt an einen wahnsinnigen Kinderkreuzzug? Weshalb übten im Mittelalter jedesmal Bann und Interdikt so verwüstende Wirkungen aus? Weshalb ertrug man den Strom von sittlichem Verderben, der dem mittelalterlichen Klerus entquoll?! Es war nicht bloß die Macht der Kirche, sondern wesentlich die der Religion, die in der Luft und in den Menschen lag! Man sehe diese Menschen an. Wie bedeutend viel mehr sind unter ihnen, wie unter modernen Menschen, denen man es tatsächlich ansieht, sie hatten Religion, sie standen wirklich in einem durchgehenden und starken Verhältnis zu Gott. Bruno von Köln, Peter von Amiens, Bernhard von Clairveaux, Franz von Assisi, Capistrano, Katharina von Siena, die heilige Elisabeth, überhaupt die meisten Heiligengestalten des Mittelalters: Wie verschieden, ja wie bizarr sie oft sein mochten, darin waren sie doch alle einander gleich und gleich groß, daß sie Religion hatten, daß sie noch so stark in das Diesseits mochten eingreifen, daß sie aber gewurzelt waren jedenfalls nicht im Diesseits, sondern in ihrem Gott! So leistungsfähig wie sie sind moderne Menschen vielleicht auch gewesen. Vielleicht! sagen wir, denn es liegt die rätselhafte Erscheinung vor, daß am stärksten in diese Welt stets eingriffen solche, die mit ihrem Herzen nicht in ihr wohnten! Also so leistungsfähig wie jene sind moderne Menschen vielleicht auch gewesen. Wie oft aber trugen sie einen Siegelring mit Gift bei sich oder ein ähnliches letztes Auskunftsmittel, um im Fall einer Niederlage diese nicht zu überleben, weil eine Niederlage in dieser Welt für sie eine Niederlage überhaupt bedeutete. Hase zitiert einmal Mosheim über den Kampf der Päpste gegen die Spiritualen: „Viele von ihnen sind auf dem

Scheiterhaufen freudig dafür gestorben, daß sie auf Erden nichts besitzen wollten!"[1]) Ist dergleichen in der Geschichte der Menschheit jemals geschehen ohne Religion?! Von wie manchem wird dasselbe erzählt, wie vom heiligen Bernhard und von Capistrano, daß selbst, die ihre Sprache nicht verstanden, ihnen nicht widerstehen konnten. Derartige Siege erringt nur die Religion.

Von solcher Religion nur die Kehrseite war die vom Mittelalter oft bekanntere Geringschätzung des Diesseits, seine Weltverneinung! Nicht, daß man nicht auch den Gedanken gekannt hätte, in dieser Welt weiterzukommen. Aber so zwischen Haut und Fleisch, wie dem modernen Menschen, lag er dem mittelalterlichen in keiner Weise, so daß es dem Klerus mit seiner Neigung zur Unnatur möglich war, aus dieser Geringschätzung des Diesseits diejenigen Uebertreibungen herauszuschneiden, deren das Mittelalter voll ist: Man denke an die ‚Sancta' paupertas in der Unterkirche zu Assisi! Wir wollen, statt bei anderen Erweisungen solcher Geringschätzung stehen zu bleiben, einen Blick werfen auf das Gebiet des Handels und Verkehrs des Mittelalters, besonders des frühen Mittelalters, deshalb, weil Handel und Verkehr zu jeder Zeit vor allem geeignet waren, einen irdischen Sinn zu erziehen[2]).

Es ist höchst charakteristisch, wie das junge Germanentum sich an diesem Gebiete beteiligte und wie nicht! Es ist höchst charakteristisch, es beteiligte sich nicht daran, soweit das eigentliche Verdienen in Frage kam. Der Fremdhandel jener Tage wurde durch den Fremdkaufmann vermittelt, den Juden, den Italiener, ja den Araber, den Syrer. Arabische Münzen sind bei Steckborn am Bodensee gefunden worden und werden ebenso in Mainz erwähnt. „Der Anteil der deutschen Kaufleute am Welthandel war der geringste[3])!" Das Geheimnis des Handels ist von jeher kleiner gewesen, wie das des Ackerbaues: Um deswillen hätten die jungen Germanen ihn längst erlernen und bewältigen können, wie sie ihn später erlernten und bewältigten, als sie anfingen, nicht mehr um der Ungläubigen, sondern um Indigos und Pfeffers willen ins Morgenland zu ziehen. Aber für damalige frühe Zeit lag die Lust dazu noch nicht in der Luft, während die Lust am Gelde und das, was man dafür haben konnte, so recht etwas war

[1]) Hase, Kirchengeschichte, 10. Aufl. S. 318.

[2]) Aloys Schulte, Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien. Leipzig 1900.

[3]) Ebd. S. 79. Bd. 1 S. 54 ff.

für den alten Orient und das alte Italien. Nie überließ man etwas freiwilliger, wie damals ihnen das Schachern und Feilschen und Umherziehen mit den Waren! Nie hatte man weniger Lust, jemand etwas abzulernen! Eine Zeitlang nahm man an, wenigstens die großen Grundherrschaften im Westen Deutschlands hätten ihre besonderen mercatores gehabt, ihre Erzeugnisse nach auswärts zu bringen und in Geld umzusetzen. Aber man hat selbst diesen Gedanken wieder fallen lassen; er traf nicht zu![1]) Und doch waren jene jungen Germanen durchaus auch beteiligt am allgemeinen Handel und Verkehr, nur eben in einer Weise, angemessen ihrer Jugend und Uebersinnlichkeit: Durch die geradezu außerordentlichen Spenden, mit denen jeder ihnen irgendwie Nahestehende die auf den Paßhöhen errichteten Hospize bedachte! Es kamen in Betracht nur erst die beiden Flügelpässe, der St. Bernhard und der Septimer, der große Mittelpaß, der St. Gotthard, war noch nicht entdeckt[2]). Bis weit nach England hinein aber ging der Besitz, der sich nach und nach in der Hand dieser ‚Wärmstuben für die Armen und Paläste für die Könige' sammelte, wie ein Graf von Savoyen einst treffend die Hospize nannte. Aus rein christlicher Nächstenliebe hervorgegangen, wird die andauernde Mitarbeit an ihnen für die jungen Germanen die wesentliche Mitarbeit, die sie am Handel und Verkehr jener Zeit überhaupt leisten! Es ist ein historisches Bild, wie etwa das folgende aus dem heutigen Bauerntum: Der Lüneburger Bauer, der seinen Hof versorgt, ohne ihn weiter über die Väter hinaus besonders vorwärts und in die Höhe bringen zu wollen, der aber Gold und Silber bereit hat für die Hermannsburger Mission! —

Ein paar Worte zum Kapitel ‚Unpersönlichkeit'.

Wir sagten, die Ehe des Bauerntums ist nicht ein persönliches Werk der zwei. Der Mann käme wohl auf den Gedanken, sie zu gestalten, wie er's beim eigenen Vater sah, und das Weib, wie sie's bei der Mutter sah. Aber es stellt sich heraus, daß die Vorbilder einander sehr ähnlich, wenn nicht gleich sind. Es stellt sich weiter heraus, daß bei der Familienhaftigkeit der einzelnen ganzen Bauernschaft es ein Haus in dem Sinne der Kultur, in das vor

[1]) Schulte a. a. O. S. 77.

[2]) Es geschah in der Zeit zwischen 1218 und 1225. Zuerst erwähnt wird er 1236 in der Chronik Alberts von Stade. Vgl. Schulte Bd. 1 S. 169.

allem niemand, wie die beteiligten zwei, hineinzureden hätten, beim Bauerntum nicht gibt. Kurz, es ergibt sich, daß die zwei zum Schluß nur an dem Faden weiterspinnen werden, an dem schon Eltern und Voreltern spannen. Es wird am Ende als Resultat Vorzügliches entstehen, aber aus dem ganzen Flusse wird nirgends scharf umrissen ein Einzelner als Persönlichkeit hervortreten. Im Vordergrunde steht das Werk, im Hintergrunde die Person. Alle Werke des Bauerntums, führten wir aus, sind vortrefflich in ihrer Gediegenheit, aber alle sind namenlos.

Und wie viele des Mittelalters sind es ebenso! Es liegt mit nichten an der Zeit, die darüber hingestrichen ist, und die nach und nach die Hälfte der Namen verloren hätte. Aus viel früheren Zeiten, wenn sie nur anders beschaffen waren, anders arbeiteten, aus der römischen Kaiserzeit sind uns scharf umzogen die Autoren erhalten. Im Mittelalter fehlen sie so oft, nicht, weil sie verloren gegangen sind, sondern weil sie in so scharfen Konturen, in so scharfer Ausschließlichkeit dort überhaupt nie vorhanden waren! Es ist nicht schwer, Beispiele zu finden. Alle uns erhaltenen mittelalterlichen Länder- oder Weltchroniken waren nie das Werk eines Einzelnen, auch in ihrer Zusammenstellung nur, sondern das ganzer Klöster, die jahrhundertelang daran arbeiteten und überarbeiteten.

Ja, die mittelalterliche Literatur ist doch zum großen und wahrlich nicht zu ihrem schlechtesten Teile noch auf einem viel breiteren Boden der Unpersönlichkeit, der allgemeinen Mitarbeit erwachsen, auf einem Boden, wie er überhaupt in der Beziehung kaum breiter sein konnte! Wir denken an die großen Nationalepen und Sagenkreise aus unserem Mittelalter, wie an diejenigen anderer Völker aus dem ihrigen. Wieviel Köpfe und wieviel Jahrhunderte haben am Nibelungenliede mitgearbeitet? An der Ilias und Odyssee wie an den mittelalterlichen Nationalepen aller Völker!? Es war doch bei weitem nicht bloß so, wie die Xenien scherzen: „Der sang der Könige Zwist! Und der die Schlacht bei den Schiffen! u. s. f." Der gemachte Vorschlag zur Güte reicht doch in keiner Weise aus: „Teilt euch wie Brüder, es sind der Würste gerade zwei Dutzend!" Man wird vielmehr nicht zuviel behaupten, wenn man sagt: An demjenigen Teile der Nibelungensage, der am Mittelrhein entstand, hat nicht mehr und nicht weniger, wie jahrhundertelang jeder einigermaßen offene Kopf mitgearbeitet. Als Knabe erhielt er die Sagen des Gaues vorerzählt

dann bewegte er sie ein Menschenalter lang in seinem Herzen, nicht wie ein moderner Mensch, der vor allen Dingen nun glaubt, Neuerungen und Besserungen und womöglich eine völlige Umgestaltung vornehmen zu müssen — auf solch absichtlichem Wege entstehen keine größten Kunstwerke! sondern wie ein mittelalterlicher, der vielleicht eine kleine schöne Pointe heranreifen läßt! Und beim Tode als Greis gibt er das Erbe weiter! Und wie so bei einem Teile des Epos, so war es doch bei jedem. Wir haben in dem, was die Literaturgeschichte Tradition nennt, doch immer nicht mehr und nicht weniger wie ein ganzes dichtendes Volk vor uns. Wo sollen da einzelne Autorennamen herkommen.

Und an solche Chroniken und Epen schließen sich ebenso namenlos solch umfassende Sammlungen an, die so weit gewirkt haben wie die französischen Fabliaux, wie die italienischen Cento Novelle, von denen beiden Boccaccios Decamerone nur eine Etappe auf ihrer Weiterbildung war[1]). Oder wir denken an die Novellensammlungen des Mittelalters in der Art des Dialogus des Cäsarius von Heisterbach oder an alle die Volksbücher in der Art von Wickram oder Johannes Pauli. Wir denken vor allen Dingen auch an das ganze unendliche von den Bollandisten aufgespeicherte Legendenmaterial. Ueberall ist die Frage nach Verfasser und Sammler eigentlich von vornherein aussichtslos, weil das moderne Schemata sind, nach denen das Mittelalter nicht arbeitete. Es ist eine Unpersönlichkeit, wo von ‚geistigem Eigentum' reden einen völlig unangebrachten Maßstab gebrauchen hieße, eine Unpersönlichkeit, wie sie entsprechend nur beim Bauerntum bis heute sich findet. —

Wir wollen uns kurz fassen. Des Bauern Dreiviertelkraft und die des Mittelalters! Man erinnere sich statt vieles anderen nur der Kriegsführung des Mittelalters, als man noch con amore Krieg führte, als es noch Dinge gab, wie vor Weinsberg und Naumburg, als man die kirchlichen Feiertage und gar die Zeit des Gottesfriedens über Krieg und Fehde überhaupt aussetzte[2]). Man denkt an die Erzählung wieder aus dem Bureau-

[1]) Vgl. Landau, Die Quellen des Decamerone. 2. Aufl. Stuttgart 1884.

[2]) Man vergleiche u. a. die Belagerung von Akko durch Richard Löwenherz im dritten Kreuzzuge 1191. G. Köhler, Das Kriegswesen in der Ritterzeit. Bd. 3, 3. 1889, S. 540ff.

kriege, daß zuweilen die Leute mitten aus der Front wegliefen, um daheim nach Haus und Hof zu sehen. Wenn es hieß, einen Kreuzzug unternehmen oder an einer Geißelfahrt sich zu beteiligen, dann ließen sich die Jungens noch von der allgemeinen Balgerei und Prügelei abrufen. Der Hunger nach der Quadratmeile war für die Völker noch nicht zur alles verzehrenden Leidenschaft geworden, für die man alles opferte, von der man sich zu allem treiben ließ. Die Menschen waren noch wie der mäßige Raucher, der nicht alle Tage in Gefahr ist, dem Nikotin zu erliegen, und zwischen zwei Kämpfern erbot sich noch nicht zur Vermittelung ein Dritter, der mit ihnen an demselben Leiden litt. Man lebte mit seiner besten Kraft noch in den Idealen einer anderen Welt, die, wir sprachen davon, die Menschen nie so auf Peitsche, Sporen und Kandare reiten, wie die irdischen. Es gilt vom Bauern, es gilt vom Mittelalter. —

Oder weiter, noch ein Wort über die spielende Energie wie dort so hier!

Welch breiten Raum nahm in allem Mittelalter stets die plastische Sitte ein! Nichts hat alles Mittelalter immer mehr geliebt, als recht solide, in die Sinne fallende Gebräuche, wo wir es unpassend und weitschweifig finden, dem abstrakten Worte noch weiteres hinzuzufügen. „Wir haben Zeiten gehabt", heißt es in der Voranzeige zu der eben erschienenen Reproduktion des Dresdener Sachsenspiegels, „in der alle Regungen geistigen Lebens symbolischen Charakter annahmen und ihren Ausdruck fanden in äußeren Gebärden und Handlungen, eine Zeit, in der die Geste mit Sprache und Sinn ein untrennbares Ganzes bildete." Und solche Zeiten haben nicht bloß wir, sondern hat jedes Volk in seinem Mittelalter gehabt. Thrasybul und Tarquinius redeten wenig, aber sie köpften dazu die höchsten Mohnhäupter im Garten und wurden verstanden. Der Levite von Epharaim, der die Ermordung seines Weibes rächen wollte, schickte an die zwölf Stämme Israels außer seiner Botschaft zwölf Stücke des Leichnams und der Stamm Benjamin wurde vertilgt von der Erde. Kaiser Friedrich zerstörte Mailand nicht bloß, sondern ließ den Pflug darüber gehen und Salz darauf säen, und Konrad IV. eroberte Neapel nicht bloß, sondern ließ dem Pferde auf dem Marktplatz der Stadt Zaum und Gebiß anlegen. Es ist lauter sinnenfällige Handlung, die neben dem abstrakten Gedanken herläuft, ein Luxus an Plastik, der auch fehlen könnte, allerlei Energie, eine Menge von Energie,

aber eben spielende Energie. Wie heute noch beim Bauern, so einst im Mittelalter[1]).

Oder bei beiden, um damit abzubrechen, die jugendliche Eigenschaft der Gleichgültigkeit gegen Fremdes.

Es ist bekannt, wie wenig angebracht auf der Bauernkanzel bei Auslegung des Alten oder Neuen Testaments alles Historische, Archäologische, Biblisch-Theologische ist. Den Zuhörer in der Stadtkirche interessiert es, etwa über die biblische Welt des Gesetzes näheres zu hören, diese Welt eines Opus operatum, die sich auch sonst in der Weltgeschichte noch wiederholt hat, ehe immer der große Mann kam, oder wenn lange kein solcher dagewesen war, der die kleinen Regeln durch das große Prinzip ersetzte. Die bäuerliche Gemeinde interessiert das nicht. Hineindenken in dergleichen könnten sie sich sehr wohl. Dazu fehlte es ihnen weder an Zeit noch an Verstand, noch vor allem an einer Wahlverwandtschaft gerade mit dieser Welt. Aber sie mag es nicht. In etwas Fremdes sich so hineinversetzen, das liegt ihr nicht. Und kurz und gut, sie tut es nicht. Etwas historisch echt malen, ist hier Arbeit, die nicht gewürdigt wird. Die Vergangenheit aber kräftig mit dem Licht und den Farben der Gegenwart übergießen, so zuwider das dem außerordentlich historisch denkenden Menschen der Gegenwart ist, das ist Bauernart! Man vergleiche Ludwig Harms[2]). Selbstverständlich gründete sich dessen einzige Wirksamkeit auf nichts anderes wie auf seine religiöse Stärke. Wie wenig aber hat er dabei archäologisiert, wie hat er in ganz selbstverständlicher Weise überall modernisiert. Man vergleiche eine Evangelienpredigt von ihm über das Weihnachtsevangelium. Die Schilderung des kaiserlichen Palastes in Rom: „Gold und Silber und große Spiegel an den Wänden, Sofas und Stühle und kostbares Hausgerät in den Stuben, und dazwischen vornehme Herren und Damen in Staatskleidern und Soldaten mit Hellebarden.“ Oder weiter: „Ob die vielen nach Bethlehem gekommen wären auch wohl ohne den kaiserlichen Befehl, um das Kindlein zu sehen? Ich glaube es nicht! Ja, wenn Maria und Joseph in einer Kutsche mit Sechsen angefahren gekommen wären, Bediente vorn und hinten auf! Aber so . . . !?“ Die Geschichte vom zwölfjährigen

[1]) Vgl. Ad. Bartels, Der Bauer 1900, S. 47.

[2]) L. Harms, Predigten über die Evangelien des Kirchenjahres. 15. Aufl. 1902, S. 78 ff.

Jesus im Tempel, der die Schriftgelehrten fragt und ihnen Antwort gibt, wird als moderner Nachmittagsgottesdienst mit Kinderlehre geschildert.

Es ist aber dieselbe Sprödigkeit gegen ein eigentliches Verständnis der Vergangenheit, wie sie durchaus auch das Mittelalter gehabt hat. „Die ausgezeichnetsten Geister", sagt Wattenbach von dessen geschichtlicher Arbeit, „begnügten sich mit phantastischen Vorstellungen von der Vorzeit, ohne deren Richtigkeit zu prüfen, die alten Schriftsteller verschwanden aus dem Unterricht, und abgeschmackte Fabeln überwuchern bei den Chronisten die Geschichte. Fast gänzlich scheint der Sinn für Kritik verloren, bis wir im 15. Jahrhundert wieder einzelne Spuren davon wahrnehmen." [1]) Wie oft fangen die Annalen immer wieder im wildesten Phantasiestile mit der Erschaffung der Welt an; zuverlässig werden sie immer erst, wo die Verfasser Augenzeugen werden. Und wenn es sich um eine Vergangenheit von nur 35 Jahren handelte: Man ließ sie verkommen, man interessierte sich nicht mehr für sie. Otto von Freysing stellte seine Chronik zusammen zwischen 1143 und 1146. Sein Bericht über das Wormser Konkordat von 1122 aber fiel bereits durchaus ungenau aus. Der junge Staat ließ seine wichtigsten Errungenschaften, Gesetze und Beschlüsse der Vergessenheit anheimfallen, während das alte Rom, das längst jeden Idealismus durch Weltklugheit ersetzt hatte, sorgsam alles in seine Rechtssammlungen niederlegte [2]). Hase weist zu derselben Eigentümlichkeit auf ein höchst treffendes Beispiel aus der Geschichte der mittelalterlichen Exegese hin, darin bestehend, daß die Juden durch ihre arabische Bildung längst zu der Behandlung des hebräischen Urtextes gekommen waren, während den christlichen Theologen noch lange nicht der Gedanke kam, das einzig Natürliche zu tun, was später dann Reuchlin tat, nämlich von solchen Juden das Hebräische zu lernen und zur Auslegung des Alten Testamentes anzuwenden. Die Fähigkeit dazu wäre schon seit Jahrhunderten vorhanden gewesen, darin lag kein Hindernis. Aber die Germanen waren noch zu jung, um sich über Nächstliegendes hinauszusehnen. Man behalf sich mit den unzuverlässigen Handschriften der Vulgata und hielt sich im übrigen

---

[1]) Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, 4. Aufl., Bd. 1 S. 1.

[2]) Ebd. Bd. 2 S. 210.

lieber an selbstgemachte Fabeln, wie an das sachliche Studium der Vergangenheit[1]).

Es ist dieselbe Gleichgültigkeit des Geistes, welche der Bauer einer ehrwürdigen Kirchenruine gegenüber hat, die zufällig auf seinen Aeckern steht, über die er an seinen langen Winterabenden nicht nachdenkt, um die er niemand fragt, die er nicht einreißt, aber die er verkommen läßt: Eine Gleichgültigkeit, die in beiden Fällen denselben Erklärungsgrund hat: Jugend!

Man könnte den Vergleich bis auf Kleinigkeiten ausdehnen! Der endlose Schmutz bei beiden, auch im Mittelalter! Die Straßenreinigungen vor jeder Prozession, damit der Zug nicht ins Stocken kam[2]), oder die Bestimmung der Goldenen Bulle, bei der Krönung des deutschen Kaisers den Weg von der Burg bis zum Dom mit Brettern zu belegen! Der ganz verschiedene Zweck des Bades im Mittelalter und in aller modernen Kultur! Hier im großen und ganzen Hygiene, Hautpflege, das warme Bad zur Reinigung, das kalte zur Abhärtung. Dort das Warmbad als Genuß, zum Vergnügen — man gab als Trinkgeld ein ‚Badegeld'! oder im kirchlichen und klösterlichen Leben zur Leibesreinigung als Symbol der Seelenreinigung vor Festen u. dgl. Das Kaltbad als Kasteiung![3]) Oder will man zum Schluß noch an das Frühaufstehen beider denken?! Beide wollten nicht Zeit damit gewinnen. Für ihre Dreiviertelkraft war der Tag lang genug. Aber alle richtige Jugend liebt das Frühaufstehen!

Es würde vermutlich überall sich dasselbe wieder herausstellen: Das Mittelalter repräsentiert im Großen sämtliche Bauerneigenschaften, und repräsentiert nicht eine von unseren Eigenschaften der Kultur! —

26. Bauerntum und Halbkultur.

Aehnlich wie mit dem Mittelalter läßt sich das Bauerntum vergleichen mit aller Halbkultur, denn alles Mittelalter, unseres wie fremdes, wie alles Bauerntum, auch unseres wie fremdes, sind Halbkultur. Es genügt ein Beispiel für viele.

[1]) Hase, Kirchengeschichte, 10. Aufl. S. 265.

[2]) Kriegk a. a. O. Bd. 1 S. 367.

[3]) Zappert, Ueber das Badewesen mittelalterlicher und späterer Zeit. Archiv f. Kunde österr. Geschichtsquellen 1859.

Chile besitzt, wie alle südamerikanischen Staaten, ausgesprochene Halbkulturverhältnisse. Nicht bei den Resten der amerikanischen Urbevölkerung, in Chile der Araukanen, Tohulchen 2c. im Süden der langgestreckten Republik, nicht in den Hauptstädten mit ihrem Firnis der Hochkultur, aber in den abgelegenen, eisenbahn-, zeitungs- und telegraphenlosen kleinen Landstädten. Die Bevölkerung dieser Ortschaften ist seit Jahrhunderten eine gemischte, sich zusammensetzend aus der Urbevölkerung und den Eroberern des 16. Jahrhunderts, Spaniern und was in deren Gefolge aus Europa mit herüberzog, die nach und nach die Gefahr, die in jeder Volksmischung liegt, überwand, und im Laufe der Jahrhunderte, wie gesagt, zu dem kam, was man eben eine Halbkultur nennt; die als solche eine Menge offensichtlicher Aehnlichkeiten an sich trägt mit jeder anderen, und auch mit der unseren.

Wieder Gesundheit und Nervenstärke! Aus der Geschichte einer Magd, die aus solcher Halbkultur stammend nach Santiago gekommen war! Der Kettenhund ist losgelassen. Ein Mißverständnis über das Futter, und ehe der Hausherr sich versieht, liegen ihm die beiden Pranken des Viehs auf den Schultern, und im Arm sitzt der Biß. Und ehe sich die Frau versieht, hat die Bestie von dem Manne abgelassen, sie niedergeworfen und steht mit allen Vieren über ihr, die fletschenden Zähne ihr vor dem Gesicht. Und beidemale zieht Clorinda mit ebenso brutaler wie natürlicher Selbstverständlichkeit das Tier zurück, nicht, ohne selbst auch einen Biß davonzutragen, aber doch glücklich zur weiteren Verhandlung es wieder an die Kette bringend! Oder dieselbe Clorinda! Mit aller Unberechenbarkeit wiederholen sich die Erdbeben. Jetzt ein Vierteljahr lang nichts, dann drei Tage hintereinander jeden Tag eins! Es ist genau verabredet, wenn das Balkenkrachen losgeht, dann nimmt die Mutter den Knaben und Clorinda das Mädchen, und Jeder sieht damit so schnell als möglich in den Garten oder auf die Straße zu fliehen. Aber jedesmal, wenn es soweit kommt, dann ist zum Schluß das Mädchen schon längst aus der Küche in die Kammer gestürzt und hat beide Kinder aus den Betten gerissen und in Sicherheit gebracht, ehe die Frau sich halb ermannt und in den leeren Kissen nach ihrem Jungen sucht! Oder nochmal nicht so ernst! Eine Ratte ist in die schmutzige Wäsche geraten, und die Hausfrau schreit laut auf, als sie beim Verlesen statt zwischen Wolle und Baumwolle auf ein weiches Rattenfell greift. Und erst Clorinda wieder erledigt den Fall und

beseitigt das Tier. Es ist dasselbe Bild, wie der Bauernbursche, der ‚Soldat speelt', und beim Haltblasen auf seinem Rasenplatz erst die Kreuzotter mit dem Seitengewehr erschlägt, oder wie die Magd vom Hofe, die den Hornissen mit dem nassen Handfeger zu Leibe geht! Auf beiden Seiten dieselbe Nervenstärke! Bei Erntearbeiten kommt es vor, daß, wenn die ziemlich verbreitete Giftspinne, sonst das einzige giftige Tier, welches die Republik besitzt, sie verletzt hat, sie kurzerhand mit ihrer Arbeitssichel sich den verletzten Finger abschneiden und die Wunde mit einem Lappen zubinden: Dasselbe Bild, wie der Bauer mit seinen Zahnschmerzen oder wie die Frau auf dem Hof, die nach zweimaliger Kur den Krebs lieber trägt und daran stirbt, als sich noch ein drittes Mal einer Hand anzuvertauen; um der hundert Mark willen, die im einen Fall möglicherweise ganz umsonst noch fortgegeben würden und im anderen sicher der Stelle erhalten bleiben. Nervenstärke dort wie hier, Nervenstärke, die allein in beiden Fällen auch die Anspruchslosigkeit mit sich bringt, welche beide Welten charakterisiert: Dort den Chilenen mit seiner Wassersuppe mit Zwiebel und spanischem Pfeffer darin, von der er den ganzen Tag lebt, und hier das Bauerntum, sine blandimentis expellit famem.

Ein etwas größeres Beispiel noch zu demselben Punkte. In dem sog. Salpeterkrieg zwischen Chile und Peru 1879—1884 handelte es sich um die Eroberung der peruanischen Festung Arica. Die Stadt liegt am Fuße der Kordilleren, die Festung auf halber Höhe der Berge. Es war beschlossen, sie zu übergehen, von oben her zu beschießen und so sie zu Fall zu bringen, was dann auch gelang. Über 14 Tage zogen acht Batterien oben im ewigen Schnee hin. Das Trinkwasser mußte auf Lamas mitgeführt werden, da geschmolzener Schnee unter den Truppen Typhus erzeugte. Die einzige Nahrung war die ganze Zeit über Hartbrot; nachts kampierte man im Schnee! Unten an der Küste lag ein deutsches Kriegsschiff, von dem aus man mit den Gläsern die Bewegungen der Truppen oben deutlich verfolgen konnte. Die deutschen Offiziere aber waren darüber einig, wie weit dergleichen über die Leistungsfähigkeit unserer Truppen hinausging! Man denkt an die Berichte von den Hereros, die sich die Wunden mit Laub und Graspfropfen verstopfen und weiterkämpfen!

Und weiter! Wieder Zufriedenheit! Die ruhige, zufriedene Gemütslage aller Halbkultur! Abend für Abend sitzt die Chilenenfamilie draußen vor dem Hause, oder in den Wintermonaten Mai

bis September drinnen um das Kohlenbecken herum! Nichtstuend! Stundenlang! Still und froh. Nichts von Verstimmung, von übler Laune u. dgl. Die Alten drehen sich Zigaretten aus Maisblättern, die Jungen tanzen Abend für Abend ihre Chueca. Dasselbe Bild, wie bei uns der bäuerliche Feierabend, nur das eine Mal dem Volkscharakter entsprechend mehr eine frohe Lust, das andere Mal mehr stille Zufriedenheit, im Grundton aber gleich! Es ist ein Frohsinn, der vor eigentlichen Exzessen stets Halt macht, der sich aber nicht unterjochen läßt! Auf dem Hinwege einer Beerdigung ist noch immer der ernste Charakter gewahrt. Die Leiche wird auf dem Ochsenkarren gefahren, oder wo die Wege aus der Weltabgeschiedenheit her zum Friedhof allzubeschwerlich sind, von vier Männern auf ein paar Querhölzern getragen. Und hinterdrein reitet die Kavalkade der Leidtragenden. Auf dem Rückwege aber bricht die natürliche Frohheit durch, werden Wettrennen und Reiterspiele improvisiert. Gar, wenn etwa nur ein Kind gestorben ist. „Un anjelito mas!“ Ein Engelchen mehr! Das ist alles! Es dünkt von unseren Empfindungen aus uns Gefühlsroheit: Es ist mehr der genannte stille Frohsinn, der so spricht und es zuläßt, daß der Beerdigungstag fast mehr zum Freuden- wie zum Trauertage wird. Es ist dieselbe Stimmung, wie bei uns auf dem Hofe, wenn an den Gang zum Grabe sich allerlei Schmausereien und früher Tanz anschloß. Letzteren haben kirchliche und weltliche Behörden als ihnen unverständlich ausgerottet, erstere werden über kurz oder lang auch fallen. Man verzichtet auf die Dinge, wenn die Obrigkeit einmal an ihnen solchen Anstoß nimmt. Weshalb das letztere aber geschieht, das begreifen solche gesunderen und weniger empfindsamen Nerven nicht!

Noch einmal ein Beispiel von den Erdbeben! Der so oft in vulkanischen Gegenden sich wiederholende leichte Sinn, sich immer wieder an der gefährdeten Stelle anzubauen, findet sich auch dort. Die Kultur würde denken: Lieber nur halb satt, aber um keinen Preis wieder dahin! Aber nicht so die Halbkultur! Draußen bevölkern sich die gefährdeten Abhänge von neuem, und in der Stadt werden alle paar Jahre nach der Katastrophe die Häuser wieder ein Stockwerk höher, und was stehen geblieben ist, wird weiter bewohnt, wenn es auch von oben bis unten zerborsten ist.

Oder weiter, die *spielende Energie*! Beim Manne die ganze Welt des Pferdes, die der Chilene von den Araukanen geerbt

hat, der sie bis zur Stunde besitzt und pflegt, wie alle Indianer vom Kap Horn an bis hinauf nach Aljaska. Das ganze Schießen und Lassieren zu Pferd, wenn sie bald zum Spiel bald zum Ernst drauf sitzen, die langen silbernen Sporen an den bloßen Füßen, und auf den endlos weiten Steppen ihr Vieh zusammensuchen; wenn sie all dieselben hundert Reiterkunststücke ausführen, die uns als Knaben an den nordamerikanischen Indianern begeisterten; oder wenn sie in den noch nicht allzulange beendeten Kämpfen mit allerhand Europäern, zum Schutz gegen die Feuerwaffen völlig auf der einen Seite des Pferdes hängend, mit der Linken die Mähne fassend, dann von unten her die gefürchtete Lanze gegen den Gegner führten. Das ist spielende Energie beim Manne! Und bei der chilenischen Frau, die sich völlig der katholischen Kirche ergeben hat, die Welt der Messe! Ein Geistlicher in Santiago, wahrscheinlich ein seltener Fall, mahnte vor nicht langer Zeit gelegentlich einmal dringend von dem übertriebenen Messebesuch ab, unter dem der Haushalt daheim stehen und liegen bliebe, die Kinder vernachlässigt würden, die Frau in der Kirche und der Mann daheim mit den Dienstboten auf unnütze Gedanken käme! Es war eine merkwürdig zutreffende und vernünftige Ermahnung, die aber nichts half. Von der Nutzlosigkeit derartiger weltlicher oder kirchlicher Spielereien ist alle Halbkultur zu wenig überzeugt.

Und endlich wieder der Mangel an Individualität! Jemand heiratet ein junges Mädchen. Kurz darauf sterben dessen beide Eltern und vier unverheiratete Schwägerinnen der jungen Frau ziehen ganz selbstverständlich mit unter das Dach ihrer Schwester und ihres Schwagers. Weil der Mann ein Deutscher war, gelang es ihm, zweier derselben sich wieder zu entledigen; zwei mußte er behalten, wollte er der Landessitte nicht zu sehr ins Gesicht schlagen. Es sind dieselben Verhältnisse, wie bei all unserem Bauerntum, wo in einem Hause nicht bloß Urahne, Großmutter, Mutter und Kind, sondern etwa auch ebenso Urahn, Großvater, Vater und Sohn, wo zwei Eheleute zusammentreffen können, die beide schon Jeder eine oder zwei Ehen hinter sich haben und aus ihnen allen Kinder mit sich bringen. Dazu dann vielleicht noch ein paar aus der früheren Generation: Und alles verträgt sich miteinander! Der Kulturmensch möchte abermals denken: Lieber wieder nur halb satt, aber nur allein, nur für sich wohnen! Die Halbkultur kennt solche Wünsche nicht. Geduldiger Schafe gehen viele in einen Stall! Es ist eine Geduld, die in dem noch

vorliegenden Mangel an Individualität und an Scharfkantigkeit begründet ist!

Und ebendamit jedesmal eng verbunden ist mit einer uns verwunderlichen Geringschätzung des menschlichen Lebens! Die Masse, die Gemeinde, der Stamm, deren Existenz, deren Ansichten sind die Hauptsache, der Einzelne, sein Leben oder Sterben, gilt nichts. Die Geschichte „Un anjelito mas!“ ist erzählt. Am Sterben eines Menschen und gar eines Kindes liegt rein gar nichts! Es wird sterben! Se va morir! heißt es, wenn es krank ist! Es gibt nichts Einfacheres und häufiger Vorkommendes, wie das! Daß an Masern, an denen in deutschen Familien kaum je ein Kind stirbt, in chilenischen vier von sechs oder alle sechs sterben, wird fast als das Natürlichste von der Welt angesehen! Aehnlich wie bei allem Bauerntum! Um noch ein drittes Mal von den Erdbeben zu reden. Die Clorinda wieder schläft im oberen Stockwerk des Hauses. Zwei Tage hintereinander sind schon Stöße gewesen und für den dritten ist ein außergewöhnlich heftiger vorausgesagt! „Und wenn er nun wirklich käme?!“ meint die Hausfrau. „Hai che morirse, no mas!“ „Dann muß man eben sterben!“ Eine Nichtachtung des Einzelmenschen, die selbst dann nicht aufhört, wenn man selbst dieser Einzelmensch ist! Noch ein letztes Bild zum Schluß! Der Dolch! Das Messer! Es ist irgend ein Tag des San Pedro oder des San Juan, oder das Unabhängigkeitsfest, der Diez y ocho (18. September). Alles feiert, und die vielen, die den Namen des Heiligen gerade tragen, feiern doppelt! Wie locker sitzen da die Messer! „Laß sehen, wessen Dolch schärfer ist!“ Ein paar Stöße, eine Leiche liegt auf dem Platz und der Mörder entkommt! Es war von vornherein gemeint als ein Spiel auf Leben und Tod. Was liegt an dem Einsatz, einem einzelnen Menschenleben!

Es sind Bilder, die sich zusammensuchen ließen, wie dort, so mit Hilfe der Ethnographie in aller Halbkultur, und die unverkennbar ähnlich sind mit der unseres Vaterlandes.

27. Bauerntum und Kinderwelt.

Erstens Gesundheit!

Es bedarf nur der Erwähnung, diese Eigenschaft als Charakteristikum wie beim Bauerntum so bei der Kinderwelt

hervortreten zu lassen! Die nervenstarken Kinder in ihrer Unempfindlichkeit! Unempfindlich gegen Lärm, unempfindlich gegen Schmerz, unempfindlich gegen Tadel und gegen Beleidigungen!

Man denke, wenn das sonst so liebe Mädchen tagaus, tagein mit seinem Gießkännchen im Hause umherläuft, nicht ohne jedesmal ein paar Steine hineingetan zu haben, zum Entsetzen der Großeltern. Oder wenn die Kinder eine Klingel erwischt haben! Oder man denke später an den Lärm bei all den Spielen im Charakter ‚Räuber und Soldaten'! Es ist dasselbe Bild, nur sozusagen in einem anderen Luftton, wie das oben beschriebene bäuerliche Krankenzimmer mit seinen acht Menschen darin! In einer Kleinigkeit sind beide Teile ganz auffällig gleich: In dem lauten Sprechen, wie wenn der andere Teil keine Ohren hätte! Wie oft muß jede Mutter ihrem Kinde vorhalten: Schrei nicht so, das kann kein Mensch ertragen.

Weiter! Die Unempfindlichkeit beider gegen Schmerz, gegen eigenen wie gegen fremden! Was es heißt, Schmerz erfahren, verstandsmäßig weiß ein Kind das recht früh. Nur die erste Biene braucht es zu stechen, daß es mit dem Stachel im Finger angelaufen kommt! Was kann es da weinen und schreien! Aber wie bald ist es auch wieder ruhig! Da vom Weinen die Rede ist! Es möchte gegen die obige Behauptung ja leicht das direkte Gegenteil eingewandt werden: Das leichte und häufige Weinen des Kindes beweise gerade seine große Empfindlichkeit gegen Schmerz. Indes der Einwand dürfte hinfällig sein. Die lautlose Träne des Erwachsenen, das stille, schamhafte Hinausgehen und bitterliche Weinen des Petrus, das war Schmerz; das laute Schreien des Kindes aber ersetzt wesentlich erst noch die Sprache. Solange das Kind überhaupt noch nicht sprechen kann, verständigt es sich, wie jede Mutter weiß, überhaupt nur durch Weinen, und der Mutter bleibt es überlassen, aus der Verschiedenartigkeit desselben die verschiedenen kleinen Begehrungen herauszuhören. Je mehr dann die Sprache sich einstellt, desto mehr verschwindet diejenige Art von Weinen, die bisher bloß an deren Stelle stand. Das ganz kleine Kind, wenn es müde wird, weint, das größere sagt: ‚Bett!' So darf man also daran keinen Anstoß nehmen, dadurch sich über den eigentlichen Sachverhalt nicht täuschen lassen, daß dieses erste Verständigungsmittel in jener Zeit so ungleich viel mehr Platz im Leben einnimmt, wie später: Es ist nicht so großartig, gewaltig und schmerzlich gemeint, wie's

aussieht. Trotz des gewaltigen Schreiens empfindet das Kind den Bienenstich selbst momentan kaum so stark wie der Erwachsene, der dabei allerlei Nebengedanken hat an Blutvergiftung, an alle möglichen weiteren Stiche, denen man im Laufe des Sommers noch könnte ausgesetzt sein und dergleichen mehr, woran alles das Kind nicht denkt; bei dem vielmehr, wenn man nicht weiter daran erinnert, es vorkommen kann, daß es selbst überhaupt nie wieder einen Blick auf die aufschwellende und abschwellende weiße Stelle am Finger tut! Es sind die gefühlsknappen Kinder! Dieselben Kinder, die in einem Augenblick sich schlagen und prügeln, wie kleine Totfeinde, und eine Minute später sich wieder in den Arm nehmen und küssen, und bei denen wir uns jedesmal sagen müssen, das ist kein leichtes, schnelles, christliches Vergeben, sondern das ist Gesundheit, ist Nervenstärke, bei der alle Feindseligkeit den Leib nur halb und die Seele überhaupt gar nicht berührt! Es ist alles dieselbe Unempfindlichkeit, die der robuste Bauer hat, den der Arzt im Krankenhause unchloroformiert operiert, oder der von seinem harten und gesunden Leben aus die Schmerzen, die den verweichlichten Kulturmenschen quälen, verspottet! Dessen eigener Kranker nichts darin findet, wenn in der Ernte alles auf dem Felde draußen ist, und man die Türen des Hauses schloß, damit ihn niemand stört, und im übrigen ihm einen Birkenzweig in die Hand gegeben hat gegen die Fliegen. Derselbe braucht das nicht zu vergeben, sondern er empfindet das nicht als Härte und Vernachlässigung und wird, wenn's zum Sterben geht, die letzten Erfahrungen seines Lebens doch vielleicht in die Worte zusammenfassen: „Wat hew ek min Uppassen hat! Wat hew ek min Uppassen hat!"

Und ebenso die Unempfindlichkeit der Kinder gegen Tadel, den das richtige Kind doch immer abschüttelt wie der Pudel das Wasser. Daher doch eben die Erziehung als solch große Kunst! Die Kunst, diese gefühllosen kleinen Seelen, denen mit den normalen Eingriffen in die menschliche Ehre nicht beizukommen ist, doch zu fassen! Die Kunst, solche kurzen und wuchtigen Worte zu finden, die etwas vom Blitzschlage an sich haben, der sich seinen Weg durch alles hindurchbahnt und auch den Unempfindlichsten empfindlich macht! Und wie die Unempfindlichkeit gegen Tadel, so ebensolche gegen alle Kränkungen und Beleidigungen überhaupt! Was sagen sich Kinder für Scheltworte! Und wie leicht sind sie vergessen und vergeben! Oder vielmehr richtiger, wie

werden sie wieder überhaupt so gar nicht empfunden! Nicht vergeben. Auch nicht überhört. Gehört wird der ‚Esel‘ sehr wohl. Aber nicht empfunden wird er, überhaupt in das Innere der Seele dringt er wieder nicht ein! Es ist, wie sich zur Zeit Friedrichs des Großen seine Generäle untereinander regalierten: „Ein Hundsfott, der dies nicht tut!“ „Ein Hundsfott, der das nicht tut!“ Man gehörte zur besten Gesellschaft, man schalt sich mit den besten Scheltworten, die die Sprache hatte, aber man empfand sie nicht! Es ist dieselbe Härte, wie sie der Bauer hat, wenn er von der Kanzel seine Lektion nicht Sonntag für Sonntag tüchtig genug bekommt und dann selbst zum Pastor hingeht und ihn darauf aufmerksam macht, er müßte deutlicher sprechen!

Zweitens, etwas ebenso auf der Hand Liegendes: Der Frohsinn! Der Frohsinn der Kinder bedarf keiner Beweise. Das spätere Alter denkt an ihn zurück und spricht: O selig, o selig, ein Kind noch zu sein! Es ist die Grundstimmung der ganzen ersten Jugend, wie ebenso alles Bauerntums! Nicht vielleicht auf den allerersten Blick. Das Lachen und laute Jauchzen fehlt bei ihm. Wir sind zu gewohnt, uns das Kind lachend und den Bauer ernst vorzustellen, ernst, vielleicht mit einem Scherzwort oder einem Spottwort auf den Lippen, zu etwas, wie lautem Lachen oder ähnlichem aber unfähig. Und doch, wie der Kaufmann sich ausdrückt, nur die Aufmachung ist verschieden, die Grundstimmung bei Bauern und Kindern ist dieselbe. Die Grundstimmung als eine innere Zufriedenheit, inneres Gleichgewicht, innere Harmonie. Das Kind ist zufrieden, ein unzufriedenes Kind, d. h. mit der Unzufriedenheit nicht als vorübergehender Erscheinung, sondern als dauernder Stimmung, ist ein Unding, das gibt es nicht. Und der Bauer ist ebenso von Natur und bei weitem in der Regel still im Inneren zufrieden, still resigniert. Nicht resigniert, wie wir es uns leicht vorstellen, nachdem alle Wege versucht, alle Mittel durchprobiert sind, verzweifelt ergeben in das Unabänderliche und Unabwendbare! Nein, man hat den Eindruck, er ist mit der Lage der Dinge zufrieden, findet sich in sie, nachdem noch lange nicht alles ausprobiert, noch lange nicht alle Mittel und Wege durchversucht waren! Und wenn ihm in dem ewigen Herbstregen die Kartoffeln auf dem Felde verfaulen und der Hafer in den Garben auswächst, und die Wiesen voll Wasser stehen, daß er überhaupt nicht hinunter kann, um das Gras zu mähen, und wenn er einem versichert, bei dem Wetter würde

man mutlos und verzagt: Es ist, als könnte man ihm nicht glauben! Die Klagen kommen so sachlich, so ohne Schmerz nud ohne Pathos heraus, daß sie einem nicht wahrscheinlich dünken wollen. Der Mann scheint in den Tiefen seiner Seele und seiner Weltanschauung einen unergründlichen Fonds von stiller zufriedener Festigkeit zu tragen, den in Bewegung und in Unruhe zu versetzen ganz andere Dinge dazu gehören, wie ein verdorbener Herbst.

Drittens, die Naivität! Ueber diese Eigenschaft bei Kindern bedarf es keines Wortes weiter. Und wenn die ‚verwachsenen Leute' noch so oft sprechen: So etwas darfst du nicht sagen! Diese Quelle, die erst die Jahre zuschütten, liefert in dem Alter stets reichlich.

Viertens die auch wieder aufs äußerste auffallende Aehnlichkeit der spielenden Energie! Beim Bauer in zahlreichen Sitten, beim Kinde in seinen noch weit zahlreicheren Spielen sich findend, beide Male eine kaleidoskopartige, buntfarbige Welt, vom Standpunkte der straffen Hochkultur ohne eigentlichen Zweck. Beim Kinde wird sie entschuldigt, weil das Kind im Ernste noch nicht mitzählt, beim Bauern wird es zu dem mancherlei getan, was an ihm überhaupt unverständlich ist. Dem Manne der straffen Hochkultur, der seine Quadern himmelwärts türmt, ist die kurze Lebenszeit, die ihm vergönnt ist, die ihm noch vergönnt ist, zu eng begrenzt, wie um sie auf anderes zu verwenden als auf, wie wir oben sagten, organisierte Energie. Er wird gegen das Toben und Schießen in den Zwölfnächten einwenden, daß dabei schon mehr wie einmal am Ende eine zerschossene Hand oder ein verlorenes Auge das Ergebnis gewesen, und gegen die Osterfeuer, daß durch sie schon manches Strohdach in Flammen aufgegangen sei!

Noch zum Schluß zwei sehr auffallende Aehnlichkeiten: Die Beharrung und der Mangel an Individualität.

Der konservative Zug bei beiden. Beim Bauer sahen wir ihn offen zu Tage liegen! Daß ein Kind besonders konservativ sein soll, dünkt einem vielleicht eine absonderliche Behauptung. Und ist es doch kaum! Auch in der Kindesseele liegt in breitem Strome eine Konsequenz, eine Beharrung, eine Nachhaltigkeit bis zur Zwecklosigkeit, auch in seinem Seelenleben gehen die Gedanken wie in der Bauernseele in einfacher großer Linienführung, in Linien, die lang und langsam ausschwingen, die nicht gern

sich kreuzen, abbrechen oder abbiegen lassen durch andere dazwischentretende. Einige Beispiele! Ein Kind steht an der Gartentür und ruft: „Heinrich!" Heinrich kommt nicht und antwortet nicht! Es ruft wieder: „Heinrich!" „Heinrich!" „Heinrich!" Heinrich kommt nicht und antwortet nicht! Es ruft noch zehnmal und jeder weiß, es kann noch fünfzigmal „Heinrich!" rufen: Eine Nachhaltigkeit bis zur Zwecklosigkeit! Oder ein Knabe klopft an die Tür und wünscht den Lehrer zu sprechen. Er hört, drin wird geredet, und der Lehrer antwortet nicht und öffnet nicht, weil er im Augenblick nicht frei ist. Aber der Knabe fährt fort, zu klopfen und zu klopfen, bis sich die Tür auftut und er den Gefürchteten in anderer Weise zu sprechen bekommt, als er es wünscht! Oder er klingelt. Aber es ist niemand zu Haus, und die Tür tut sich nicht auf. Er klingelt nochmal und nochmal. Aber er klingelt auch fort bis in Endlosigkeit: Nachhaltigkeit bis zur Zwecklosigkeit! Oder anderes! Dieselben Spiele und dasselbe Spielzeug! Jeder besinnt sich aus seiner Jugendzeit her, es dürfte gar nichts Besonderes gewesen sein, etwa fünzig Tage hintereinander jeden Nachmittag zwanzigmal Verstecken gespielt zu haben. Mit denselben fünf anderen Kindern und denselben sechs Versteckplätzen! Man stelle sich vor: Nicht mehr und nicht weniger, wie tausendmal hintereinander dasselbe Spiel: Das zuletzt, wie man sich auch besinnen wird, regelmäßig nicht abgebrochen wurde aus Ueberdruß, sondern aus irgend welchen anderen Gründen! Es ist eine Lebensäußerung, ein Geschmack, der der Kultur absolut fremd ist. Man denke, an irgend einem Theater wird eine neue Posse gegeben, fünfzig-, hundert-, fünfhundertmal. Was für eine Zumutung, ein und derselbe sollte alle fünfhundertmal sich dieselbe ansehen! Einmal, zweimal, vielleicht eines Bekannten von auswärts wegen noch ein drittes Mal: Aber dann ist's sicher genug und übergenug! Oder dasselbe Spielzeug! Ein Hund! Ein alter Lederhund! Noch so oft in den Regen geraten und hinter dem Ofen wieder getrocknet und jeder weißen Stelle schon lange verlustig; zuletzt im Badewasser abgescheuert und nun rauh und struppig wie keiner; dazu aller irgendwie vorstehenden Gliedmaßen schon längst beraubt: Und bis zuletzt der erklärte Liebling des Kindes! Oder das Kind fährt sein Schäfchen im Garten spazieren. Dasselbe erliegt endlich seinen Liebkosungen, so daß nur die vier Schafbeine noch auf dem Brett stehen: Aber da werden die spa-

zieren gefahren! Bis auch von ihnen eins nach dem anderen verloren geht, und das Brett allein weitergefahren wird! Irgend ein Onkel denkt sich zu erbarmen, und beschafft eines Tages ein neues Schaf: Er bemerkt zu seinem Erstaunen, wie das Kind ihm, dem schönen neuen, sein leeres Brett auch weiter vorzieht! Und wenn die Puppe keinen Kopf und keine Arme mehr hat: wir wollen nicht sagen, daß das Kind die neue, die ihm der Weihnachtsmann bringt, nicht nimmt! Aber es wird im Anblick der alten nicht nach der neuen verlangen. Es wird die neue mehr eine Ansicht der Eltern, wie ein Wunsch des Kindes gewesen sein und mit nichten im stande sein, ihre Vorgängerin kurzer Hand zu verdrängen. Oder weiter! Stets dieselben Geschichten! In der Beziehung sind, wie jede Mutter und jede Erzählerin weiß, die Kinder konservativ trotz jedes Bauern! Eine Geschichte fünfzigmal! Aber absolut nicht, wie alle Hochkultur will, fünfzig Geschichten, jede einmal! Und auch stets in derselben Fassung! Womöglich wörtlich jedesmal dasselbe wie beim vorigen Male! Eine Aenderung in der Form ist durchaus ein sachlicher Fehler, den die Kinder nicht unterlassen, scharf zu markieren! Oder dieselben Gerichte! Ein Vater geht mit seinen zwei Söhnen über Land, und nachdem endlich die zwei Stunden Weges von den kleinen Beinen zurückgelegt sind, wird zur großen Freude draußen zu Mittag gespeist! Was wird sich der Vater wählen? Sicher etwas Besonderes! Und wenn da auf der Speisekarte etwas noch so Absonderliches steht: „Poissons aux confitures"! Er wird bei sich denken: Was soll das gar sein? Und wird sich's geben lassen! Während die zwei Söhne sicher den ihnen bekannten und vertrauten Eierkuchen bevorzugen werden. Durchaus in breitem Strome ein konservativer Zug in der Kindesseele: Wie beim Bauer.

Und endlich bei beiden der Mangel an Individualität! Wie kränkt es den Herrn Tertianer, daß er allein noch Pumphosen trägt, weil die Mutter besser auf Pumphosen eingearbeitet ist. Wie oft kommt er nach Hause: „Sie haben alle schon lange!" Und wie nimmt die ganze Klasse Anstoß an dieser Ausnahme von der Regel! Bis dann endlich die ersten ‚Langen' zur Konfirmation die Sache wieder ins Gleis und in den Bienenstock wieder Ruhe bringen! Und wie wird ebenso in der Mädchenschule die Erste auffällig gefunden, die ‚schon' Sommerkleider

trägt, bis dann endlich die Letzten übrig sind, die ‚noch' keine haben, und sich nun ebenso auffällig und unglücklich vorkommen, bis die Mutter sie auch ihnen verlängert und ausplättet. Dieselbe Scheu, von der Allgemeinheit abzuweichen, dieselbe Scheu vor Individualität und Silhouette, wie beim Bauer.

Es sind alles Aehnlichkeiten zwischen beiden, Beispiele von noch zahlreicheren. Man könnte noch an das Protzen und die Gefühlsarmut, an das Maßhalten und die Uebersinnlichkeit, an den Trotz und die Gutmütigkeit wieder beider denken. Wir haben einzelnes davon bei Gelegenheit genannt.

28. Bauerntum und Altes Testament.

Wir haben drei große Lebensgebiete genannt, mit denen in ihrer Gesamtheit das Bauerntum verglichen werden kann, deshalb, weil dieselben in der Geschichte ihres größeren Kreises ähnliche frühe, jugendliche Entwickelungsstufen bezeichnen, wie das Bauerntum in der Geschichte seines Volkes.

Es ist klar, man wird aus dem Seile einer ganzen Gesamtentwickelung aber auch irgend einen Einzelfaden herauslösen können, man wird einen Längsschnitt statt eines Querschnittes vornehmen können. Wir mögen eine einzelne Geistestätigkeit, ein einzelnes Werk eines Volkes betrachten: Sobald dieselben nur überhaupt jahrhundertelang durch die Hand ein und desselben Volkes hindurchgleiten, wird man an jedem einzelnen dieser von neuem die Phasen von Jugend und Alter beobachten können, wie sie in der Hauptsache stets in derselben Eigenart und Verschiedenheit aufeinander folgen.

Wir greifen als ein Beispiel das Alte Testament heraus, deshalb, weil im Unterschiede vom Neuen sich dieses gerade durch eine so besonders ausgedehnte Zeitstrecke hindurchzieht, so, daß zwischen seinen frühesten und spätesten Bestandteilen nicht viel weniger als ein Jahrtausend liegen mag. Es wird uns neben vielem anderen vor allem auch besonders deutlich die frühe und späte, die jugendliche und die altgewordene Art und Weise widerspiegeln, wie der Mensch mit den Dingen dieser und jener Welt

sich abfand. Wir wollen einen Augenblick darauf achten, wie auch in den jugendlichen Schichten dieses gewaltigsten aller Gesamtwerke diejenigen Züge sich wiederfinden, welche uns in auffälliger Weise bei der uns naheliegenden Volksjugend, dem Bauerntum, sich zeigten! —

Die Religion.

Religion war das Verhältnis, bestehend aus den beiden Faktoren: Auf der einen Seite Gott oder vielmehr das Bild Gottes, welches das jeweilige Menschengeschlecht von dem Herrn des Himmels und der Erden sich machte; auf der anderen Seite der Mensch, die Stellung, die dieser zu seinem Gott einnimmt, mit einem Worte, sein Glaube. In der Geschichte dieses Verhältnisses aber hatten wir auf das sich stets wiederholende doppelte Gesetz hingewiesen. Erstens: Jedes junge Volk besitzt ein unvollkommenes Gottesbild, jedes alte Volk ein vollkommenes. Der Gott des jungen Volkes ist begrenzt, der des alten wird immer unbegrenzter! Natürlich unbegrenzt, bis er zuletzt über alles Vorstellen hinaus entwickelt ist. Bis Gott als Herr, Gott als Vater, Gott als Geist, Gott als das All vorgestellt: Bis das alles nur Bilder und Gleichnisse sind, über die hinaus der Unfaßbare liegt, der Unnennbare, der fast bloß durch das, was er nicht ist, zu Bezeichnende! Und ethisch unbegrenzt, bis seine Tugenden ebenso fast bis zur Unfaßbarkeit sublimiert sind! Dies das eine Gesetz! Und die Rückseite desselben, das andere, das dem gleich ist: Die starke Wirksamkeit gerade jenes unvollkommenen Gottesbildes bei jedem jungen Volke, und die ganz bedeutend schwächere Wirkungskraft jedes so viel vollkommeneren bei jedem späten! Ist es, daß jedes junge Volk, wie jeder Mensch in der Jugend seiner Natur nach die Autorität liebt und deshalb auch der göttlichen sich bereitwillig unterwirft, ist es, daß die Jugend überhaupt mehr in jeder übersinnlichen Welt wurzelt: Kurz, selbst das unvollkommene Gottesbild wird hier zur Großmacht, wo im gleichen Fall das vollkommenere für das alte Volk versagt, oder wenigstens bedeutend schattenhafter wird und wirkt. Der Glaube nimmt ab, das Wertlegen auf allerlei fromme Formen nimmt zu: Wie auf allen Gebieten, so wird auch hier die Todesstunde der Antike zur Geburtsstunde des Archaisierens, die Todesstunde des Inhalts zur Geburtsstunde der Form.

Also das gilt von jedem jungen und alten Volk. Es gilt vom heutigen Bauerntum im Vergleich zur heutigen Kultur. Und

es gilt ebenso von den frühen und späten Schichten im Alten Testament[1]).

Das unvollkommene und das vollkommene Gottesbild im frühen und späten Schöpfungsbericht!

Die Genesis enthält nach den alttestamentlichen Arbeiten der letzten Jahrhunderte, wie bekannt, nicht einen einfachen, sondern Gen. 1 und 2 einen doppelten Schöpfungsbericht. Oder vielmehr in umgekehrter Reihenfolge: Den früheren Gen. 2 in der frühen, uralten Doppelquelle des sog. Jahwisten und Elohisten (JE) und den späteren Gen. 1 in der bedeutend späteren Quelle des Priesterkodex (P). Der Gottesbegriff aber bestätigt das verschiedene Alter der später zusammengearbeiteten beiden Quellenmassen. Der Gottesbegriff, das eine Mal ebenso unvollkommen und begrenzt, wie das andere Mal vollkommen und unbegrenzt! Setzen wir uns, als uns am meisten angehend, JE in seinen Hauptstellen her![2]) „Als Jahwe Elohim Erde und Himmel schuf, gab es noch kein Gesträuch auf Erden und waren noch keine Pflanzen auf den Fluren gewachsen, denn Jahwe Elohim hatte noch keinen Regen auf die Erde fallen lassen; und es waren noch keine Menschen da, um den Boden zu bebauen. Aber ein Nebel stieg aus der Erde empor und befruchtete allenthalben die Oberfläche der Erde. Da formte Jahwe Elohim den Menschen aus Erde vom Ackerboden und blies in seine Nase Lebensodem; so wurde der Mensch ein lebendiges Wesen. Hierauf pflanzte Jahwe Elohim einen Baumgarten an in Eden im Osten und brachte den Menschen, den er geschaffen hatte, dorthin. Und Jahwe Elohim erwog: Es taugt nicht für den Menschen, allein zu sein; ich will ihm einen Beistand schaffen, der ihm entspricht. Da formte Jahwe aus Erdreich alle Tiere auf der Erde und alle Vögel unter dem Himmel und brachte sie zum Menschen, um zu sehen, wie er sie benennen würde, und ganz wie der Mensch sie benennen würde, so sollten sie heißen. Da gab der Mensch allen zahmen Tieren, allen Vögeln unter dem Himmel und allen wilden Tieren Namen; aber für einen Menschen

[1]) Man vergleiche zu den folgenden Ausführungen die beiden Werke von Wellhausen, „Prolegomena zur Geschichte Israels“ 1883 u. ö., und „Israelitische und Jüdische Geschichte“ 1894 u. ö.; und Gunkel, Die Sagen der Genesis 1903 u. ö.

[2]) Das Zitat stammt aus Kautzsch-Socin, Die Genesis mit äußerer Unterscheidung der Quellenschriften übersetzt. 2. Aufl. Freiburg i. Br. 1891.

fand er keinen Beistand, der ihm entsprochen hätte. Da ließ Jahwe Elohim den Menschen in einen tiefen Schlaf fallen, und, nachdem er eingeschlafen war, nahm er eine von seinen Rippen und füllte ihre Stelle mit Fleisch aus. Sodann gestaltete Jahwe Elohim die Rippe, welche er dem Menschen entnommen hatte, zu einem Weibe und führte sie dem Menschen zu. Da sprach der Mensch: ‚Ja, die ist endlich Gebein von meinem Gebein und Fleisch von meinem Fleisch; sie soll Ischa (Weib) heißen, denn einem Isch (Mann) ist sie entnommen'!"

Wie ist Gott hier dargestellt?[1]) Man hat es mit einem Worte ausgedrückt: Durchaus anthropomorph! Damit aber wie unvollkommen! Wir sehen ihn schaffen mit seiner Hände Arbeit wie ein Mensch. Er nimmt Erde vom Ackerboden und formt den Lehm. Er bläst dem Gebilde Odem ein. Er pflanzt den Garten. Er formt aus Erde alle Tiere und alle Vögel des Himmels. Man bedenke: Diesen Gedanken! Er schafft nirgends durch sein Wort. „Und da er spricht, so geschieht es, und da er gebeut, so steht es da": Das ist nicht der Gott von JE! Vielmehr weiter: Durchaus menschlich irrt derselbe auch bei seinem Schaffen! Die Tiere sind die mißlungenen Zeugen seines Versuches, dem Menschen Gesellschaft zu geben. Und als er des Abends im Garten sich ergeht, entdeckt er nur durch Zufall die Uebertretung des ersten Menschenpaares, und führt eine Untersuchung, mit der seine Allwissenheit nichts zu tun hat! Und endlich: Gott fühlt, erklärlich nach alledem, sich auch selbst nicht jederzeit sicher vor seinen Geschöpfen! Die Menschen werden übermütig und übermütiger. Gott straft sie! Aber wie!? Es ist, als könnte er sich vor ihnen nur retten durch die Sintflut, die das ganze Geschlecht mit Stumpf und Stiel verdirbt. Sie drohen zu werden wie Gott! Gott wirft mit dem babylonischen Turm abermals das ganze Geschlecht über den Haufen. Wie eine Mutter, die sich der größer werdenden Jungen nicht mehr erwehren kann! Wie die Moira über den Göttern der eigentlichen griechischen Antike, wie die Ragnarök über denen der germanischen, so liegt der Schatten der Schwachheit auch über dem Gott der israelitischen Antike, über dem Gott von JE!

Völlig anders, unbegrenzt und vergeistigt steht ihm gegenüber der späte Gott von P! Man vergleiche seine Geschöpfe, die Men-

[1]) Wellhausen, Prolegomena III 1886, S. 319ff.

schen! Was ist nach P der Zweck des Menschen? Den Garten bauen und bewahren? Für die Frau, nur die Gehilfin des Mannes dabei zu sein? Doch mit nichten, sondern ein Ebenbild Gottes zu sein, ein Bild, das ihm gleich sei. Es sind durchaus zwei verschiedene Auffassungen! Weiter, die Art des Schaffens! Kein Zugreifen. Der Gott von P beschmutzt sich die Hände nicht mit Ackerboden. Keine Ahnung von einer Arbeit im Schweiße des Angesichtes. Der Gott von P macht, wenn man sich so ausdrücken will, um die ganze Schöpfung nicht einen Finger krumm. Ein erhabenes siebenmaliges ‚Es werde'! das ist alles! Man hat die Empfindung, er hätte die ganze Welt ebenso auch durch ein einziges solches ‚Es werde' schaffen können! Und damit zusammenhängend die Qualität des Schaffens! Vor dem Schaffen ein Plan: Ein Bild, das uns gleich sei! Nach dem Schaffen das Urteil über das Werk: Gut und sehr gut! Sünd- und fehlerlos verläßt das Werk die Hand dieses selbst so vollkommenen Gottes! Der natürlich auch unendlich weit davon entfernt ist, je vor den Menschen, als die ihm einmal zu nahe kommen könnten, irgendwie befangen zu sein. Der Mensch in P ist viel erhabener geschaffen, wie der Mensch in JE. Aber Gott fürchtet nie, von ihm erreicht zu werden. Himmelhoch steht er auch über dem erhabensten seiner Werke!

Ueberall stehen einander gegenüber das unvollkommene und das vollkommene Gottesbild. Auch hier: Jugend und Alter!

Und der zweite Faktor in der Religion: Die Wirksamkeit dieses Gottesbildes, der Glaube der Menschen! Nehmen wir andere Teile aus JE und P für den Glauben der Frühen und den Glauben der Späten!

Eine Vorbemerkung ist nötig! Wenn wir von dem Glauben der Frühen, von dem Glauben eines Abraham, eines Hiob sprechen, so könnten scheinbar die höchsten Worte über sie durch den einen Einwand entkräftet werden: „Sind diese Männer überhaupt Geschichte?! Wellhausen beginnt seine israelitische und jüdische Geschichte diesseits derselben mit der Einwanderung eines Hirtenvolkes aus Gosen nach Aegypten!" Der Einwand scheint verhängnisvoller, die Frage erscheint gewichtiger, als sie in Wahrheit sind. Es genügt, daran festzuhalten, daß es ein Volk gab, das derartiges, ein derartiges Gottvertrauen, zu erzählen, oder vielmehr, was aufs engste damit zusammenhängt und was das Wichtige ist, das derartiges zu erleben verstand. Denn was derartig

wirkungsvoll erzählt ist, daß es die Jahrtausende überdauert hat, das ist erzählt nur auf Grund wirklichen Erlebens. Also das unbestreitbar Große, das unangreifbar über aller Diskussion Liegende ist dieses: Daß es ein Volk gab, welches solche religiösen Bewegungen in sich erlebte, die es dann in die Personen des Abraham und Hiob konzentriert hat. Der Kölner Dom setzt seine großartigen Architekten voraus, ob wir sie kennen oder nicht. Der Deuterojesaja seinen großen Unbekannten, ob er uns das auch noch so sehr ist: Und hinter den gewaltigen Gestalten der fünf Bücher Moses muß ein ihnen ebenbürtiges Volk gestanden haben, das ebenso gewaltig dachte! In dieser Weise ist jeder einzelne Zug darin nirgends anders hergenommen wie aus der Wirklichkeit. In diesem Sinne ist jeder einzelne Zug jener Personen historisch.

Also der Glaube dieser Frühen, der Glaube in JE! Abrahams Auszug, Abrahams Opferung seines Sohnes Isaak! Man vergleiche die letztere Erzählung mit der ähnlichen von Agamemnons Hergabe seiner Tochter Iphigenia. In allen Elementen so ähnlich und doch in der Hauptsache so verschieden! Weil das eine Mal Freiwilligkeit vorlag: „Gott versuchte Abraham und sprach!" Und das andere Mal Zwang: Das ungeduldig werdende Griechenheer zwang den Vater! Hätte er die Tochter geweigert, sie hätten sich an den Vater gehalten! Oder Hiobs Glaube, auch einer alten Schicht entstammend! Sein Gottvertrauen, als es ihm so unsäglich elend ging! Seine Hand, die durch die kapitellangen Trostgründe der Freunde hindurch in den Himmel drang: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt!" Bei allen jungen Völkern findet sich der Glaube an ihre Götter. Auch in der Ilias und Odyssee, so oft der Name der Götter angerufen wird, so oft es auch da heißt: Kein Opfer ohne Mahl, kein Mahl ohne Opfer![1]) Auch da ist das keine leere Rede, ist der Name Gottes keine leere Formel, kein seelenloses Ornament, wie so oft in späten Kulturzeiten. Aber die Welt des Alten Testamentes steht über ihnen allen!

Und erinnern wir uns einmal der Anweisung: An ihren

[1]) Wellhausen, Prolegomena III 1886, S. 73. Vgl. M. Müller, Einleitung in d. vergleich. Religionswissenschaft 1876, S. 132 ff.; O. Flügel, Das Ich und die sittlichen Ideen im Leben d. Völker. 2. Aufl. 1889, S. 92: „Die Religion beherrscht meist bei den Naturvölkern und den Völkern des Altertums das ganze Leben."

Früchten sollt ihr sie erkennen! Schließen wir einmal auf den Glauben aus den Werken, auf die Religion aus der Moral!

Das Böse! Gewiß, in der israelitischen Antike findet sich auch allerlei, was nicht in Ordnung ist. Der Mord Abels, der Betrug des blinden Isaak durch Jakob und Rebekka, der Verkauf Josephs durch seine Brüder, die Betrügerei Labans mit seinen zwei Töchtern! Gewiß, wenn man mit allerhand übermenschlichen Maßstäben an die Personen des Alten Testaments herantritt, und sie dann für sich, abgesondert von anderen ähnlichen Figuren bei anderen Völkern betrachtet, gewiß, dann kann einer zum Schluß vielleicht zu dem Gedanken kommen: Wie kann Gott mit seinem Zorne ihnen gegenüber zurückhalten? Wie kann er dazu kommen, solche Patriarchen statt dessen immer von neuem mit seinem Segen wieder zu überschütten? Aber man vergleiche nur einmal. Man stelle der israelitischen nur einmal wieder die griechische und germanische Antike zur Seite. Dann passieren da doch ganz andere Dinge! Was fließen da für Ströme von Blut, von denen das Alte Testament keine Ahnung hat. Kapitel wie Theseus und Ariadne, Odysseus und Dolon sind doch ganz fatale Episoden! Oder Krimhilds Rachsucht, die für den einen getöteten Gatten am liebsten eine halbe Welt geschlachtet hätte! Das ist das Böse! Oder das Gute bei den Helden des Alten Testaments! Joseph in Aegypten, so hoch gestiegen, Premierminister und Reichskanzler: Und dabei, wie menschlich geblieben! Wie gedenkt er stets seiner Familie, wie wirkt er selbst auf Pharao ersichtlich menschlich und günstig! Gewiß, man findet Elternliebe, auch Milde gegen den Feind u. dgl. auch bei sonstigen antiken Figuren. Wieviel einseitiger aber sind sie allesamt doch zugeschnitten, um es mit einem Worte zu sagen, nur nach der Herbartschen Idee der Vollkommenheit, die dort in jenem philosophischen Kreise fast die tiefststehende ist! Um dabei einen Augenblick stehen zu bleiben: Eins erhebt die alten biblischen Helden am unfraglichsten stets über alle anderen, das ist ihre Fähigkeit zur Reue! Reue ist eine so außerordentliche und eine so außerordentlich seltene Leistung der Menschenseele, weil die letztere im Augenblick, wo sie sie empfindet, das aufgibt, was dem natürlichen Menschen das Höchste und Wertvollste ist: Den Stolz auf sich selbst, die Wertschätzung des eigenen Ich! Aber man vergleiche da einmal miteinander ein frühes und ein spätes Bild! Kain, der sich gegen Abel erhoben und ihn erschlagen hat, der aber, als der Zorn verraucht, zu der

Erkenntnis fähig ist: Meine Sünde ist schwerer, denn daß sie mir vergeben werden könnte! Oder David, der die doppelte Sünde auf sich geladen hat gegen Urias und Bathseba, gegen das fünfte und sechste Gebot, und der, als ein Nathan ihm entsprechend entgegentritt, die ebenso großartige Erkenntnis zu haben vermag: Ich habe gesündigt vor meinem Herrn! Und ihnen gegenüber die Pharisäer, die sich gegen Christus erhoben und ihn ermordet haben: Die aber doch, weit davon entfernt, bei ihrem Tun eine Einsicht in irgend welche eigene Sünde zu haben, vielmehr durch falsche Zeugen und derartige Mittel ‚im Namen des Rechts' ihre dunkle Tat bewerkstelligten. Die Reue ist ein Hauptunterscheidungsmerkmal biblischer klassischer und später biblischer Zeiten, oder, genauer gesagt, biblischer Natur- und Kulturverhältnisse. Sie findet sich ersichtlich aber so deutlich im frühen Alten Testament, deshalb, weil dort und damals hinter allem Denken und Tun eine so starke Religion in den jungen Herzen wohnte. „Da Israel jung war!" wie der Prophet sagt.

Es war der Glaube der Jugend, der Glaube der Jugend in den frühen Schichten des Alten Testaments.

Von dem sich ganz merklich abhebt, was die späten Schichten daran aufzuweisen, noch aufzuweisen haben!

Fangen wir mit einem besonders deutlichen Beispiel an, dem der Stiftshütte. Es war eine der ersten Erkenntnisse, mit denen die Pentateuchkritik einsetzte, daß, wenn etwas in P, so die Kapitel Exod. 25 ff. nicht eine Wiedergabe von Geschichte seien[1]). Die Anweisung an Mose, aus Unmassen von Gold und Silber, aus Unmassen von Edelsteinen, aus Unmengen der verschiedenartigsten Gewebe, der verschiedenartigsten Felle jenes kostbare Nationalheiligtum herzustellen mit Hilfe eines in allen Zweigen bis zur höchsten Vollendung ausgebildeten Kunsthandwerkes: Und das alles in der Wüste, das alles zu Zeiten, wo das Volk froh sein mußte, die allernotwendigsten Bedingungen seiner Existenz zu erfüllen, wo mehr als einmal der profanste Tod von Hunger und Durst es bedrohte: Die alttestamentliche Kritik war sich von früh her darin eins, wenn irgendwo in P, so hier, ein Gebilde jüdischnationaler Phantasie vor sich zu haben! Liegt dieselbe aber auf diese Weise in der Art von P, dann war es nur wahrscheinlich, daß sie nicht lediglich an einer Stelle durchbrechen würde. Die

[1]) Wellhausen, Prolegomena III 1886, S. 3 ff.

Beschreibung der Arche in P, die im Unterschiede von der in JE sich ebenso durch allerlei genaueste Maße charakterisiert, die Beschreibung der Sintflut, die in ähnlicher Weise fast tagebuchartig genau aussieht; endlich auch die verschiedenen Geschlechtsregister Gen. 5 u. ö.: Sie verfallen sämtlich demselben Urteil, demselben Verdacht. Wenn Amos als Datum angibt ‚zwei Jahre vor dem Erdbeben', und läßt das Jahr des Erdbebens ungenannt, so trägt das den unverkennbaren Stempel, den in derartigen Dingen alle Natur trägt. Wenn es aber heißt, im 600. Jahre Noahs am 17. Tage des 2. Monats habe die Sintflut begonnen, oder 15 Ellen sei das Wasser über die höchsten Berge gestiegen, oder 300 Ellen sei die Arche lang gewesen, 50 Ellen breit und 30 Ellen hoch, oder Seth sei 105 Jahre alt gewesen, habe Söhne und Töchter erzeugt und habe dann noch 80 Jahre gelebt, im ganzen also 912 Jahre: So hat die Pentateuchkritik von früh an das alles, wie gesagt, als jene eigentümliche jüdische Phantasie bezeichnet, die durch genaue Zahlen den Schein der Wirklichkeit zu erwecken sucht, tatsächlich aber Unwahrheit ist, eine Manier, die man die Exilierten mehrfach von den Chaldäern hat lernen lassen wollen.

Dieses alles, an und für sich genommen, hätte ja nun anscheinend nicht viel zu besagen: Phantasie besitzen wir in manchem Aktenstück der Vergangenheit! Und es hätte anscheinend erst recht nichts zu tun mit unserem Gedankengange vom Glauben! Aber das ist das eine, was zu bedenken steht: Diese gesamte Phantasie, diese ganze minutiöse Welt, von der der Verfasser selbst wußte, ihr ganzes Gerippe von Einzelheiten war Konstruktion: — Das alles wird Gott in die Seele geschoben, Gott in den Mund gelegt, wird an Gott herangedrängt als Gottes Befehl und Gottes Wort! Man muß sagen, das war nur möglich, wenn der wirkliche Glaube an Gott erloschen war! Das Gottesbild war das subtilste und abstrakteste geworden: Aber in seiner Wirksamkeit war es gestorben! Lebendiger Glaube — toter Glaube: Jugend — Alter! —

Weiter! Zum Kapitel Uebersinnlichkeit!

Jedes junge Volk, alles korrekte Bauerntum, sagten wir, steht mit einem Fuße, lebt zur Hälfte, wenn nicht mit mehr, in allerhand übersinnlichen Welten. Jedes späte Volk, alle Vollkultur zieht die sinnliche Welt vor, zieht Schritt für Schritt seine Gedanken aus aller Jenseitigkeit zurück und richtet sich im Diesseits ein! Man dichtet auch in späten Zeiten wohl noch allerlei Sagen und Märchen, in denen es nach anderen Gesetzen hergeht,

wie nach den ‚unverbrüchlichen Naturgesetzen‘. Der große Unterschied aber ist der Glaube daran! Wir haben gesagt, fragen wir einen Bauer danach, ob die und die Riesensage, die er uns erzählt, wahr sei, so antwortet er mit seinem Großvater, der jenen Gewaltigen vor dem Herrn noch gekannt habe. Das deutlichste Zeichen seines Glaubens an diese Dinge ist die Tatsache, daß er dieselben uns gar nicht als Riesensage erzählt, sondern als etwas noch in absehbarer Zeit von jener mächtigen Hand Vollbrachtes. Wollten wir demgegenüber den modernen Märchendichter fragen, ob er an das Werk seiner Hände glaube, ob er verlange, daß seine Zuhörer daran glauben sollten: Er würde uns doch mit einem runden Nein! antworten. An Wahrheit und Wirklichkeit denkt er nicht, denkt der moderne Erzähler nicht und denkt der moderne Zuhörer nicht!

Und sehen wir in Bezug auf diesen Unterschied JE und P an! Dort ein Maßhalten des Wunderhaften. Gottes Werke sind groß, aber seine Arbeit an ihnen ist auch groß! Aber hier geradezu eine Häufung des Wunderhaften. Jeder Tag erschöpft sich damit, ein einziges leicht gesprochenes „Es werde“ zu verwirklichen! Indes der Hauptunterschied ist wieder: Man ist bei JE durchaus geneigt, einen vollen Glauben an seine Darstellung anzunehmen: So zogen diese Sagen durch die ganze Vorzeit des Orients, in jedem Volk sich besonders ausprägend, aber von keinem bezweifelt! Und man ist bei P ebenso geneigt, auch hier den festen Glauben an seine Darstellung auf Schrauben zu stellen! Leute, die so rein politische Ziele im Auge hatten, wie die Leute um P, Leute, deren Eifer sie so wenig skrupellos vorgehen ließ, wie in der Stiftshüttenperikope: Die wurzelten nicht mehr im Jenseits! JE trägt auch in diesem Punkte alle Eigenart des Klassischen, P die Art des Klassizistischen! Uebersinnliches und Sinnliches: Wieder der Gegensatz zwischen Jugend und Alter! —

Oder weiter das Kapitel Sitte und Gesetz!

Wir wiesen hin auf die frühen Volksschichten, ob nun die Germanen des Tacitus oder unser Bauerntum, wo der Einzelne seinen mäßigen Platz in der Welt einnimmt, und der religiös-moralische Staat entsteht, durch die Sitte regiert! Und auf die späten Volksschichten, wenn jeder Trieb zur Begierde wird, wenn nach und nach der verderbliche Gedanke entsteht, alles in der Welt bis zum letzten Tropfen auszunutzen, das Leben, die Zeit, jede Fähigkeit und jede Gelegenheit, die späte Zeit, in der jeder

Mensch sein Sechseck beansprucht! Wie an Stelle der zarteren Sitte dann das Gesetz auf den Plan tritt, den Menschen zu bändigen, den Menschen vor dem Menschen zu schützen, als erste Eigenschaft in ihm die irdische Selbstsucht annehmend! An Stelle des religiös-moralischen tritt der Rechtsstaat, an Stelle des Staats der Sitte, der sich selbst hütet, der Staat des Gesetzes, den hunderte Beamte hüten. Die Abneigung vor dem Schlechten wird durch das Verbot ersetzt, die Neigung zum Guten durch das Gebot: Die Gesinnung wird je länger je mehr ausgeschaltet. Ein Herabsinken auf eine niedrigere Stufe, deren Brüchigkeit sich zeigt, wo sie rein auftritt: Summum ius, summa iniuria! Es ist bekannt, wie Luther über die bürgerliche Gerechtigkeit gescholten hat. Es ist ebenso bekannt, wie Lotze, was sich Gutes über den Rechtsstaat sagen läßt, das im ‚Mikrokosmos' zusammengetragen hat. Gewiß, späte Völker in einen Staat zusammenfassen zu wollen, der für frühe Völker paßt, das wäre ein Unding. Aber jedenfalls, späte Völker kommen auch nicht mehr über den Rechtsstaat hinaus. Späte Völker bringen keine gute Sitte mehr zuwege und können unter ihr nicht mehr leben, mit ihr nicht mehr ausreichen. Sie sind im Laufe der Zeit zu exzentrisch geworden, um durch gute Sitte allein im Zaum gehalten werden zu können.

Dieselbe Linie der Entwickelung von der Sitte zum Gesetz sehen wir aber auch auf dem Wege von JE nach P. Man kann hier, ohne die Uebersichtlichkeit der Entwickelung zu zerstören, vielmehr zu ihrer Hebung hinzufügen: Ueber das Deuteronomium, über D hin.

Das Gesetz in JE! Wir haben Gesetz in JE, die zehn Gebote. Aber, es ist oft genug darauf hingewiesen, wie wenig hat dieses Gesetz vom Geiste des Gesetzes an sich! Wie völlig unzureichend wäre es zur Begründung eines Zusammenlebens. Wie hat Luther in seinen Erklärungen ihnen erst ihren rechten Geist eingehaucht, wie hat er sie erst moralisch zureichend gemacht, wie hat er sie erst religiös fundamentiert! In seinen klassischen Erklärungen, von denen aber bekannt ist, wieviel mehr sie Erweiterungen wie Erklärungen sind! Es ist ersichtlich, wie aufs deutlichste diese Gesetzsammlung den Geist ihrer Zeit verrät als einen Geist noch nicht des Gesetzes, sondern noch der Sitte. Und es wird ja auch aufs unmißverständlichste oft genug hinzugefügt, daß solche Sitte überhaupt die eigentliche Großmacht in Israel war! Die Sitte, die Gewohnheit! Von Gott stammen nicht bloß Ackerbau und Viehzucht, sondern vor allem auch Brauch

und Herkommen. „So pflegt man nicht zu tun in Israel!“ „Das ist eine Torheit in Israel!“ Wie oft bringt JE derartige Wendungen aus seiner Zeit! Wie bis zur Stunde noch heute in der javanischen Kaffeeplantage jeder Streit entschieden wird durch das, was ‚Adad‘, was Gewohnheit ist, so ähnlich in JE.

Und demgegenüber also zuerst D! Eine mittlere Zeit! Schon mit einer Menge kontrollierbarer Gesetze über Blutrache, Barbarei ꝛc.! Aber das Grundgesetz der Moral ist noch die Reinheit des Herzens. Allerlei Empfehlungen, die dem Einzelnen als Gewissenssache in die Seele geschoben werden, nehmen noch einen breiten Raum ein: Die Sklaven sollen milde behandelt, nicht leer freigelassen werden: Denn ihr waret auch Knechte und Gott hat euch befreit und gesegnet! Wer einen Weinberg oder ein Haus anlegt, den soll man in demselben Jahre nicht zum Kriegsdienste nehmen! Zu Bollwerken soll man keine Fruchtbäume nehmen! Und derartiges mehr.

Ganz anders alles in P! Ueber weltliche Gebiete hatte man nicht mehr zu befinden. Das Land war bereits in jene bedauernswerten Jahrhunderte seiner Geschichte eingetreten, in denen seine politische Freiheit auf immer verloren war, und der einzige Unterschied nur war, ob Babylonier und Assyrer, Aegypter oder später Römer seine Herren und Tyrannen waren. Ueber Freilassung von Sklaven, über Kriegsdienste hatte das Land nicht mehr zu befinden. Die Kirche, der Kultus, die Gesetzesfragen, an denen den Eroberern nichts lag, die allein gehörten ihm noch: Und auf sie konzentrierten sie ihre Eigenart. Da entwickelten sie jenen so völlig spezifischen Geist nunmehr der späteren jüdischen Gesetzlichkeit, der so völlig, so absolut das Gegenteil war aller früheren Zeiten, die mit Sitte, Gewohnheit und Gesinnung arbeiteten. Diese letztere, die Gesinnung, war wiederum ausgeschaltet; das Werk war der einzige Maßstab geworden, mit dem alles gemessen wurde! So entstand jene Wolke von Gesetzen über Opfer und Sabbath, über ‚verboten‘ und ‚erlaubt‘, über ‚rein‘ und ‚unrein‘, die in jenen mittleren Büchern Mosis sich aufgespeichert finden, an deren Lektüre auch der gewissenhafte Bibelleser zu erlahmen pflegt![1]) Kurz aber, um es zusammenzufassen, wir haben hier in einem Bilde aus früher und einem Bilde aus später Zeit das-

[1]) Vgl. E. Schürer, Gesch. d. jüdischen Volkes, 3. Aufl. 1898—1901. W. Bousset, Die Relig. d. Judent. i. neutl. ZA. (1903) S. 54 ff.

selbe Schema vor uns, wie so oft in der Weltgeschichte: Man kann in keiner Weise sagen, den Fortschritt, aber die Fortbildung, die Entwickelung der Volksseele von der Sitte zum Gesetz! —

Und dieselben zwei Gegensätze von Jugend und Alter endlich an dem Begriffspaar: Naivität und Tendenz!

Greifen wir dazu einige Beispiele heraus aus denjenigen Quellenmassen, die die Königsgeschichte umfassen, den Büchern Samuelis einerseits, den Büchern der Chronika andererseits! Es ist von diesen beiden Quellenmassen das doppelte bekannt. Einmal, daß sie beide im großen und ganzen durchaus den gleichen Stoff behandeln, in derselben Weise wie JE und P stofflich unendlich oft, dieselben Gegenstände wiederholen. Dann aber, daß es hier zum Schluß nicht zu der letzten Zusammenarbeitung, zum letzten Zusammendrehen der einzelnen Fäden zum Seil gekommen ist. Auch dazu nicht, daß die spätere Quelle in ihrer alles korrigierenden Färbung die frühere naiv alles erzählende verdrängt hätte, aus der Literatur heraus oder wenigstens aus der Sammlung der heiligen Schriften heraus. Vielmehr, vielleicht um des heiligen Stoffes willen, sind beide darin aufgenommen, steht, eine Art von Widerspiel, neben der naiven Quelle die tendenziöse, sich selbst zum Vorwurf, zum eigenen Erröten. Ihre Mühe, die andere vom Stuhl zu stoßen, die Menschheit in ihrem Geist zu lehren, ist umsonst geblieben![1])

Also aus den beiden Quellen ein Beispiel für Naivität und Tendenz! Wie glatt geht I Chron. 10 alles vor sich beim Regierungsantritt Davids! Saul starb in seiner Missetat. Ganz Israel aber versammelt sich zu Hebron und spricht: Wir sind dein Bein und dein Fleisch! Und David macht einen Bund mit ihnen vor dem Herrn und sie salben ihn zum König. Die ganze Erzählung ist mit zwei Versen abgetan! Und wie ganz anders sehen die Dinge II Sam. 2 aus! Wo Abner, Sauls Heerführer, sammelt, was sich sammeln läßt, für Isboseth, den Sohn Sauls und eigentlich rechtmäßigen Nachfolger Sauls. Zwei Jahre lang regiert Isboseth, von Abner gestützt, auch tatsächlich, und David führt zwischen Israel und Philistern hin und her ein buntes Frei- beuter- und Abenteurerleben. Bis er eines Tages um eines Kebsweibes Sauls willen sich mit Abner erzürnt, daß dieser ihn in einer wilden Aufwallung verläßt und in das Lager Davids

[1]) Wellhausen, Prolegomena III 1886, S. 175ff.

übergeht. Er fällt darin sehr bald einem Akte der Blutrache zum Opfer, aber auch von Isboseth ist mit ihm das Glück gewichen und es dauert nicht lange, da wird auch sein Haupt dem David ins Zelt gebracht. Damit erst ist David Herr der Sachlage. Ganz wie in der Chronik heißt es auch hier zuerst, daß Saul stirbt, und dann, daß das Volk zu Hebron den David zu seinem Nachfolger macht. Aber zwischen diesen zwei Bemerkungen standen in der alten Quelle alle die Kapitel mit den buntfarbigen Wüsten- und Lagerbildern des dazwischen liegenden Interregnums, durch die David nicht immer so ganz tadellos und einwandfrei hindurchging, wie es die Chronik von diesem ihrem Haupthelden wünscht, und die sie deshalb einfach kurzerhand gestrichen hat. Isboseths zweijährige Regierung ist ihr gelungen, aus der landläufigen Ueberlieferung auszumerzen. Man lernt in der Schule nach dem Schema der Chronik: Auf Saul folgte David! Es sind aber die zwei Begriffe, die wir vor uns haben: Naivität und Tendenz, verteilt auf Jugend und Alter in der Literatur!

Und wie bei diesem ersten Werke Davids, seiner Thronbesteigung, so bei seinem letzten, dem Tempelbau! Nach der Samuelisdarstellung hat David überhaupt mit dem Tempelbau noch nichts zu tun, sondern gründet nur einen Altar in Jerusalem. Die Chronik wünscht aber nun ihren Haupthelden an diesem großen Werke auch irgendwie teilnehmen zu lassen. Seine Errichtung, seinen wirklichen Bau konnte sie Salomo nicht gut nehmen, die hingen zu fest mit ihm zusammen. So argumentiert sie denn ausdrücklich: David sollte Gott keinen Tempel bauen, weil an seinen Händen zu viel Blut klebte! Ein wie wenig nach Altertum schmeckender Grund! sagt Wellhausen sicher nicht ohne Recht. Derartiges wäre der wirklichen Antike eher ein Grund für wie gegen David gewesen! Also bauen mußte ihn Salomo, dabei blieb es. Aber David entwarf ihn nun für Salomo! Entwarf ihn in genau denselben ebenso phantastischen wie unmöglichen Einzelheiten, wie sie der Plan der Stiftshütte, wie sie die Wüstengesetzgebung, wie sie überhaupt jedes literarische Erzeugnis aus dem Kreise um P wiederholt! David selbst gibt von dem Seinen 3000 Talente Gold, 5000 Talente Silber dazu, maßlosen Marmor und zahllose Edelsteine. Der Adel des Landes fügt dem hinzu 5000 Talente Gold, 10000 Talente Silber und ebensolche Maßlosigkeiten anderen wertvollen Materials. Und das Volk schenkt entsprechend. Das alles brachte ein Land

auf von der Größe etwa des Königreiches Sachsen und sicher ganz erheblich verstreuterer Bevölkerung! Und dazu dann die Einrichtung und Verteilung auf dem Papier: Hunderte und Tausende von Priestern, Leviten, Torwächtern, Sängern und was sonst noch für Aemter, sämtlich an dem einen Tempel angestellt und beschäftigt! „Was hat die Chronik", so faßt Wellhausen das Urteil über die beiden Quellenmassen zusammen, „aus David gemacht! Der Gründer des Reiches ist zum Gründer des Tempels und des Gottesdienstes geworden, der König und Held an der Spitze seiner Waffengenossen zum Liturgen an der Spitze eines Schwarmes von Priestern und Leviten, seine so scharf gezeichnete Figur zu einem matten Heiligenbilde, umnebelt von einer Wolke von Weihrauch." „Es ist vergeblich, die grundverschiedenen Bilder stereoskopisch zusammen zu schauen; historischen Wert aber hat nur die Tradition der älteren Quelle. In der Chronik ist dieselbe dem Geschmack der nachexilischen Zeit gemäß vergeistlicht, welche für nichts mehr Sinn hatte, als für den Kultus und die Thora, welche daher der alten Geschichte, die doch die heilige sein sollte, fremd gegenüberstand, wenn sie sie nicht ihren Begriffen assimilierte und zur Kirchengeschichte umgestaltete." Es stehen sich, wie in vielen ähnlichen Beispielen, Naivität und Tendenz gegenüber, verteilt in jener Literatur, wie in der Geschichte jedes Volkes und jedes Menschen, auf Jugend und Alter.

Es würde nicht schwer sein, dem Gedanken ‚Bauerntum und Altes Testament' noch weiter nachzugehen. Für Gesundheit, Unpersönlichkeit, Dreiviertelkraft, für sämtliche Eigentümlichkeiten bäuerlicher Eigenart würde man im Alten Testament Gegenbilder auffinden können. Es würde nur immer darauf ankommen, stets den späten Schichten desselben aus dem Wege zu gehen und sich an die frühen, die eigentlich antiken der heiligen Sammlung zu halten: Dieser Sammlung, an der, wie gesagt, wie an keinem zweiten Menschenwerke, die Jahrhunderte mitgearbeitet haben! —

29. Bauerntum und Kunst.

Wir wollen an dieser Stelle nicht über ein Stück Kunstgeschichte sprechen, über das, was Bauerntum auf dem einen oder anderen Kunstgebiet selbsttätig eingreifend geleistet hat. Wir

möchten, um einen Vergleich zwischen den beiden Gebieten zu erlangen, immer unter Voraussetzung des Bauerntums als einer frühen Volksschicht, dasselbe, wie im vorigen Kapitel mit den frühen Teilen des Alten Testaments, so in diesem einen Augenblick mit ebenso frühen Teilen der Kunstgeschichte vergleichen, auch in der Beziehung Aehnlichkeiten festzustellen, eins durch das andere zu erklären. Citieren wir noch ein letztesmal einige unserer Ueberschriften!

Uebersinnlichkeit und Glaube!

„Tempel und Götterbilder waren fast die einzigen Gegenstände jener Zeit; und wer nur einen Hauch von dem Geiste verspürt hat, den die Werke des größten der damaligen Meister ausströmen, der wird überzeugt sein, daß Phidias' Kunst fast mehr noch Gottes- als Menschendienst war. Der selige Friede, den der schimmernd leuchtende Glanz seiner Köpfe so beredt ausspricht, entstieg nur einem ebenso frommen Herzen[1])." Es ist bekannt, derartig ging nicht bloß in Griechenland der Anfang der Kunst vor sich, sondern überall setzte sie derartig übersinnlich und religiös ein. Die Luft, die die frühe Renaissance durchweht, die auch durch Dürers große Holzschnitt- und Kupferstichfolgen noch zieht, war ähnlich. Ein, wenn auch asketisch, so doch jedenfalls stark übersinnlich und jenseitig gerichteter Geist durchzieht durchaus ihre Kompositionen, wie den bekannten ‚Triumph des Todes' zu Pisa. Gar ganz zu schweigen von Fiesole, dem pater angelicus, in dem alle Kunst überhaupt getragen wurde von Glauben und Religion! Was reizten solch einen spätere Probleme, Perspektive, Anatomie und Hintergründe! Die naivsten Verzeichnungen hat er seinen Fresken in San Marco anvertraut. Der fromme Ernst hob ihn über seine späteren Genossen hinaus[2]). Es war nicht nur die-

[1]) C. Breysig a. a. O. Bd. 2 Abschn. 1 S. 279.

[2]) Wir setzen die bekannten Worte aus Vasaris Biographie her, „Fra Giovanni war ein schlichter Mann von heiligen Sitten. Gemalt hat er unermüdlich, aber nie benutzte er seinen Pinsel anders als zur Verherrlichung des Heiligen. Er konnte Reichtum gewinnen, aber er verschmähte ihn und pflegte zu sagen, wahrhaft reich sei, wer sich mit wenigem begnüge. Würden konnte er erlangen, bei seinen Mitbrüdern und anderswo, aber er verschmähte sie. Sein einziger Ehrgeiz war, der Hölle zu entfliehen und sich im Paradiese einzubürgern. Wer die Taten Christi schildern will, sagte er, müsse auch selbst stets bei Christo sein! Nie hat man ihn in Unwillen mit seinen Brüdern getroffen, eine fast unglaubliche Eigenschaft! Jedem, der ein Werk von ihm haben wollte, erklärte er freundlich, wenn der Prior

selbe Luft, die in demselben Kloster auch den Savonarola erzeugte, es war auch dieselbe Luft, die das griechische fünfte Jahrhundert durchwehte!

Es ist sehr charakteristisch, wie der Realismus nicht bloß bei uns die Eigenart späterer Kunst ist. „Reine Genregegenstände kommen auf, bis schließlich Werke entstehen, wie das Relief, das einen zu Markt ziehenden Bauer mit seiner Kuh darstellt oder wie jene Statue der alten Hirtin und des alten Fischers, die alle Hagerkeit des Leibes, alle Runzeln des Gesichts und die ganze Plumpheit des Tagelöhners wiedergeben.“ So urteilt Breysig über den Ausgang der griechischen Kunst[1]). Uebersinnlichkeit aber ist die Eigenart wie aller frühen Volksschichten, so die aller frühen Kunst.

Oder zu den Kapiteln Maßhalten und Dreiviertelkraft! Nur einige Worte!

Denken wir an die Gruppe der Tyrannenmörder des Kritias und Nesiotes ca. aus dem Jahre 500 und an den sog. Borghesischen Fechter von Agasias ca. von 100! Beide Male ungefähr dasselbe Motiv. Aber wie verschieden seine Ausführung. Wir haben ein Bild des Maßhaltens vor uns! Es stehen einander gegenüber Kraft und Verve, Wucht und Temperament! Oder man vergleiche den heiligen Georg von Donatello, gleichfalls aus der Frührenaissance, etwa mit einem Germanen von dem modernen Kyffhäuserdenkmal. Es sind beides Krieger, beide dem Motiv nach wieder durchaus ähnlich. Wie verschieden aber ist wieder die Behandlung! Wieviel weiter bleibt das eine Mal die Erregung hinter ihrer Grenze zurück, wie das andere Mal! Das eine Mal ist alles gestimmt auf sämtliche Akkorde der Verteidigung. Wenn an den heiligen Georg Anforderungen herantreten werden, und diese Anforderungen werden nicht nachlassen, sondern werden eine Zurückweisung erfordern, dann wird er diese Zurückweisung, und auch durchaus in entsprechender Stärke und Nachhaltigkeit, leisten. Er wird sein Schwert holen, denn er trägt es nicht bei sich, und wird damit tun, was nötig ist! Und bei dem

---

zustimme, solle es an ihm nicht fehlen! Er veränderte auch seine Gemälde nie, sondern ließ sie, wie sie beim ersten Wurfe wurden, indem er meinte, daß Gott es so wolle. Man sagte sogar von ihm, er habe nie gemalt, ohne vorher gebetet zu haben.“ Crowe und Cavalcaselle, Geschichte der italienischen Malerei 1869—1876, Bd. 2 S. 139 f.

[1]) Breysig a. a. O. S. 352.

Germanen zur Seite Barbarossas alles gestimmt auf sämtliche Akkorde des Angriffs! Die Figur leidet ja unter starkem inneren Widerspruch. Jenes Zuckende, Federnde, Vibrierende, jenes Pulsieren jeder Ader, das nur alle Moderne kennt, ist hineingelegt in die Hülle eines frühen Germanen. Aber sehen wir von dieser Disharmonie ab, dann ist die Figur durchaus ein moderner Krieger, dessen Finger unbewußt bereits mit dem Schwerte spielen, nervös seine Klinge biegend, der voll ist des einen Gedankens: Die beste Parade ist der Hieb und die beste Verteidigung der Angriff! Es ist selbstverständlich, daß solche Verschiedenheit der inneren Gemütsverfassung sich vor allem abspiegelt im Gesicht. Welches denn auch das eine Mal ebenso mittelalterlich ruhig ist, wie das andere Mal modern, wie wir es leicht nennen, vielsagend und ausdrucksreich bewegt! Es ist Dreiviertelkraft und Maßhalten gegenüber von Vollkraft und Uebermaß, vertreten durch frühe und späte Kunst, weil wieder vorhanden in frühen und späten Volksschichten!

Der Elefant, der lässig seinen Fuß aufhebt und niedersetzt, zertritt mehr, wie das Pferd, das temperamentvoll den Boden schlägt. Alles Bauerntum aber, wie alle frühe Kunst haben etwas derartig Elefantenähnliches an sich, alle späten Volksschichten, alle Hochkultur etwas vom temperamentvollen Pferde.

Weiter! Unpersönlichkeit und Tradition!

Durchaus wieder nur alle frühe Kunst arbeitet auch nach diesen Prinzipien. „Ich bin ich und setze mir ein Nichtich gegenüber!" Das ist nicht bloß Fichtesche Weisheit, sondern überhaupt die Weltanschauung eines späteren Volkes und ebenso späterer Kunst. Aber was liegt in der frühen Kunst an der einzelnen Person! So wenig, wie im Bauerntum! Hätte mehr daran gelegen, so hätten sich gewiß, worauf wir hindeuteten, aus allen Mittelaltern ebensoviele Künstlernamen erhalten, wie aus allen Neuzeiten. Aber was lag an ihr! Niemand geizte darnach, neue Themata aufzubringen. Man weiß, kleine Nuancen, im übrigen aber hundertmal dieselben Apollos, dieselben Aphroditen! Niemand geizte darnach, gar ganze neue Stoffgebiete aufzubringen. Mit einer später nie geübten Zähigkeit immer von neuem unermüdlich die alten pflegen, war stets die Art früher Kunst. Niemand geizte auch darnach, wie jeder weiß, seine Arbeit von der eines anderen zu sondern. Man nahm einen Gegenstand, wo und wie man ihn fand, und tat daran zu und ab ohne jeden Respekt vor fremdem Eigentum und fremder Eigenart. Die bekannte Fort-

setzung des Peruginoschen Sposalizio im Raffaelschen ist das typische Beispiel dafür! Um an dieses Wort anzuknüpfen und damit die Eigenart früher Kunst in einem Punkt zu charakterisieren und zusammenzufassen: Wie nie sonst, nimmt, wie beim Bauerntum, der Typus in ihr einen breiten Raum ein, der Typus, der uns Menschen der Individualität so unverständlich, um nicht zu sagen, so unsympathisch ist. Der Gott erhält immer wieder dieselbe typische Handlung, das Pferd macht denselben typischen Sprung, wie wenn der Bauer bei der Hochzeit jedesmal seinen jahrhundertealten typischen Jauchzer ausstößt.

Sollen wir schließlich noch einmal der Gesundheit gedenken?!

Der gesunden Schwerflüssigkeit, wie in allem frühen Volkstum, so in aller frühen Kunst?! Man erinnere sich an so manchen Diskuswerfer! Die äußerste Wurfstellung, aber welche Ruhe doch darin! Wie gemäßigt die Körperhaltung, wie gemäßigt die Muskelanspannung. Ersichtlich kannte man die sämtlichen Möglichkeiten menschlicher Muskelanspannung überhaupt noch nicht. Es ist jenes oftgenannte Maßhalten, das alle frühe Kunst durchzieht! Oder wir denken an die uns oft beinahe lächerlich vorkommende Ruhe allen Schmerzen gegenüber. Ein Lapith ersticht einen Centauer. Die Vorderbeine des Centauer sinken bereits zusammen. Seine Arme lassen schon den Gegner fahren. Aber welche Ruhe ist sonst in dem Sterbenden, in seinen Gesichtszügen! Denken wir selbst noch an die Laokoongruppe oder den Farnesischen Stier aus dem 3. Jahrhundert! Dem modernen Menschen kommt ersterem gegenüber regelmäßig der Gedanke: Bei derartig geringen Anstrengungen wird es überhaupt nicht möglich sein, der Schlangen sich zu entledigen; was anderenfalls bei etwas mehr Mühe an einigen Stellen durchaus nicht schwer wäre! Moderner Schmerz wird tiefer empfunden und treibt zu größeren Anstrengungen an! Und ähnlich alles beim Farnesischen Stier! Welche Ruhe in den zwei Brüdern, in der Dirke, in dem Stier. Ohne Erklärung versteht ein moderner Mensch das ganze Stück überhaupt kaum! Welche Ruhe gar wieder etwa in den älteren Niobiden! Der moderne Mensch möchte immer wieder die eine Frage tun: Fühlen die Menschen nichts? Die Söhne und Töchter die Pfeile nicht und die Mutter ihre unsagbaren Verluste nicht?

Man ist ja immer leicht geneigt, all derartige Eigentümlichkeiten und vor allem diese letztere anders und kürzer zu erklären

damit, daß die betreffenden Künstler der wirklichen Natur überhaupt noch nicht gewachsen wären, daß sie die ihnen vorliegenden Motive überhaupt eben nicht herausgebracht hätten! Indes gerade über diesen Vorwurf, über den Vorwurf des mangelnden Könnens ist eigentlich die griechische Kunst erhaben. Sprächen wir von der Gothik, so lägen die Dinge anders. Wir reden aber von der Blüte griechischer Plastik, dieser der ganzen Antike kongenialsten Lebensäußerung. Der Zusammenhang der Dinge ist wahrscheinlicher der, daß alle diejenigen Eigenschaften und Empfindungen, die unserer Kunst in ihrem Motivenschatz geläufig sind, aller früheren fehlen zum großen Teile deshalb, weil sie aller früheren Wirklichkeit fehlten! Der Bauer entgegnet dem Arzt, der ihn gelegentlich einer schmerzvollen Zahnbehandlung zum Chloroformieren zuredet: „Oh! dat schall woll nich noth dohn!“ So haben alle frühen Zeiten und so hat deshalb alle frühe Kunst empfunden.

Schluß.

30. „Akute Vergiftung.“ Praktischer Ausblick.

Deutschlands Bauerntum geht unter! Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß es sich in einer Art Selbstauflösung, Selbstzersetzung befindet! Weite Kreise, wenn sie könnten, verkauften lieber heute wie morgen ihren Hof, und zögen in die Stadt hinein, dort eine Destille aufzutun, und hinter dem Trefen ihr Leben zu beschließen. Es gibt keinen traurigeren Anblick, als diese erdgeborene, ländliche Aristokratie, die ganz anders mit der Scholle zusammenhängt, wie aller Großgrundbesitz, in solcher Weise herabsteigen zu sehen zur zweifelhaften Stadtexistenz, zum Kulturproletariat! Und solcherlei Landflucht ist noch nicht das eigentlich Schlimme. Eine starke Landflucht muß mit allem gesunden Bauerntum stets verbunden sein. Aber auch der daheim bleibende Teil verachtet seine Eigenart!

Der Grund dafür liegt sicher nicht irgendwie in der Ungunst der Verhältnisse: So wie etwa das Kleingewerbe unter dem Druck des Großgewerbes sich auflöst, oder wie die Photographie einst dem Kupferstecher das Werkzeug aus der Hand schlug! Die Verhältnisse liegen heute nicht für das Bauerntum, wie sie jedesmal in Deutschlands Vergangenheit lagen, wenn die Fürsten sich nicht auf den Lehnsstaat stützten, sondern Städtepolitik trieben, die Städte begünstigten, um sie gegen ihre Großen auszuspielen. Dann entstanden jedesmal für das Bauerntum gedrückte Zeiten, dann wiederholte sich jedesmal der Gedanke: Stadtluft macht frei! Und der landflüchtige Bauer tauschte seinen schlechten Hof gern dagegen ein, daß er hinter Stadtmauern wieder von vorn anfangen mußte! Derartiges liegt heute nicht vor. Jeder weiß, wieviel eher würde das Gegenteil richtig sein. Allerlei Reichtum, besonders auch allerlei staatliche Bevorzugung und Begünstigung unterscheiden durchaus zu ihrem Vorteil die bäuerliche Gegenwart von der Vergangenheit! Jeder weiß, und wenn zwei oder drei Beamteninstanzen die Sache nicht durchsetzen: Wenn die betreffenden zwei oder drei bäuerlichen Schulzen langsam und eckig sich zur Tür der Behörden hineinschieben, dann ist die Angelegenheit erledigt vor ihrer Besprechung!

Der Grund liegt, wenn wir richtig sehen, zum letzten Male in dem Unterschiede zwischen Jugend und Alter. Wenn es zur Zeit der Salier hieß: „Stadtluft macht frei!" so war solche Stadtluft damals psychologisch kaum viel anders, wie die damalige Landluft. Den Unterschied zwischen Jugend und Alter eines Volkes gab es nicht. Man war in der Stadt nicht älter, wie auf dem Lande! Wie wir ausgeführt haben, ist dem heute anders, und infolgedessen tritt diejenige einzige, kann man sagen, ungünstige und verhängnisvolle Beziehung in Kraft, die es zwischen den beiden gibt.

Wir wiesen bereits einmal darauf hin! Wir wissen, das Alter ist für die Jugend der gegebene, und auch ein ebenso bewährter wie vortrefflicher Lehrer: Das gesamte große Kapitel der Erziehung mit seiner ruhmreichen Geschichte rollt sich vor uns auf! Aber welches ist die eine große Voraussetzung dabei? Oft genug ausgesprochen und formuliert, in jedem anderen Fall aber stillschweigend als selbstverständlich angenommen!? Die ist es, daß, wenn das Alter in Beziehung zur Jugend tritt, und wenn diese Beziehung eine segensreiche sein soll, es dann um die eine große Forderung nicht herumkommen kann, in tausend und abertausend Dingen seine eigene Art zu verleugnen, zurückzustellen und zu verbergen! Die Art der Jugend anzunehmen, zu handhaben, ja, sei es oft auch nur, sie vorzuschützen! Man weiß, wie alle Jugend kein lebhafteres Streben hat, als gerade, das Alter in seiner spezifischen Eigenart auszuforschen: Wie sie da Augen und Ohren hat für drei! Man weiß aber auch weiter, wie alles vernünftige und weise Alter eben deshalb auf nichts ein strengeres Augenmerk hat, als gerade darauf, das ganze große Gebiet dieser seiner intimen Eigenart der Jugend vorzuenthalten, auf nichts mehr sein Augenmerk richtet, als, wie man sich ausdrückt, möglichst lange das Kind kindlich, die Jugend jugendlich zu erhalten. Und man weiß, wo das nicht geschieht, wo diese Schranken nicht immer wieder mit Sorgfalt und Gewalt aufgerichtet werden, daß ein sorgloses, unpädagogisches Alter nicht auf sie achtet, oder unbewachte Verhältnisse in sie Spalten und Lücken hineinreißen lassen: Man weiß, einen wie verheerenden Einfluß dann die überflutende Weltanschauung des Alters auf die in der Entwickelung stehende jugendliche, unausgereifte ausübt! Das Glas Wein, welches dort fast Speise war, dem Kinde wird es fast Gift. Die Lektüre, die dort spurlos vorüber ging,

hier bei der Jugend verheert und verwüstet sie die noch zu weiche Seele. Die praktische Weltklugheit, die dort fast selbstverständliches Inventar war, hier, wenn sie einmal Wurzel faßt, verseucht sie eine Welt von Idealen, schafft sie jene öde Jugend, deren Gott schon das Geld und das Fortkommen ist! Regen in die Blüten! Dung an den frisch gepflanzten Baum! Messer und Schere in Kinderhand! Fast nichts muß so gelernt werden, zu fast nichts muß der Mensch erst so völlig reif werden, wie zum Umgang mit der Welt, gar mit den Lastern der Welt. Eine jede Leistung setzt, wie bekannt, mehr, wie Kraft, noch Gewohnheit, Uebung, Trainierung voraus. Der Genuß von allen Giften aber doppelt und dreifach. Der Fluch schlummert überall in diesen Dingen, aber vorzeitig in jugendlich ungeübte Hand geratend verzehnfacht er sich! Es ist diese eine, aber so furchtbar verhängnisvolle Beziehung in dem Verhältnis zwischen Jugend und Alter, diesem sonst so einzigen Verhältnis, so großartigem Verhältnis jeglicher Ergänzung.

Man erlaube uns, um die entsprechende Erscheinung beim Bauerntum anschaulicher zu machen, ein geschichtliches Gegenstück.

Gewiß sehr mit Recht hat C. Breysig einmal die eben genannte Beziehung im Menschenleben angewandt auf die Weltgeschichte, auf das weitere Gebiet des Völkerlebens: Bei der einen großen Gelegenheit, als das gesamte jugendliche Germanentum in den Jahren der Völkerwanderung zusammentraf mit der römischen Hochkultur, und seine Besten scharenweise dieser Berührung zum Opfer fielen! Rom, kein sterbender Löwe, sondern ein ausgelebter sterbender Greis, flüsterte in seiner Todesstunde seinem jugendkräftigen Gegner all seine Weltklugheit, all seine Lasterhaftigkeit ins Ohr, und auf dem saft- und kraftstrotzenden jungen Boden schoß solche Saat entsetzlich in die Halme. Breysig führt aus, wie ganze Völker, die Ostgoten, die Westgoten, die Vandalen spurlos und restlos damals an solch ‚akuter Vergiftung‘ gestorben sind; wie andere durch die ererbte, fertige, fremde Welt in ihrer ganzen Entwickelung scheinbar gefördert, in Wahrheit auf das verhängnisvollste beeinträchtigt und verseucht wurden; und wie nur diejenigen Germanen, welche der damaligen Berührung fern blieben, in normale Bahnen hineingelangt sind. Er weist von neuem hin auf jenes entsetzlichste Beispiel solcher Kulturvergiftung, das uns als klassisch von der Schulbank her bekannt ist: Auf die Merowinger! Auf das Kapitel ‚Brunhild und

Fredegunde'! Es seien ein paar Zitate aus den betreffenden Abschnitten der Beckerschen Weltgeschichte erlaubt, das zu beweisen, worauf es uns ankommt: Daß den Gipfel aller Niedertracht zu erklimmen stets nicht der Kultur beschieden gewesen ist, sondern der durch die Kultur vergifteten Natur! „Wie im Königshause, so wüteten Gewalt und Habsucht unter den Großen. Meineid, Hinterlist und Mord sind alltägliche Dinge, die jeder vom anderen erwartet, gegen die man sich durch alltägliche Mittel schützt ... Mit Chariberts Tode beginnen jene Bruderkriege, die mit allen Greueln, deren die Menschheit fähig ist, bezeichnet sind, hervorgerufen und genährt vornehmlich durch den Haß zweier Königsweiber, Brunhild von Austrasien und Fredegunde von Neustrien ... Sigibert von Austrasien sollte schon auch in Neustrien als König auf den Schild gehoben werden, als sich im Getümmel zwei Männer an ihn herandrängten und ihm ihre vergifteten Messer in die Seite stießen ... Da es nicht gelungen war, sich Childiberts zu bemächtigen, sandte Fredegunde zwei Männer, noch dazu Geistliche, aus, ihn zu ermorden, die indessen ihrerseits ergriffen und hingerichtet wurden ..." Weiter! „Fredegundes Kinder waren tot, ihre Stiefsöhne hatte sie selbst umbringen lassen. Jetzt gebar sie einen Sohn, den sein Vater in Verborgenheit auf dem Lande erziehen ließ, ‚damit das Kind nicht sterbe, wenn man es öffentlich sehe'! Zur rechten Zeit war es geboren, denn kurz nachher fiel sein Vater, von der Jagd heimkehrend, durch die Hand eines Meuchelmörders. Das Volk nannte auch hier die Gemahlin als Anstifterin, die in unzüchtigem Verkehr mit einem der Hofleute lebend, den Grimm des Königs fürchtete!" Und in dem Tone geht es weiter! „Den kleinen Sohn seines Feindes ließ Theodorich von einem Kriegsmann beim Fuß ergreifen und gegen ein Felsstück schleudern, daß das Gehirn umherspritzte." Und zum Schluß dann die Schleifung der Brunhild. „Der König ließ sie drei Tage lang martern, dann auf ein Kameel setzen und so durchs gesamte Lager führen und hierauf mit dem Haupthaar, einem Arm und einen Fuß an den Schweif des wildesten Pferdes binden!" Es sind wahrscheinlich zum Teil Dinge, die das alternde Rom übertrafen. Ein Germane mit vergiftetem Messer in der Hand! Seit wann war das etwas Erhörtes! Es waren ursprünglich vielleicht auch nur die vergifteten Nadeln gewesen, von denen man aus den römischen Boudoirs gehört hatte, und die sich in der jungen Faust dann zu vergifteten Messern vergrößerten!

Oder es sei erlaubt, noch ein zweites derartiges Beispiel aus der Gegenwart heranzuziehen. Alle modernen anarchistischen Richtungen!

Wie kommt es, daß unsere heutige Sozialdemokratie sich auszeichnet durch eine ganz eigentümliche Unfruchtbarkeit, wie durch eine ganz eigenartige und einzigartige Wildheit!? Es ist oft genug auf jene ihre Unfruchtbarkeit hingewiesen. Sie besitzt nicht die Erkenntnis, daß es überall im Leben ankommt auf das Aufbauen, nirgends auf das Niederreißen. Während des letzten Burenkrieges ging einmal der Gedanke durch den gesamten Anarchismus der Erde, England durch Arbeitsverweigerung an seinen sämtlichen Schiffen zur Menschlichkeit in Südafrika zu zwingen. Wenn das gelungen wäre, so würde es keine Tat gewesen sein von der Selbstlosigkeit Gustav Adolfs oder dem Märtyrertode des Johann Huß, aber doch eine Tat zur Beschämung der gesamten Kulturwelt. Aber wie ohnmächtig war der ganze Gedanke von Anfang an in Szene gesetzt, und wie so bald verlief er im Sande. Was hat aller Anarchismus im ganzen geleistet?! Sein Größtes ist noch gewesen, daß er eine Masse von Menschen in ungesunden Lebensverhältnissen zurückgehalten hat, und ihnen darin, statt sie auswandern zu lassen, dann allerdings ihr materielles Dasein nach und nach etwas verbessert hat! Aber man wird gestehen müssen, das sind keine höchsten Leistungen, das Brot gehört zu den Bedürfnissen, aber nie zu den Idealen des Lebens. Und es ist bemerkenswert, wie unfruchtbar aller Anarchismus stets in dieser Welt der Ideale war.

Und weiter, es ist gleichfalls oft bereits ausgesprochen, wie ebenso ganz bemerkenswert wild und zügellos er dabei stets gewesen ist. Zügelloser wie jede Kultur, zügelloser wie jede Natur! Wie zügellos ist der Ton, in dem man miteinander verkehrt, wie bemerkenswert gering ist der für jeden Gegengrund reservierte Platz! Wie zügellos war eine Tat, wie der Mord an der österreichischen Kaiserin!

Woher kommt das? Man hat darauf hingewiesen, die absolute Unnatur der Fabrikverhältnisse bringe das mit sich! Gewiß, man darf fragen: Kann in solchem Boden überhaupt Gutes wachsen! Die Luft, in der der Mensch gesund gedeiht, ist die menschliche Gesellschaft von Jugend und Alter, von Mann und Weib, von Eltern und Kindern, in der ein Teil auf den anderen einwirkt, und keiner ohne Schaden entbehrt werden kann. Und

im Fabrikleben wird jeder Einzelne derselben beeinträchtigt bis zum Ruin! Die Kinder sind den Tag irgendwo, die ganze Einwirkung der Kleinen auf die Großen geht verloren. Der Mann ist vom Morgen bis zum Abend eingesperrt zwischen Mauern, Strafbestimmungen und wer weiß, was für Redensarten rechts und links: Welcher Einfluß wird von diesem auf die Familie übergehen! Die Frau, dieses mildernde, dieses in besonderer Weise Segen bringende Element wird entstellt zur Megäre, daß die Aufseher versichern, lieber einen Saal mit 500 Männern, als mit 50 Frauen unter sich zu haben! Und Alter gibt es in diesem jung sterbenden Organismus überhaupt nicht, dieses so unentbehrliche Schwergewicht im Zusammenleben geht gleich ganz verloren! Es ist durchaus richtig, schon vor jeder weiteren Erörterung: Wie soll unter solchen Verhältnissen überhaupt etwas Gutes gedeihen! Und diese Unnatur füllt das ganze Leben aus. Also wenn man da auch allerlei durch Wohlfahrtseinrichtungen auszugleichen sucht: Das muß fast ein Zerrbild geben.

Und doch, diese gesamten Erwägungen genügen nicht, jene so besondere Unfruchtbarkeit, Wildheit, vor allem auch die Kurzsichtigkeit dieses ganzen Lebens zu erklären. Die Kurzsichtigkeit, daß nicht rund und bündig die Parole entsteht: Am Mississippi ist Land genug, und Kalifornien trägt noch heute Gold im Boden! Und statt in einem arbeitsfreudigen, menschenwürdigen Dasein, verbringt der Mensch sein Leben zwischen Fabrikmauern, Destillen und der jeweiligen Geliebten; statt in anspruchslosem Frieden in der Stickluft eines zu eng gepferchten Daseins, in dem der eine den anderen vergiftet und verdirbt! Wir wiederholen, diese sämtlichen Erscheinungen sind abermals Folgen nicht der Hochkultur, sondern der Berührung solcher Hochkultur mit einer doch fast Mann für Mann vom Lande stammenden früheren Volksschicht! —

In entsprechender und sehr ersichtlicher Weise aber, wie in diesen zwei Beispielen, vergiftet, man kann wieder keinen anderen Ausdruck gebrauchen, vergiftet und infiziert die Kultur den Bauernstand: Wir müssen von neuem hervorheben, unsere sämtlichen bisherigen Ausführungen gelten vom heutigen Bauerntum nur noch in relativem Maße!

Es sind nicht allerhand unschuldige Aenderungen, von welchen wir reden, wenigstens Aenderungen, die auf den ersten Blick unschuldig und belanglos zu sein scheinen, das Aufgeben der ursprüng-

lichen Bauweise, des alten Hausbauplanes und sein Ersatz durch irgend welchen städtischen, das Aufgeben der alten Trachten und alten Sitten und ihr Ersatz durch irgend welche aus der Kultur. Dergleichen ist keine Infektion, ist noch keine Vergiftung. Auch an den Ersatz von allerlei früheren, gesunden Gewohnheiten durch spätere, wertlosere, ungesundere denken wir nicht! An den Ersatz der alten Bauernkost durch die moderne, den Ersatz von Hafermus und Milch durch Kartoffeln und Kaffee; an den Ersatz des Sichausruhens durch Zeitungslektüre, der Sonntagsruhe durch Sonntagsvergnügen. Es ist aufs deutlichste zu merken, wie das alles langsam das Landvolk auf die Stufe der Stadtbevölkerung herabsinken läßt, daß es nicht mehr im stande ist, seine harte Kost zu vertragen, in seinen ungesunden Wohnungen gesund zu bleiben und ruhig und gelassen, wo alle Welt nervös wird. Wir sind doch durchaus so weit, daß die Militärärzte bei den Aushebungen bereits in deutlichster Weise darüber Klage führen, wie die verschiedensten Krankheiten in verderblicher Weise aus der Stadt aufs Land hinausgreifen! Und wenn unsere Armee nicht mehr von den Höfen her, nicht mehr hinter dem Pfluge und hinter den Pferden her sich rekrutiert, was soll dann werden! Wollen wir mit Offizieren, Einjährigen und Fabrikarbeitern Schlachten schlagen? Es mag dieser Punkt vielleicht einem Staatsmann als der wichtigste erscheinen. Indes wir möchten hinzufügen, doch nur einem kurzsichtigen, denn er ist nicht der wichtigste. Er würde immer noch nicht so harte Ausdrücke, wie Infektion und Vergiftung, rechtfertigen.

Die wichtigste Entartung, die verderblichste und auf die Dauer entschieden die folgenreichste ist die religiöse und moralische. Denn in unverkennbar deutlichen Zügen ist es auch da nicht beim alten geblieben.

Die heutige Haupteinfuhr ins Bauerntum hinein ist Geld, die Hauptausfuhr aus ihm heraus Treu und Glauben, Religion und Moral: Und das Bauerntum selbst hält das, wie so manchmal schon eine unrichtig orientierte Staatsweisheit, wenigstens für selbstverständlich. Man hat es wieder dahin formulieren wollen: Bei aller Völkermischung, so auch bei der Mischung hier zweier verschiedener Kulturstufen erbten die Kinder vorzugsweise die Laster der Eltern. Das Bauerntum behielte von sich seine bäuerlichen Laster und nähme die der Kultur dazu. Wie ein drastischer Mund sich ausdrückte: Der Bauer behält vom Bauerntum her das

Schnapstrinken und lernt von der Kultur her das Weintrinken dazu, und trinkt dann Wein und Schnaps zusammen! In unverkennbarer Weise liegen die Dinge auch hier wieder nicht so, vielmehr durchaus auch wieder schlimmer. Deshalb, weil auch hier wieder nicht zwei gleichalterige Rassen, zwei gleich ausgereifte Organismen zueinander in Beziehung treten, sondern ein reifer und ein noch unreifer. Es wiederholt sich abermals die verderbliche Tatsache, daß über einen halbfertigen, noch in seiner Entwickelungsphase stehenden Organismus ein späterer gerät: Jenes eine verderbliche Verhältnis, das wir eben zwischen Jugend und Alter ausführten, jene Vergiftung der Jugend durch das Alter, und jenes brünstig sehnsüchtige Aufsuchen dieses Alters durch die Jugend. Es bleibt nicht dabei, daß die jugendliche Volksschicht der alten ihre Laster absieht, sie kopiert und zu den ihrigen sie hinzufügt, sondern was sie von jener Welt zur Hand nimmt, und wenn es in der gefurchten Hand des Alters selbst zum Segen ausschlug, in der jugendlichen verwandelt es sich wieder zum Unsegen, zum Fluch! Niemals wird der gute Bauer zum guten Bürger, wie man auf den ersten Blick vielleicht denken sollte: Entwickelungsstufen, die Zeiten von Jahrhunderten bedurften, können nicht von gestern auf heute wiederholt werden.

Bringen wir einige Beispiele solcher verderblichsten moralischen Entartung: Wir wiederholen, sie überbieten bis jetzt die Kultur wohl noch nicht, unser Bauerntum ist noch kein Merowingertum! Aber was für fatale Dinge kommen dort doch vor, seit man da aufgegeben hat, die Kultur zu verachten, seit man angefangen hat, zu ihr hinüberzuschielen, mit ihr zu buhlen.

Ob irgend anderswo so skrupellos, so offen, so ohne jedes Bedenken gelogen wird, wie unter ‚gebildeten‘ Bauern!? Dem Bauer vom alten Schlage ist Wahrheit nicht eine Ehrensache, sondern eine Art Naturprozeß. Aber der ‚gebildete‘ moderne Bauernsohn mit den modisch geknöpften Manschetten lügt, wie wenn Lügen überhaupt nichts wäre. Belügt Kameraden, belügt Lehrer, belügt Pastor und Gericht mit Schwurfingern und ohne Schwurfinger. Der 25jährige Sohn belügt skrupellos Vater und Mutter. Wo ein anderer doch noch errötete, er gewiß nicht. Und wenn er die klarste und bewußteste Lüge ausspricht: Nicht das geringste Augenzwinkern wird ihm einen Strich durch die Rechnung machen! Seine guten Nerven werden ihn nicht im Stich lassen! Und sucht er nachher irgendwie irgendwelche Für-

sprache: Er wird sie nicht suchen aus sittlichen Gründen, weil er einsähe, sich ungehörig benommen zu haben, sondern lediglich und ausschließlich aus Nützlichkeitsgründen! Und es sind alles, das muß wiederholt werden, nicht irgend welche hergelaufene Burschen, sondern Söhne aus guten Häusern, von tüchtigen Vätern! Es ist einem oft, als erwachte in ihnen die ideale Welt überhaupt nicht, als bildete sich in ihnen überhaupt das nicht, was man Ehrgefühl nennt. Man steht wie vor einem Naturrätsel.

Oder die Roheit gegen Vater und Mutter! Die alte Mißhandlung, welche die Eltern als Altenteiler, Leibzüchter oder Auszügler erfuhren, war sozusagen etwas seit Jahrhunderten Gewordenes, etwas historisch Begründetes, etwas, womit sich auch das Alter selbst sozusagen abgefunden hatte. Es war in vielen Fällen überhaupt mehr eine harte Behandlung, wie eine Mißhandlung. Diese letztere hat erst die Neuzeit gebracht, wenn der Bauernbursche in der Kasernen- und Stadtluft gelernt hat, über Treu und Ehrlichkeit zu lachen, und dann mit seiner neuen Weisheit daheim seine Eltern regaliert. Ein Bruder überredet seine Schwester, abends mit ihm über Land zu laufen auf irgend einen Tanzboden hin, und überredet sie ebenso, der Mutter nachher vorzusprechen, sie wären abends rechtzeitig zu Haus gewesen. Später kommt die Lüge heraus und der Bursche hat auch nichts dagegen. „Die Schelterei wegen der Sache wäre ihm damals zuwider gewesen!“ Es pflegt ja meist überhaupt die Mißhandlung durch Worte schwerer empfunden zu werden, als die durch Taten. Derartige Redensarten sind aber erst das eigentlich schmerzliche Indieeckegedrücktwerden des Alters!

Oder das Gebiet sonstiger Roheiten, wenn der Mensch nicht zum Tier, sondern zum Teufel wird. Eines Montag morgens finden sich bei einem Baugerüst in solch halbkultivierter Gegend, so berichtete kürzlich eine bayrische Kreiszeitung, die Aufzugsseile sämtlich unbemerkbar zu dreiviertel durchgeschnitten! Oder zwei Burschen, die bald auf dem Lande sind, bald eine Zeitlang in der Fabrik arbeiten, wandern miteinander; und im Schlaf übergießt einer den anderen mit Benzin, zündet es an und macht sich davon! Oder milder. Eine Magd wünscht die Stadt nachzuahmen und sich jeden Morgen in Milch zu waschen und benutzt dazu die täglich in die Molkerei gehende. Es ist beängstigend, wie oft dergleichen sich gerade in solchen ländlichen Kreiszeitungen findet.

Wir sind mit derartigem nicht weit von der Merowingerluft, nicht weit von den vergifteten Messern entfernt[1]).

Schuld daran aber ist, das ist nicht zu leugnen, zum großen Teile die Kultur! Die Kultur, welche diejenige Zurückhaltung bezüglich ihrer eigenen Lebenssphäre, auf die jedes weise Alter aufs strengste jeder Jugend gegenüber Bedacht nimmt, welche solche Zurückhaltung nicht übt! Vielmehr man weiß, wie oft das Gegenteil! Wenn die eigene Ware maßlos überschätzt, wenn mit der eigenen Lebensanschauung die Außenwelt überschwemmt wird, und die Kultur selbst dabei der besten Meinung ist, das Heil zu bringen! Wie breite Schichten in derselben würden stündlich bereit sein, jedem ins Gesicht zu schlagen, der sie nicht als solches Heil bezeichnen wollte, sondern als das Verhängnis für die noch jungen Volksschichten in ihrer Mitte, als das Ende eines Volkes, das seine Zukunft, das seinen eigenen Nachwuchs in seinen Sturz mit hineinrisse.

Wenn man so die Dinge ansieht, dann könnte man davon abkommen, sie objektiv zu beurteilen. Daß sie selbst nicht im stande ist, für die gesunde Zukunft eines Landes zu sorgen, weil sie sich selbst unfähig macht zu der höchsten Aufgabe eines Menschengeschlechtes, bei seinem Tode gesunde Söhne und Töchter zu hinterlassen: Das möchte ihr noch verziehen werden! Das sind Angelegenheiten in der eigenen Familie! Daß die Kultur sich aber damit nicht begnügen kann, sondern mit all ihrem verführerischen Gift auch die jungen Volksschichten schädigt, auf die ein Volk seine Zukunft baut, sie verführt, betäubt und betört, daß sie ihr in die Arme taumeln, wie die Motte ins Licht, und zum Schluß das lastergewohnte Alter sie noch überleben wird: Dies Dämonische an der Kultur, diese ihre Rattenfängerart, das ist der Fluch, der sich an ihre Fersen heftet! Ein Fluch, der bei manchem ernsthaften Beurteiler schon das gewohnte große und übergroße Lob über sie rundweg ins Gegenteil verkehrt hat. Das Wagnersche Lob „Wie wir's so herrlich weit gebracht!" so weit, daß das Beste, was vor uns ein weiser Mann gedacht, nichts dagegen sein möchte, rundweg in den faustischen so unsäglichen und unaussprechlichen Spott: „O ja, bis an die Sterne weit!" Dann können wir dahin kommen, in jeder Zeitung einen Gifthauch zu sehen, in

[1]) Vgl. Müller-Brauel: Zur Verrohung des Volksgesanges. ‚Das Land' vom 15. Febr. 1903.

jeder Kleinbahn, mit der die Leute so lange bearbeitet und kujoniert werden, bis sie endlich nicht mehr anders können, wie sie hinnehmen, eine neue Giftschlange, die sich mit ihrem Gift und Geifer in das Land hineindrängt, die nie Gutes bringt, sondern stets nur Böses. Dann stellt man sich die Frage: Was bringt ein Volk mehr zurück, ein Dreißigjähriger Krieg oder dreißig Jahre Hochkultur? Und die Antwort steht fest vor der Frage! Die Kultur legt einen besonderen Wert darauf, die Reformation ihren Ahn zu nennen! Sie, bei der nichts um Gottes willen geschieht, Luther, der alles um Gottes willen tat? Es sind sehr nebensächliche Züge in jener Bewegung, auf die sie sich zurückführen läßt! Und sie will die Nation lehren? Sie, der der Faust das Ideal des Jahrhunderts ist? Dieser zerfahrene, weichliche Mensch, der nicht weiß, was er will! Der an allem etwas auszusetzen hat und mit nichts zufrieden ist! Eine solide Not hätte über ihn kommen müssen, wie über Hiob, die ihn entweder beten gelehrt oder ihn zerquetscht und die Welt von ihm befreit hätte! Faust als Lehrer für Seelendiätetik! Das ist das Bild unserer Kultur dem Bauerntum gegenüber! Sie mit den dunkeln Ergebnissen ihrer Sittlichkeitskonferenzen wünscht das Bauerntum zu lehren? Zu ruinieren, ja! Aber zu lehren?! Es ist merkwürdig, wie selbst Miaskowski in dem uns so geläufigen bescheidenen Hochmut sich äußert: „Es ist eine der schönsten Aufgaben des Staats, der Kirche und der Gesellschaft, das Bauerntum allmählich zu größerer Freiheit des Geistes heranzuziehen!“ [1]) Ganz gewiß hat Rosegger recht mit seiner anderen Verteilung des Lehrens und Lernens! —

Für jeden Organismus, denselben als Einzelorganismus betrachtet, ist sein selbstverständlichstes, aber auch sein verhängnisvollstes Ereignis: Das Altwerden. Die Pariserin spricht es direkt aus, schmerzlich und sehnsuchtsvoll eine zur anderen: Vous êtes encore jeune! Jeder Organismus aber empfindet ebenso. Und für jeden Organismus ist es das ganz hauptsächlichste Grundgesetz seines Lebens, das, was jung an ihm ist, was noch jung an ihm ist, das möglichst lange jung zu erhalten. Es gilt für jeden einzelnen Menschen, es gilt für jedes ganze Volk. Was in uns jung und elastisch ist, das durch Turnen, Schrebern, durch Arbeit und Ruhe uns jung und elastisch zu erhalten, und die

[1]) Miaskowski a. a. O. Bd. 1 S. 104.

Schichten in einem Volksorganismus, welcher die Jugend in ihm vertreten, diese in ihm jung zu erhalten. Es dürfte nicht mehr und nicht weniger sein, als eine Art Selbstmord, den ein Volk an sich begeht, wenn es mit dem, was es an Hochkultur in seinen Kulturzentren erzeugt, rücksichtslos auch seine Provinzen überflutet. Das Heil ist niemals den Provinzen aus Rom, stets aber Rom aus den Provinzen gekommen. Darum gilt es, mit Gewalt diese Quellen rein zu erhalten, sie nicht leichtsinnig zu vergiften und zu verschütten. Sonst liegt hier naturgemäß der Todeskeim eines Volkes. Bei allen Völkern, die eines natürlichen Todes starben und sich nicht dagegen wehrten, ist der Tod von diesem Punkte ausgegangen.

Es wird dabei bleiben müssen, es gilt die doppelte Weisheit, die Jugend vor dem Altwerden, die Natur vor der Kultur zu bewahren! Alter und Kultur kommen beide von selbst. Sie kommen von selbst, kommen sicher, kommen unaufhaltsam, kommen immer noch zu früh. In irgend welcher Weise aber den einen wie den anderen Prozeß befördern, in irgend welcher Weise ihn beschleunigen und nicht in jeder Weise ihn verzögern, das dürfte das eine wie das andere Mal eine schlechte Weisheit sein.

Das Bauerntum kommt immer von neuem für ein Volk nicht in Betracht in erster Linie als Brotquelle. In der Weise könnte es der Großgrundbesitz vertreten oder Amerika oder die Chemie, wenn sie, etwas phantasievoll vielleicht, in Aussicht stellt, aus Steinkohlenteer und aus Wäldern uns Brot zu liefern. Das Bauerntum kommt in Betracht wesentlich als der große Vorrat physischer, geistiger, moralischer und religiöser Jugend und Gesundheit eines Volkes, den dasselbe nicht entbehren kann und den man nicht in der Weise behandeln darf, daß man ihn mit Kultur überzieht. Gerade die Kultur wird die hohe Meinung, welche sie von sich hegt, wesentlich mit daran zu bewähren haben, ob sie geneigt ist, die Erkenntnis ihrer verderblichen Wirkungen gerade an dieser so wichtigen Stelle ernstlich ins Auge zu fassen. Es ist die Frage, ob ihr materieller Sinn sie nicht dazu bereits unfähig gemacht hat. Was kümmert es das Geld, ob Volksschichten untergehen!?




ARTIBUS

ARTIBUS

ARTIBUS

ARTIBUS

ARTIBUS

ARTIBUS

